Das Dreieck meiner Kindheit

Michael Kofler
Judith Pühringer
Georg Traska

Das Dreieck meiner Kindheit

Eine jüdische Vorstadtgemeinde

mandelbaum *verlag*

Buch zur Ausstellung

»Das Dreieck meiner Kindheit«
Eine jüdische Vorstadtgemeinde in Wien XV

Herklotzgasse 21, 1150 Wien
29. Oktober bis 28. November 2008

ISBN 123458697088
© Mandelbaum Verlag
Alle Rechte vorbehalten
1. Auflage 2008

Redaktion: Michael Kofler, Judith Pühringer, Georg Traska
Lektorat: Angela Heide
Satz und Umschlaggestaltung: Renate Woditschka
Druck:

Das Projekt Herklotzgasse 21 und die jüdischen Räume in einem Wiener Grätzel wurde gefördert von

MitherausgeberInnen

HerausgeberInnen

Inhaltsverzeichnis

Vorwort der HerausgeberInnen **11**
Beziehungen und Begegnungen: über das, was uns geleitet hat 11
Geschichte und Erinnerung: über dieses Buch 16
Finanzierung und Ermutigung: über die FördergeberInnen und UnterstützerInnen 18

Portraitfotos der InterviewpartnerInnen **21**

Die jüdische Gemeinde »Sechshaus« **43**
Charakteristik der Gemeinde 43
Definition und Geschichte der Vorstadtgemeinde 44
Entstehung der Gemeinde 45
Das Arnstein'sche Schloss 46
Jüdische Fabrikanten im Vormärz 47
Die Fabriken 53
Herkunft der Fabrikanten – Gründe für die Migration 56

Die BewohnerInnen der Jüdischen Gemeinde »Sechshaus« und ihre mährischen »Heimatstädte« **59**
Migration als Teil der Geschichte 59
Historischer Überblick über jüdische Siedlungen in mährischen »Heimatstädten« 59
Gründe der Migration 60
Kontinuitäten der Familienbranchen in Mähren und Wien 61
Wohnverhältnisse und Migration 61
Der Weg nach Wien 63

Die jüdische Bevölkerung im Vormärz 64
1848: Zur Situation der Wiener und der vorstädtischen JüdInnen im Revolutionsjahr 67
1853: Die jüdische Bevölkerung im Kontext des politischen Bezirks Sechshaus 70
Räumliche Streuung 72
Numerische Entwicklung der jüdischen BewohnerInnen 1853–1934 73
Soziale Zusammensetzung der Bevölkerung: 1870 und 1890 75
Herkunftsverteilung 1870 und 1890 77
Die religiöse Gemeinde. Streben nach Einheit der Gemeinde und nach dem Monopol 78
Die unabhängige Kultusgemeinde Sechshaus und ihre Aufgaben 81
Der Turnertempel 1870-1938 83
Die Rabbiner des Turnertempels 89
Zerstörung und »Nachgeschichte« des Turnertempels 94
Die Storchenschul 1873–1942 97
Der Haschomer Hazair in der ehemaligen »Storchenschul« 1955–1974 103
Das Vereinshaus in der Herklotzgasse 21 1906–1939 108
Das Waisenhaus in der Goldschlagstraße 84 116
Altersheim und Deportation aus der Goldschlagstraße 84 119

Die jüdische Bevölkerung unter der NS-Herrschaft **121**

Die jüdische Bevölkerung im 15. Bezirk, 1938–1945 121

Verfolgung, Flucht und Ermordung in der Erinnerung der Überlebenden 126
Der Anschluss 126
Der Einmarsch 127
Angst 128
Ausschluss aus der Schule und Sammelschulen 129

»Juden und Hunden Eintritt verboten« – Verdrängung aus dem öffentlichen Raum 129
Die »Reichskristallnacht« 130
Vertreibung aus den Wohnungen und Einweisung in Sammelwohnungen 133
Fluchtvorbereitungen 134
Abschied und das Trauma der Trennung 136
Fluchtwege 139
Deportation und Ermordung 142
Nachricht von der Vernichtung 143
Ankunft in Israel 144

Nachbarliche Raubzüge – die »Arisierungen« im 15. Bezirk 126 S 126 148
Die »Entjudung« der Wirtschaft 148
Die Arisierung von Wohnungen und Liegenschaften 159
Immobilien 161
Mobilien 162
Der Enteignungsvorgang und der/die AriseurIn 165
Widerstandsversuche gegen die Beraubung 168
AriseurIn ohne davon zu wissen? Rechtfertigungen von AriseurInnen und die Rückstellungspraxis nach 1945 168

Gedächtnis in Österreich, Israel und den USA – Überschneidungen 171

Erinnerungen sind unberechenbar. In der Jugend entziehen sie sich, um später im Leben aufzutauchen. 171

Die Gezeiten des Vergessens aufhalten 175

Das Gedächtnis des Bezirks 179
Welche Bedeutung hat Geschichte für die Stadtentwickung und die Stadtteilarbeit? 179
Rudolfsheim-Fünfhaus – ein aufstrebender Wiener Bezirk 180
Menschen, Kulturen, Bedürfnisse, Konflikte, Lebenslagen 181
Das Gedächtnis eines Stadtteils 183
Geschichte prägt das soziale Handeln 184
Konsequenzen für die Stadtentwicklung 185

**Wie wird historisches Wissen aktiv?
Ein halbes Jahrhundert für die Entstehung (k)eines Archivs 187**

Herklotzgasse 21 187
»Archiv« 188
Verlagerungen 189
Wien–Jerusalem 189
Wien–Moskau 191
Umlagerungen in Wien 192
1986 192
Die Anlaufstelle 194
Bestände aus der Herklotzgasse 21 198
Kommunikation zwischen archivarischem Gedächtnis und lebendiger Erinnerung 198
Die Anlaufstelle als »historisches Archiv« avant la lettre – und ihre Öffentlichkeit 200
Das Wiener Wiesenthal-Institut für Holocaust-Studien (VWI) 201
Resümee 202

Verdächtigungen und Geheimnisse: Familiengeschichten aus dem Archiv 203

Literatur und Quellen 208
Anhang I–Anhang III 214

Gewidmet den jüdischen Bewohnerinnen und Bewohnern des 15. Bezirks und ihren Nachkommen.

Moshe (Hans) Jahoda und seine Schwester Gerti Jahoda, Wien, ca. 1933 (Moshe Jahoda)

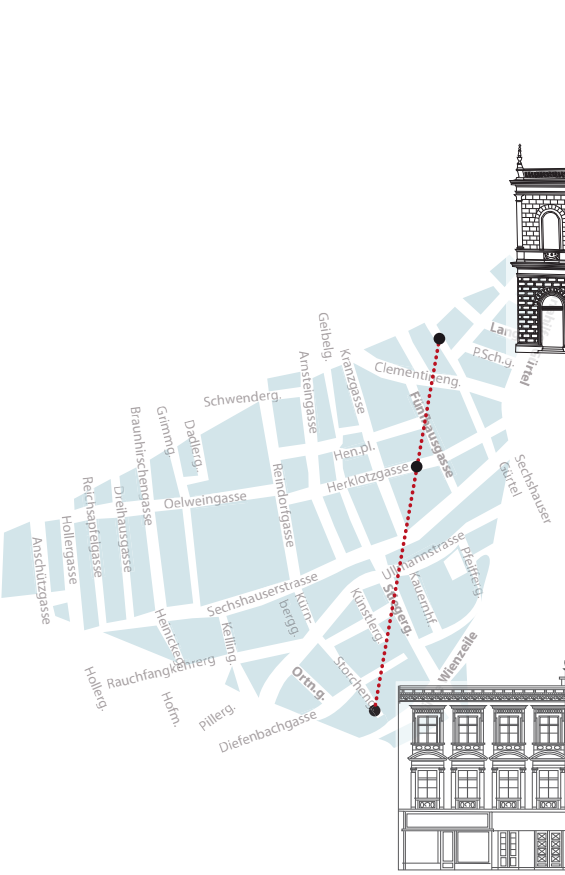
Moshe Jahoda mit seiner Frau und zwei seiner Enkelkinder in Israel, Tel Mond, November 2007 (Judith Pühringer)

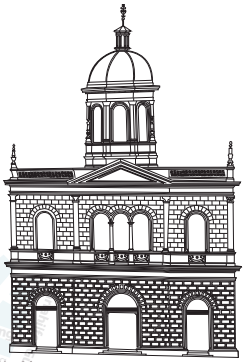
Moshe Jahoda besucht zum ersten Mal seit 1938 die Herklotzgasse 21 und gibt uns ein Interview, Wien, November 2007 (Judith Pühringer)

In meinen Kindheitserinnerungen ist dieses »Dreieck« Herklotzgasse 21, der Turnertempel und die Storchenschul ähnlich einer Burg mit drei Türmen, umgeben von einem drohenden Vulkan, welcher jederzeit ruhen oder ausbrechen hätte können. Ich würde gerne unser Gespräch über die Elemente und den Inhalt der physischen und geistigen Komponenten dieses »Dreiecks« fortsetzen ...

Moshe Jahoda, 26. März 2007

Herklotzgasse 21





Turnertempel

Storchenschule

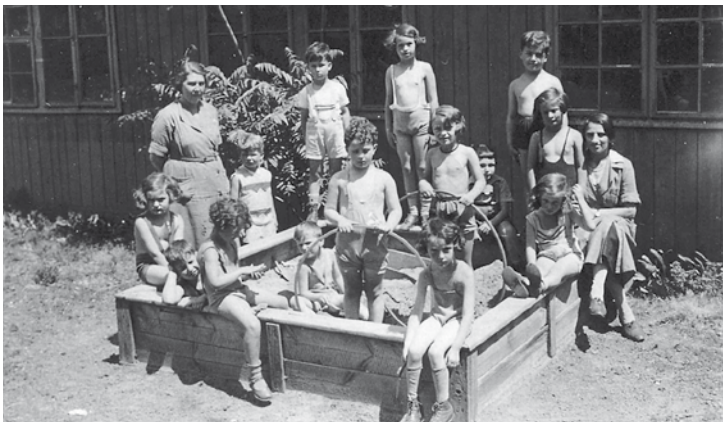
Vorwort der HerausgeberInnen

Beziehungen und Begegnungen: über das, was uns geleitet hat

Das Projekt »Herklotzgasse 21 und die jüdischen Räume in einem Wiener Grätzel« war für uns von Anfang an nicht »nur ein Projekt«. Es entspringt einem vagen Gefühl. Einer Ahnung. Einer Idee, die zu einer Aufgabe wird. Wir wussten, dass wir in einem Haus unseren Arbeitsalltag und Arbeitsmittelpunkt angesiedelt haben, dessen Geschichte spürbar, aber unsichtbar geblieben ist. Ein paar Erzählungen gab es, die von den HausbewohnerInnen, den KünstlerInnengruppen im Haus weitergegeben wurden; ein paar Hinweise des Hausbesitzers. Keine Tafel, kein Dokument, keine Gewissheit.

Die Büroräumlichkeiten von zwei Vereinen und einer KEG (Bundesdachverband für Soziale Unternehmen, dieloop.at, Verein coobra) im ersten Stock Herklotzgasse 21, 2008 (Judith Pühringer)

Die ersten Ideen entstehen im Herbst 2006: Wir beginnen mit Unterstützung des Vereins Stadtimpuls zu recherchieren, und bald erkennen wir, dass die Herklotzgasse 21 ein Knotenpunkt für jüdisches Leben im 15. Bezirk war. Der Turnertempel. Die Storchenschul. Ein Kindergarten. Eine Ausspeisung. Der Turnverein Makkabi. Reges Vereinsleben. Jüdisches Leben in einer Wiener Vorstadtgemeinde. Ein »Dreieck der Kindheit« für Jüdinnen und Juden in Wien.
Doch das jüdische Leben und dessen Geschichte in diesem Wiener Grätzel ist kaum bekannt, wenig erforscht und noch weniger dokumentiert.



Kindergarten Herklotzgasse 21, ca. 1935; am Sandkistenrand sitzend von links nach rechts: Gerti Jahoda, unbekannt, Dita Segal, Genia Preminger, Chava Blodek, Malka Verständig; neben Malka: Erika Goldschmied; alle anderen Namen sind uns nicht bekannt (Zwi Preminger)

Die erste Person, die uns auf eine Spur zu den Menschen, die in unserem Grätzel gewohnt haben, bringt, ist Inge Rowhani-Ennemoser. In ihrem Buch *Nachricht vom Verlust der Welt* hat die Tochter der letzten Hausbesorgerin der Herklotzgasse 21 die Spuren ihrer Familie nachgezeichnet, die im 15. Bezirk ihren Ausgangspunkt nehmen. Sie nennt uns einen Namen: Moshe Jahoda. Er hat Inge Rowhani-Ennemoser auf der Suche nach einem Buch über eine koschere Wurstfabrik in der Fünfhausgasse kontaktiert und sie nach einem Kindergarten gefragt. Moshe Jahoda ist Leiter der Claims Conference in Wien, pendelt zwischen Wien und Tel Aviv. Ein paar Tage später treffen wir ihn zu einem ersten Interview. Moshe Jahoda spricht vom »Dreieck seiner Kindheit« im 15. Bezirk – mit den »3 Zufluchtsburgen« Herklotzgasse 21, Turnertempel und Storchenschul. Er erzählt von den Orten und den Erinnerungen an seine Kindheit, die durch den Holocaust jäh beendet wurde: Moshe Jahoda floh als 13-jähriger Bub mit dem letzten Kindertransport nach Palästina. Seine Eltern und seine Schwester Gerti, die auch in den Kindergarten der Herklotzgasse ging, wurden ermordet.

Uns wird schnell klar, dass nicht nur die Geschichte des Hauses in der Herklotzgasse 21 für das ganze Viertel von zentraler Bedeutung ist, sondern dass das Viertel selbst ein heute in Vergessenheit geratener Knotenpunkt regen jüdischen und nicht jüdischen Lebens gewesen ist. Was uns auch klar wird ist, dass dieses Projekt nicht allein durch recherchierte historische Aufarbeitung und Analyse getragen wird und getragen werden darf: Im Mittelpunkt stehen für uns die Lebensgeschichten, Lebenswege und Beziehungen der Menschen, die hier gelebt und ihre Kindheit verbracht haben, und die Beziehungen, die wir im Heute mit diesen Menschen aufbauen durften und dürfen.

Nach unserem Interview mit Moshe Jahoda führt uns der Zufall auf eine weitere Spur: Es läutet am Abend an der Bürotür: Miriam und Zwi Preminger aus Connecticut stehen vor der Tür. Sie seien auf der Durchreise nach Haifa, und Zwi wolle seiner Frau den Ort seiner letzten Wohnung in Wien vor Flucht und Emigration nach Palästina zeigen: die Herklotzgasse 21. Wir treffen die beiden zu einem Abendessen. Aus Amerika schickt uns das Ehepaar Preminger die ersten Kindergartenfotos, die wir zu Gesicht bekommen, und ein Foto von Zwi, das ihn auf einem Roller stehend, lächelnd im Hof der Herklotzgasse 21 zeigt. Die Kusine von Zwi Preminger, Alisa Waksenbaum, ist auch in den Kindergarten gegangen und lebt jetzt in Israel.

Von Moshe Jahoda kommen zwei neue Kontakte: Israel Hadar und Ella Kaufmann. Rund um weitere Namen, Erinnerungen und Freundschaften, die die Zeit überdauert haben, beginnen sich weitere Kreise zu formen.
Aber auch andere Zufälle passieren, wie etwa, dass Chava Blodek-Kopelman im Jahr 2000 beschließt, in der Botschaft in Tel Aviv ein Kindergartenfoto aufzuhängen mit der Frage: »Wer erkennt sich selbst oder jemand anders auf diesem Foto aus Wien XV?« Erika Goldschmied-Zimmerman und Dita Segal melden sich. Die drei Frauen telefonieren in Israel, treffen einander und erinnern sich an »all die Dinge, an die wir uns nicht mehr erinnern konnten«. Chava Blodek-Kopelman kennt außerdem noch Eddie Arad und Chava und Leo Feier.

Zwi Preminger, im Hof der Herklotzgasse 21, ca. 1936/37 (Zwi Preminger)

Chava Blodek-Kopelman, Erika Goldschmied-Zimmerman, Dita Segal (v. li. n. re.), Tel Aviv, November 2007 (Judith Pühringer)

Über eine Aussendung des Jewish Welcome Service melden sich Katharina Merkel und Paul Zwicker, Katriel und Hilde Fuchs und Zwi Nevet bei uns. Wir telefonieren, wir mailen. Haya Izhaki, die Tochter des letzten Rabbiners der Storchenschul, wird uns über Elisabeth Ben David-Hindler vom Projekt »Steine der Erinnerung« vermittelt, Haya Izhaki kennt Schula Kühn und Anny Götzler, deren Freundin wiederum Stella Finkelstein ist.

All diese Menschen leben heute in Israel oder zum Teil in Israel, und sehr schnell wird klar, dass wir gerne ihr Lebensgeschichten erfahren wollen. Eine Reise wird geplant. Eine Reise nach Israel. Eine Reise in Erinnerungen, in die Vergangenheit und in die Gegenwart jener Menschen, von denen wir zu diesem Zeitpunkt nur den Namen und manchmal ein Kinderfoto kennen.

Die erste Reise nach Israel wird für Oktober 2007 festgelegt. Ein seltsames Gefühl: Wir wollen in 14 Tagen 13 Personen besuchen, die uns nicht kennen, um mit ihnen über ihre Lebensgeschichten zu sprechen. Die Reise- und Zeitpläne sind fast fertig. Aufgeregtheit macht sich breit. Vorsicht. Ein wiederholtes Nachdenken und Reden darüber, wie wir so etwas überhaupt möglich machen und ermöglichen können, ohne »mit der Tür ins Haus zu fallen«. Die Telefonate sind freundlich, freudig, voller Erwartungen auch von der anderen Seite.

In den zwei Wochen unserer Reise nach Israel und in die Lebensgeschichten der Überlebenden erkennen wir, wie fein die Grenzen der Kommunikation sein können, wenn es um den Holocaust geht, um das Vergessen und Erinnern, um Schuld und Versöhnung und um aktuelle Fragen der Ausgrenzung und der Integration. Unsere Tage sind nicht nur erfüllt von intensiven Lebensberichten, sondern auch von sehr politischen Diskussionen untereinander und mit den Menschen, denen wir begegnen.

Georg Traska, Ursula Henzl (an der Kamera), Judith Pühringer und Michael Kofler, Israel, November 2007 (Shirli Kopelman)

Ella Kaufmann und Josef Kohn erzählen uns, dass sie beim Älterwerden und im Alter mit vielen Dingen Frieden gefunden haben, in anderen Bereichen nimmt die Wut über das, was passiert ist, aber zu – und auch der Ärger über das, »was sich nicht mehr auflösen lässt«.
Wir führen berührende Gespräche mit der zweiten und dritten Generation, der Generation der Kinder und Enkelkinder, die – für uns unerwartet und überraschend – sehr oft bei den Interviews dabei sind. Sie teilen ihre Erinnerungen an die Erinnerungen der Eltern mit uns und haben einen ganz speziellen Blick auf die Vergangenheit. Aber auch ihre eigenen Lebenswege wurden von der Herkunft und der Erinnerung ihrer Eltern und Großeltern geprägt.
Viele Überlebende sind noch immer mit Wien verbunden, besuchen diese Stadt regelmäßig und haben hier Freunde und Kontakte. Manche haben Wien nie wieder besucht.

Ella Kaufmann und ihre Tochter Ruthi beim Interview, Israel, November 2007 (Judith Pühringer)

Katharina Merkel und Judith Pühringer beim Interview, Israel, November 2007 (Michael Kofler)

Georg Traska und Josef Kohn beim Interview, Israel, November 2007 (Judith Pühringer)

Aus über 20 verschiedenen Perspektiven hören wir Geschichten über den Turnertempel, die Storchenschul, die Herklotzgasse. Hinzu kommen Erinnerungen von weiteren Menschen, die wir in Wien treffen: Ernst Meir Stern, Edith Jäger und Melanie Kadernoschka.
Die Eindrücke von unserer Reise und den Gesprächen sind vielfältig, sie sind politisch, persönlich, sie haben uns an die Grenzen des Aushaltbaren geführt, sie haben uns berührt und

zum Lachen gebracht. Abseits von allen politischen Einblicken und Implikationen haben wir Menschen in einer Art und Weise kennen lernen dürfen, die in der »Fremde« einander normalerweise kaum begegnen. Was uns verbindet, ist das Land, in dem wir geboren wurden, und dass wir an den Orten ihrer Kindheit arbeiten. Was uns darüber hinaus nach dieser Reise verbindet, sind Beziehungen zu Menschen, die uns offen aus ihrem Leben erzählt haben, obwohl wir Fremde sind und aus einem Land kommen, das sie vertrieben, verfolgt und ihre Familien ermordet hat. Was es bedeutet, diese Menschen kennen gelernt zu haben, können wir nicht in Worte fassen. Es hat uns und unsere Arbeit verändert, uns für Zusammenhänge sensibilisiert, die uns vorher noch nicht so klar waren. Wir sind Menschen begegnet, die reiche Leben gelebt haben und leben, obwohl sie unvorstellbare Gräuel miterlebt haben, deren Familien umgebracht wurden, die fliehen und von einem Tag auf den anderen ein vollkommen neues Leben beginnen mussten.
Wenn es ein Zentrum unserer Arbeit am Projekt Herklotzgasse 21 gibt, dann sind das die Beziehungen zu den Menschen, denen wir begegnet sind. Zu den Überlebenden, den ehemaligen Kindern dieses Grätzels und deren Familien, die wir zum Teil kennen lernen durften und dürfen.

Alles, was rund um dieses Zentrum geschehen ist, entwickelt wurde und sich entwickelt hat, ist geprägt von Menschen, von Kommunikation, von Beziehungen, von Netzwerken, die entstanden sind und die es ohne dieses Projekt nicht geben würde. Das gilt für die heutigen BewohnerInnen des Hauses Herklotzgasse 21, das gilt für die Menschen, die hier arbeiten, proben, musizieren und werken, das gilt für die Bevölkerung dieses bis heute umstrittenen, konfliktreichen, diskussionsbedürftigen und diskussionswilligen Bezirks Rudolfsheim-Fünfhaus. Das gilt für alle, die uns die Türen geöffnet haben, als wir zu gemeinsamer Diskussion und Auseinandersetzung in Bezug auf ein Denkmal an Stelle des Turnertempels eingeladen haben. Und es gilt auch für die, die die Tür noch nicht geöffnet haben, aus welchen Gründen auch immer. Über diese Personen haben wir in besonderem Maße nachgedacht.
Es entstand Kommunikation und Austausch mit der und rund um die Bezirksvertretung und die Gebietsbetreuung im 15. Bezirk, mit der Stadt Wien, mit politischen Parteien und nicht zuletzt mit unseren zahlreichen FördergeberInnen und den Menschen, die hinter diesen Organisationen stehen.

Dass die Herklotzgasse 21 nach 70 Jahren auf diese Art und Weise erneut ein Knotenpunkt des Lebens, der Auseinandersetzung und Ausgangspunkt unterschiedlichster Beziehungen geworden ist – Beziehungen, die Vergangenes und Gegenwärtiges in einem (manchmal fast untragbaren) Spannungsbogen vereinen –, ist kein planbares und geplantes Projekt, sondern ein Geschenk.

Blick in den Hof der Herklotzgasse 21 – der ehemalige Turnsaal ist heute ein Veranstaltungsort, der Hof wird im Sommer für (Arbeits-)Besprechungen genützt, Wien 2008 (Judith Pühringer)

Seit der Begegnung mit Moshe Jahoda war uns klar, dass die historische Forschung und Darstellung in engem Austausch mit den persönlichen Erinnerungen der ehemaligen Mitglieder dieser Gemeinde geschehen sollte. Erinnerung und Geschichtsschreibung stehen einander gegenüber als komplementäre Geistestätigkeiten, motivieren einander und ergänzen einander inhaltlich.

In Wien entstanden in den letzen 10 Jahren zahlreiche, bürgerschaftlich getragene Erinnerungsprojekte, denen gemeinsam ist, dass sie beim Holocaust ansetzen.[1] Diese politische und soziale Katastrophe wurde in der jüngeren Generation der »Täterländer« Österreich und Deutschland auch als offene Wunde der heutigen »nichtjüdischen« Gesellschaft und Geschichte erkannt. Das Projektteam der Herklotzgasse 21 war sich aus verschiedenen Gründen darüber einig, dass der Holocaust auch für dieses Projekt konstitutiv sein musste, dass wir uns den Blick auf die Geschichte aber nicht von ihm allein vorschreiben lassen wollten. Einerseits wollten wir die ehemaligen Mitglieder der Gemeinde, die das Glück hatten, zu überleben, nicht auf die Rolle der »Überlebenden« reduzieren, trafen wir doch vollkommen verschiedene Persönlichkeiten, die fast 70 Jahre ihr Leben auf unterschiedlichste Weise gestaltet haben. Andererseits mussten wir uns selbst einen Begriff davon machen, welches Leben die Vertriebenen und Ermordeten hier in besseren Zeiten geführt hatten. Was war denn das: eine jüdische Gemeinde in Rudolfsheim, Fünfhaus und den angrenzenden Bezirken, die heute wie damals ärmere Arbeiterbezirke sind und deren soziales Leben auch gegenwärtig von Migrationsphänomenen und der nicht selten konfliktbehafteten Begegnung verschiedener Kulturen geprägt ist? Wie ist in dieser Region, deren jüdische Geschichte im Kontext Wiens weit gehend unbekannt ist, überhaupt eine jüdische Gemeinde entstanden? Der Wunsch, vom gegenwärtigen Standpunkt aus in einen Dialog mit dem historischen Geschehen zu treten, und die Absicht, die historische Forschung gegenüber der Perspektive des Holocaust zu vertiefen, entstanden aus parallelen Erkenntnisbedürfnissen.

Die Begriffe, Assoziationsweisen und Ausdrucksformen des individuellen und kommunikativen Gedächtnisses sprechen das Vorstellungsvermögen auf ganz andere Weise an als eine »objektiver« vorgehende historische Darstellung. Die individuellen »Stimmen« sind zwar im Sinne einer Oral History auch »historische Quellen«, primär sind sie jedoch persönlicher Ausdruck, in dem sich biografische Zeitschichten, Erfahrungen und Reflexion unlöslich durchdringen. Die Stimmen der Erinnerung kommunizieren mit der »exakteren« Geschichtsschreibung und halten für diese unverzichtbare, objektivierbare Informationen bereit. Sie gehen jedoch nicht auf in der Historie, sondern durchdringen sie als deren lebendige Zeugnisse.

Dieses Buch versucht, ergänzend zur Ausstellung in der Herklotzgasse 21 und zu den Präsentationen im städtischen Raum, der Durchdringung von Geschichte und Erinnerung auf der Ebene der Schriftlichkeit gerecht zu werden. Der Ausstellung sind andere Mittel geboten, die Erinnerung an den historischen Schauplätzen durch Film, historische und aktuelle Fotografien zu einem vielstimmigen und die Wahrnehmung ansprechenden Text zu verweben.

Das Buch gliedert sich in einen der Geschichte und einen dem Gedächtnis gewidmeten Teil. Der von Georg Traska gestaltete historische Teil geht in Hinblick auf die Ursprünge und Grundlagen der Gemeinde chronologisch vor und nimmt an einigen Stellen über literarische

1 Etwa das Projekt »Steine der Erinnerung« unter Leitung von Elisabeth Ben David-Hindler (steinedererinnerung.net), verwandt den deutschen »Stolpersteinen«; das Projekt »Servitengasse 1938« (www.servitengasse1938.at), das Projekt über die Gemeinde der Synagoge in Wien VIII, Neudeggergasse 12, das Projekt »erinnern für die zukunft« (www.erinnern-fuer-die-zukunft.at) und die Internet-Plattform www.erinnern.at.

Zitate Ton und Bildlichkeit der individuellen Stimmen auf. In der Behandlung der einzelnen Orte löst sich die Darstellung von der linearen Chronologie, durchmisst größere Zeiträume und stellt die verschiedenen historischen, archivarischen Quellen und die Stimmen individueller Erinnerung unvermittelter nebeneinander, um den Schauplätzen gemeinsam mit Fotos aus verschiedenen Zeiten und Quellen Plastizität zu geben. Julius Müller und Evelyn Adunka übernehmen als SpezialistInnen einzelne Kapitel der kontinuierlichen Erzählung und erweitern die geschichtswissenschaftliche Perspektive.
Florian Wenninger bringt nach Überarbeitung und neuer Auswertung die Ergebnisse eines universitären Forschungspraktikums ein, das 2005 von einer Gruppe Studierender am Wiener Institut für Staatswissenschaften unter der Leitung von Professor Walter Manoschek durchgeführt wurde. Sein Kapitel über die jüdische Bevölkerung in Rudolfsheim-Fünfhaus 1938–1945 ist der fortlaufenden Erzählung eingebunden und dient als Einleitung zu jenem Teil, der sich der NS-Herrschaft widmet. In dem Kapitel von Georg Traska über Verfolgung, Flucht und Ermordung in der Erinnerung der Überlebenden wechselt die Erzählung ganz in den Modus des Gesprochenen, um die stark beforschten Ereignisse dieser Zeit allein aus der Perspektive der jüdischen InterviewpartnerInnen darzustellen. Komplementär dazu stellt Florian Wenninger im Artikel *Nachbarliche Raubzüge* das Vorgehen der TäterInnen ins Zentrum. Er fragt danach, wie die politisch ermöglichte und gesteuerte Beraubung der jüdischen BürgerInnen von der übrigen Bevölkerung umgesetzt und genutzt wurde, und schließt damit den historischen Teil des Buches.

Der dem Gedächtnis gewidmete Teil des Bandes bildet einen Fächer der Perspektiven rund um die historische Erzählung und geht den Initiativen und Modi der Erinnerung an verschiedenen Orten und in unterschiedlichen sozialen und institutionellen Zusammenhängen nach. Er wird eröffnet durch einen Artikel von Chava Blodek-Kopelman, in deren Persönlichkeit und Biografie sich die individuelle Erinnerung an die Gemeinde Sechshaus und professionelle Erinnerungsarbeit in einer psychosozialen Institution für Holocaust-Überlebende überschneiden und wechselseitig beeinflussen. Dina Porat nähert sich der Kultur der Erinnerung an den Holocaust über die Geschichte der autobiografischen Buchpublikationen von Überlebenden an – vor allem in der Generationenfolge der Israelischen Gesellschaft, aber auch im internationalen Vergleich.
Michael Kofler, Michaela Rebel-Burget und Christoph Stoik behandeln die Potenziale und Erfordernisse von Erinnerungsarbeit als Teil der Stadtentwicklung und Stadtteilarbeit. Sie stellen damit den Konnex zu dem Tätigkeitsfeld des Projekts her, auf dem die gegenwärtige Bevölkerung des Stadtviertels in vielfältiger Weise über die historische Recherche und Darstellung informiert und nach ihren Bedürfnissen und möglichen Beiträgen befragt wird. Auf diesem Weg soll eine aktuelle soziale Perspektive im Verhältnis zu den historischen Ereignissen gewonnen werden. Der Artikel von Georg Traska nimmt seinen Ausgangspunkt von der Herklotzgasse 21, die zwischen 1986 und 2000 als Depot für einen bedeutenden Archivbestand fungierte. Er handelt von den fortgesetzten Verzögerungen der Gründung eines historischen Archivs der Israelitischen Kultusgemeinde Wien und davon, unter welchen Bedingungen das archivarische Gedächtnis wieder aktiviert wurde.
Peter Goodrich' und Linda Mills' Beitrag schließt unmittelbar daran an und zeigt, wie die Anlaufstelle der IKG Wien als »Archiv avant la lettre« zu einem Ort für persönliche Entdeckungen und Erfahrungen wird. So verknüpfen sich hier abermals das archivarische, auf »objektive« Erkenntnis fokussierte Gedächtnis und die individuelle Erinnerungsarbeit von Überlebenden und deren Nachkommen. Der Artikel von Mills und Goodrich ist Frucht der Begegnung von zwei Forschungsprojekten, die von völlig verschiedenen Positionen ausgehen (eines im »Land der TäterInnen«, betrieben von einem nichtjüdischen Team, das andere entstanden aus einer jüdischen Familienrecherche und ausgebaut zu einem umfangreichen amerikanischen Filmprojekt). Und doch führte die Begegnung – und nicht allein diese – zu einem Verständnis davon, an einem gemeinsamen historischen Gedächtnis zu arbeiten.

Finanzierung und Ermutigung: über die FördergeberInnen und UnterstützerInnen

Die Größe, Dauer und Dimension eines derartigen Projekts ist abhängig von Finanzierung und damit auch von Organisationen und Personen, die bereit sind, diese Finanzierung und damit ein hohes Maß an Vertrauen bereitzustellen.
Beim Projekt Herklotzgasse 21 sind die einzelnen Vorhaben mittlerweile zu jeweils komplexen Einzelprojekten mit unterschiedlichen Förderungen, Finanzierungskreisläufen und AkteurInnen geworden. Jedes dieser Projekte erfordert sowohl in der Planung wie auch in der Umsetzung und in der Außenkommunikation ein sehr konsequentes Projektmanagement und wird uns noch weit länger, als diese Ausstellung dauern kann, beschäftigen.

Besonders der Kommunikationsbedarf ist in einem emotional so fordernden Forschungs- und Erinnerungsfeld nicht zu unterschätzen. Wir hatten schon in einem sehr frühen Stadium der Überlegungen das Glück, dass wir auf Personen getroffen sind, die uns nicht nur ermutigt haben, den begonnenen Weg fortzusetzen, sondern mit uns in einen Dialog getreten sind:

Moshe Jahoda und Richard Wotava vom Zukunftsfonds der Republik Österreich, Boris Marte und Sylvia Bohrn von der ERSTE Stiftung, Hannah Lessing und Evelina Merhaut vom Nationalfonds der Republik Österreich, Daniel Löcker und Birgit Brodner vom Büro des Kulturstadtrats Andreas Mailath-Pokorny, Susanne Trauneck vom Jewish Welcome Service, der Bezirksvorsteher des 15. Bezirks, Gerhard Zatlokal, und seine Stellvertreterin, Jennifer Kickert, Michael Baiculescu vom Mandelbaum Verlag, Gabriele Kreidl-Kala vom BMUKK, Karl Ceplak von der MA 13, Hubert Christian Ehalt von der MA 7 und Thomas Haffner vom Brick 5.

Sie alle waren weit mehr als FördergeberInnen und UnterstützerInnen. Sie haben sich mit dem Projekt auseinandergesetzt, und sie haben uns ernst genommen. So konnten wir von ihren Erfahrungen, Kontakten und Netzwerken profitieren.

Neben den für das Projekt konstitutiven politischen und wissenschaftlichen Kooperationen ist auch eine umfassende soziale Vernetzung mit verschiedenen Gruppen entstanden, was zu einer Identifikation von lokalen AkteurInnen mit dem Projekt führte. So haben sich die Aktivitäten, das Spektrum und die Inhalte erweitert und machen damit das gesamte Vorhaben interessanter, lebendiger und ernsthafter:

Elisabeth Ben David-Hindler und der Verein »Steine der Erinnerung«, die MitarbeiterInnen der Anlaufstelle der IKG Wien, der Verein ESRA, die Gebietsbetreuung des 15. Bezirks, die Schule Friesgasse im 15. Bezirk, die PensionistInnenvertretungen des Bezirks, die Interreligiöse Plattform, die Theatergruppe Iffland und Söhne, Radio Orange und Okto, die Musikgruppe Pallawatsch und die Asylkoordination Österreich.

Die historische und archivarische Recherche haben mit unerschöpflicher Geduld, Anteilnahme und Hilfsbereitschaft unterstützt:

Evelyn Adunka, Angelika Shoshana Duizend-Jensen (Wiener Stadt- und Landesarchiv), Wolf-Erich Eckstein (Matrikenamt der IKG Wien), Lothar Hölbling (Anlaufstelle der IKG Wien)

– sowie durch wichtige Gespräche, Hinweise und Empfehlungen:

Ruth Beckermann, Arad Benkö, Alisa Douer, Gideon Eckhaus, Tanja Eckstein, Markus Feurstein, Rudolf Gelbard, Pierre Genée, Dieter Hecht, Egon Humer, Roy Jahoda, Peter Jäger, Birgit Johler, Michal Levertov, Stefanie Maczijewski, Lydia Marinelli, Peter Pirker, Emil Rennert, Stephan Roth, Andreas Sperlich, Frank Stern, Yacov Stiassny, Robert Streibel, Monika Wulz.

Außerdem wurden wir von folgenden wissenschaftlichen und Museumsinstitutionen durch Bereitstellung von Veranstaltungsräumen und Ausstellungsmöbeln sowie durch die Überlassung von Bild- und Verwertungsrechten gefördert: *Anlaufstelle und Matrikenamt der IKG Wien, Jüdisches Museum Wien, Wien Museum, Dokumentationsarchiv des Österreichischen Widerstandes und Bezirksmuseum Rudolfsheim-Fünfhaus.*

Ausgezeichnete wissenschaftliche Betreuung ließen uns außerdem zuteil werden: *Austrian Heritage Collection (Leo Baeck Institute New York), Central Archives for the History of the Jewish People (Jerusalem), Niederösterreichisches Landesmuseum.*

Dieses Buch wäre nicht entstanden ohne die unermüdliche Arbeit von *Renate Woditschka* und *Ina Berger* (Grafik, cardamom) und *Angela Heide* (Lektorat).
Allen Mitwirkenden bei der Ausstellung sei an dieser Stelle ebenfallst gedankt – allen voraus *Thomas Hamann* und *Ursula Menzl*.

Um einen möglichst großen Kreis von Menschen aller Altersklassen zu erreichen, werden die Ausstellung und alle folgenden Aktivitäten von einer Reihe von Veranstaltungen begleitet. Der Bogen spannt sich von Führungen über Workshops zu Themenabenden und künstlerischen Interventionen im öffentlichen Raum (diese in Kooperation mit *Niko Wahl*). All das wäre nicht möglich ohne *Alexandra Zabransky*, die all diese Fäden in der Hand hält und miteinander verwebt.

All den Menschen und Organisationen, die einen so wertvollen Beitrag leisten und geleistet haben, sei gedankt! Die Herklotzgasse 21 wurde durch sie wieder zu einem Ort der Kommunikation und des Dialogs.

Michael Kofler, Judith Pühringer, Georg Traska

1938

2008

Portraitfotos der InterviewpartnerInnen

Alle InterviewpartnerInnen wurden von Alisa Douer fotografiert, wenn nicht anders bezeichnet. Die aktuellen Aufnahmen sind mit Fotos aus den Kindheits- und Jugendjahren ergänzt, wenn solche verfügbar waren. Sie stammen aus jener Zeit, von der die zahlreichen, in diesem Buch verarbeiteten Interviewsequenzen handeln.

{Fotos von Edith Jäger und Melanie Kadernoschka: von Alexandra Zabransky/Eric Sanders: von Peter Pirker; beim Foto in Klammer, etwa: „(Foto: Peter Pirker)“ }

Haya Izhaki (geb. Herta Weiss)

Geboren 1923 in Wien als Jüngste von vier Kindern.
Ihre Eltern kamen aus der Slowakei. Ihr Vater Aron Weiss war ab 1914 Rabbiner der Storchenschul.

Haya Izhaki und ihre Geschwister gingen in der Herklotzgase 21 in den Kindergarten und turnten bei Makkabi XV.

Haya floh mit dem religiösen Jugendbund Haschomer Hadati (Teil der Misrachi) Anfang 1939 nach Israel. Sie kam in einer von der Misrachi organisierten Lehranstalt in Jerusalem unter, ging für zwei Jahre in den religiösen Kibbuz Sde Eliyahu und absolvierte danach ein Lehrerinnen-Seminar in Jerusalem, wo sie zugleich als Kindermädchen arbeitete.

1947 heiratete sie Se'ev Izhaki, der als Ausbildner für die Hagana, später als Beamter der Armee arbeitete und im Jahr 2000 verstarb. Haya hat zwei Kinder (eine Tochter ist verstorben) und zwei Enkelkinder.

Sie wohnt heute in einem kleinen Haus in Zahala, einer Siedlung am Rande Tel Avivs, die ab 1950 unter Ben Gurion für Mitglieder der israelischen Armee und ihre Familien erbaut wurde.

Alisa Waksenbaum (geb. Preminger)

Geboren 1927 in Wien.
Ihre Eltern wohnten im eigenen Haus in der Mittelgasse 26 im 6. Bezirk. Sie hatten einen Bauholzhandel am Matzleinsdorferplatz.

Alisa Waksenbaum ging in den jüdischen Kindergarten in der Herklotzgasse 21 und turnte bei Makkabi XV, wo ihre ältere Schwester Eugenia (2007 verstorben) Vorturnerin war. Ihr jüngerer Cousin Zwi (damals Heini) Preminger wohnte bis 1938 in der Herklotzgasse 21.

Alisa kam mit ihren Eltern im Oktober 1938 nach Palästina, wo sich nach verschiedenen Fluchtgeschichten alle Mitglieder der engeren Familie versammeln konnten, während alle in Polen verbliebenen Geschwister der Eltern ermordet wurden.

2006 fand Alisa im Mitteilungsblatt des Klubs der Alt-ÖsterreicherInnen in Tel Aviv eine Anzeige von Erika Goldschmied-Zimmerman und Dita Segal mit der Frage, wer sich an den Kindergarten in der Herklotzgasse erinnere, und traf auf diese Weise wieder Menschen aus dem Viertel ihrer Kindheit.
Sie lebt heute im Zentrum von Tel Aviv. Sie hat zwei Kinder und fünf Enkelkinder.

Josef Kohn

Geboren 1925 in Wien in Brigittenau (20. Bezirk).
Er wohnte mit seinen Eltern zuerst bei den Großeltern, 1931 übersiedelte die Familie in den Friedrich-Engels-Hof, einen Gemeindebau im 20. Bezirk.

Im November 1939 begann seine über den Haschomer Hazair organisierte, illegale Auswanderung mit einem Donauschiff in Richtung Palästina, die als Kladovo-Transport Bekanntheit erlangte. Das Schiff blieb in Jugoslawien hängen und wurde schließlich von der deutschen Eroberung eingeholt – was fast allen Menschen des Transports das Leben kostete, so auch den Eltern von Josef Kohn.

Er kam in Palästina vorerst für einige Tage in ein englisches Auffanglager und von hier in den Kibbuz Gan Shmuel, in dem er seine spätere Frau Bracha kennen lernte. Als Schaliach des Haschomer Hazair, der damals in der Storchengasse 21 untergebracht war, kehrte er für drei Jahre zurück nach Wien zurück.

Josef und Bracha heirateten 1945 und haben vier Kinder. Sie leben im Kibbuz Gan Shmuel.

Ella Kaufmann (geb. Willig)

Geboren im Dezember 1925 in Wien.
Sie wuchs in der Grenzgasse 9a im 15. Bezirk auf. Ihr Vater hatte gemeinsam mit seinen Geschwistern zwei Zuckerlgeschäfte, eines in der Oelwein- und eines in der der Neulerchenfelderstraße, die nach der Reichskristallnacht konfisziert und zu einem minimalen Erlös (für ein Geschäft 10 Reichsmark) zwangsverkauft wurden.

In der Herklotzgasse 21 ging sie gemeinsam mit Moshe Jahoda in den Kindergarten, mit dem sie auch heute noch in Kontakt ist, und in den Turnverein.

Ella erinnert sich, dass der Name ihrer Großmutter Luise Willig – im Totengedenken ein Jahr nach deren Tod – die letzten Worte waren, die im kleinen Betsaal beim Turnertempel vor dessen Zerstörung in der »Reichskristallnacht« erklangen.

Sie kam im Dezember 1939 allein und als einzige der Familie legal nach Israel.
Die nachkommenden Eltern wurden im englischen Auffanglager Atlit interniert, wo Ella sie erstmals nach anderthalb Jahren durch ein Gitter hindurch sehen konnte.

Ella lebt heute in Tel Aviv. Sie hat drei Kindern, vier Enkelkinder und vier Urenkelinnen.

Arie Feier (geb. Leo Feier) und Chava Feier (geb. Eva Hochstim)

Arie Feier wurde 1920 in Wien geboren.
Er wuchs im 15. Bezirk auf. Er ging in der Schönbrunnerstraße in die Volks- und am Henriettenplatz in die Mittelschule. In der Herklotzgasse 21, wo seine Eltern in verschiedenen zionistischen Organisationen mitarbeiteten, ging er in den Kindergarten.

Er konnte bereits im Mai 1938 nach Palästina fliehen. Seine Eltern, deren Besitz arisiert wurde, konnten erst 1940 das Land verlassen. Sein Vater ist im englischen Internierungslager in Mauritius an Malaria gestorben.

Arie engagierte sich in den ersten Jahren in Palästina im englischen Militär und für die illegale Alijah. Am Ende des Unabhängigkeitskrieges lernt er seine Frau Chava kennen, die er 1951 heiratet.

Chava Feier wurde in Wien im 5. Bezirk geboren.
Ihre Mutter war überzeugte Zionistin und ging bereits 1936 nach Palästina. 1938 musste Chava wie viele andere eine Sammelschule in der Siebenkrügelgasse besuchen, ehe sie emigrieren konnte.

Chava und Arie haben einen Sohn und eine Tochter, die ebenfalls in Israel leben. Sie beide wohnen heute in Tel Aviv.

Chavas und Aries Mütter waren die Gründerinnen des Kindergartens in der Herklotzgasse 21.

Anny Götzler (geb. Weiss)

Geboren 1923 in Wien und aufgewachsen in der Kürnbergergasse im 15. Bezirk.
Ihre Eltern hatten ein kleines Lebensmittelgeschäft, das den Namen der Tante trug. Ihre Mutter versuchte noch das Geschäft fortzuführen, nachdem der Vater knapp nach dem Anschluss verstorben war.

Sie hat in der Herklotzgasse 21 bei Makkabi geturnt. In Briefen berichtet ihre Mutter, die ca. 1940 ermordet wurde, von der Ausspeisung in der Herklotzgasse.

Anny konnte 1938 nach Palästina emigrieren.
Die ersten Jahre in Israel hielt sie sich mit diversen Gelegenheitsjobs in der Gastronomie und als Haushaltsgehilfin über Wasser, bevor sie ihren Mann kennen lernte.

Anny ist im Mai 2008 in Tel Aviv verstorben. Sie hat zwei Töchter und mehrere Enkelkinder.

Stella Finkelstein (geb. Schacherl)

Geboren 1921 in der Geibelgasse im 15. Bezirk als Älteste von fünf Kindern.

1938 konnte sie über die Donau, das Schwarze Meer und den Landweg illegal nach Palästina emigrieren. Ihre Eltern sind beide auf der Flucht in Jugoslawien umgekommen.

Auf Wunsch ihrer Mutter wurde sie zur Schneiderin ausgebildet. Sie hat das Handwerk bis zu ihrem achtzigsten Lebensjahr ausgeübt. Gerne hätte sie studiert, aber dieser Wunsch wurde durch die Flucht und die schweren Bedingungen der neuen Existenz in Palästina/Israel vereitelt.

Heute lebt sie in der Nähe des Yitzhak-Rabin-Platzes im Zentrum von Tel Aviv. Ihre Kinder und Enkelkinder leben in Israel und Europa.

Katharina Merkel (geb. Bass) und Paul Zwicker

Katharina Merkel wurde 1924 geboren und wuchs in der Meinhartsdorfergasse, Ecke Arnsteingasse im 15. Bezirk auf.

Sie flüchtete zuerst nach Dänemark und 1940 nach Palästina. Ihre Eltern und ihre Schwester sind in Jugoslawien auf dem Weg nach Palästina ermordet worden.

Nach ihrer Ankunft in Rosh Haniqua hat sie beim Aufbau mehrerer Kibbuzim mitgearbeitet. In einem von diesen lernte sie ihren jetzigen Partner Paul kennen, mit dem sie heute in der Nähe ihrer Kinder in einem SeniorInnenwohnheim lebt.

Paul Zwicker wurde 1923 in der Knöllgasse 34 im 10. Bezirk geboren.

Er konnte mit einer Kindergruppe vom Wiener Westbahnhof aus über Triest 1939 nach Palästina einreisen. Seine Mutter wurde auf der Flucht in Riga ermordet, sein Vater konnte nach abenteuerlicher Flucht schwerkrank das Land ereichen.

Paul hat zwei Töchter aus erster Ehe.

Zwi Nevet (geb. Hermann Nemeth)

Geboren 1925 und aufgewachsen in der Preysinggasse 41 im 15. Bezirk.

Er besuchte den Kinderchor im Turnertempel und war Mitglied in der zionistischen Jugendorganisation Vidut Hazairim, die in der Herklotzgasse 21 aktiv war.

Am 27. März 1939 ist er in Haifa mit einem Kindertransport im Rahmen der Jugendalijah gelandet. Seine zwei Brüder und seine Schwester konnten ebenfalls nach Israel auswandern.

Er war in Palästina Mitglied der Hagana, arbeitete einige Jahre als Polizist und war später in der Stadtverwaltung in Ra'ananna verantwortlich für den Bau von Schulen und Kindergärten.

Zwi Nevet lebt heute in Ra'ananna und ist verheiratet mit Yona Nevet, die mit ihren Eltern aus Polen nach Palästina flüchten konnte. Sie haben zwei Kinder, sechs Enkelkinder und zwei Urenkel.

Erika Goldschmied-Zimmerman

Geboren 1930 in der Herklotzgasse 25 im 15. Bezirk.
In diesem Haus hatten ihre Eltern ein kleines Wollgeschäft.

Sie besuchte den Kindergarten in der Herklotzgasse 21. Bis heute ist sie mit Dita Segal und Chava Blodek-Kopelman befreundet.

Nach dem Anschluss verbrachte sie einige Zeit bei ihrer Tante und deren Mann in Rom. Die Flucht führte sie und ihre Eltern nach Shanghai, wo sie ihren aus Graz stammenden Mann heiratete. Auf der Schiffsreise nach Palästina gebar sie 1945 ihren ersten Sohn.

Sie hält regelmäßig Kontakt mit ihren Verwandten in Österreich. Heute lebt sie in Hadera, wo ihre Familie ein Herrenmodengeschäft (bis 1970 ein Wollgeschäft) betreibt. Sie hat drei Kinder und neun Enkelkinder.

Katriel (Karl) Fuchs und Hilde Fuchs

Katriel Fuchs wurde 1926 in Wien geboren.
Der Vater war als Mitglied des Schutzbundes untergetaucht. Aufgrund der ärmlichen Verhältnisse seiner Mutter wuchsen er und seine Schwester in Waisenhäusern auf – Katriel im jüdischen Waisenhaus in der Goldschlagstraße 84 (Baron Springer Stiftung).

Sein Fluchtweg führte ihn in einem versiegelten Zug über die Balkanländer, die Türkei, Syrien, Libanon nach Erez Israel. Seine gesamte Familie wurde ermordet.

In einem Kibbuz lernte er Hilde kennen. Sie heirateten 1944.

Hilde Fuchs wurde 1925 in Wien geboren.
Sie lebte mit ihrer Familie in der Leopoldstadt. Nach dem Verschwinden ihrer Eltern konnte sie mit dem Haschomer Hazair im Rahmen der Jugendalijah fliehen und war eine der Überlebenden des Kladovo-Transports.

Beruflich verbrachten Katriel und Hilde einige Jahre in Südostasien.

In den 1980er-Jahren lebten sie einige Jahre in Wien, kehrten aber ihrer Familie wegen nach Haifa zurück. Sie haben zwei Kinder, vier Enkelkinder und zwei Urenkel.

Israel Hadar (geb. Walter Herlinger)

Geboren 1924 in Wien und aufgewachsen am Schwendermarkt im 15 Bezirk.
Hier betrieb sein Vater ein Tapezierergeschäft in der Nähe des Marktes.

In der Herklotzgasse besuchte Israel Hadar den Kindergarten und war Mitglied der Jugendbewegung Hanoar Hazioni, mit deren Unterstützung er das Land verlassen konnte. Beide Eltern, sein jüngerer Bruder ebenso wie alle anderen Familienmitglieder wurden ermordet.

Er landete im November 1939 mit dem Schiff »Galiläa« in Haifa, wo er heute noch lebt und erfolgreich als Geschäftsmann tätig war. Beim israelischen Militär (Marine) lernte er Chava Blodek-Kopelman kennen, mit der er in freundschaftlicher Verbindung blieb.

Er ist verheiratet, hat zwei Kinder und fünf Enkelkinder.

Seit seiner Pensionierung hält er Vorträge über österreichische Musik und die Wiener Operette.

Chava Blodek-Kopelman (geb. Eva Blodek)

Geboren 1931 in der Rudolfstiftung, aufgewachsen in der Gredlerstraße 4 im 2. Bezirk und in der Gumpendorferstraße 111 im 6. Bezirk.
Ihre Eltern sind aus Polen nach Wien zugewandert, wo ein Teil der Familie umgekommen ist.

Mit dem 15. Bezirk war sie vor allem durch den Kindergarten in der Herklotzgasse 21 verbunden, den sie gemeinsam mit Dita Segal und Erika Goldschmied-Zimmerman besuchte.

Sie floh mit ihren Eltern nach Palästina, verbrachte ihre Jugend in Haifa und studierte hier Musik.

Heute lebt sie in Michigan (Ann Arbor) und Israel (Ramat Ha'Sharon) wo sie als Psychotherapeutin mit Holocaust-Überlebenden arbeitet.

Sie ist mit Raoul Kopelman verheiratet, hat zwei Söhne und eine Tochter.

Eddie Arad (geb. Zuckerkandl)

Geboren 1931 in Wien.
Seine Eltern schickten ihn im Dezember 1938 mit einem Kindertransport nach England, wo er bei verschiedenen Familien aufgenommen wurde.

Er traf seine Eltern, die illegal mit Hilfe der Palmach (eine Organisation im Rahmen der Hagana) einwandern konnten, erst 1945 in einem Kibbuz wieder.

Er war verheiratet und hatte ein erfolgreiches Leben als Geschäftsmann. Vom Tod seiner Frau und seiner Söhne, die beide im Militärdienst umkamen, wurde er schwer getroffen. Seine Tochter lebt in den USA und steht in enger Verbindung mit ihm.

Er lebt heute in Herzliya, in der Nähe von Tel Aviv.

Dita Segal (geb. Kürschner)

Geboren 1930 in Brigittenau (20. Bezirk).
Sie verbrachte ihre Wiener Jahre in der Sechshauserstraße 38. Ihre Familie stammte aus der Slowakei und baute seit 1908 in Wien eine Schuhfabrik auf.

Gemeinsam mit ihren Freundinnen Eva (Chava Blodek-Kopelman) und Erika (Goldschmied-Zimmerman) besuchte sie den Kindergarten in der Herklotzgasse 21.

Nachdem ihr Vater ungarischer Staatsbürger war, konnte Dita mit ihren Eltern 1939 nach Ungarn übersiedeln. Sie lebten fünf Jahre in Nagykanizsa (Groß-Kanischa), ehe sie nach Auschwitz deportiert wurden. Dita und ihre Mutter überlebten den Krieg im Konzentrationslager Gelsenberg im Osten Deutschlands. Ihr Vater wurde ermordet.

Nach einer mehr als zweijährigen Odyssee durch mehrere Lager für »Displaced Persons« konnte sie 1948 in Palästina einreisen.

Seither lebt sie in Tiberias. Sie hat zwei Töchter und fünf Enkelkinder.

Moshe Jahoda (geb. Hans Jahoda)

Geboren 1926 und aufgewachsen in der Geibelgasse 13 im 15. Bezirk.
Seine Familie besaß in der Schottenfeldgasse im 7. Bezirk eine kleine Buchdruckerei, die sein Vater leitete. Er und seine jüngere Schwester Gerti besuchten den Kindergarten in der Herklotzgasse.

Moshe Jahoda war Mitglied im Turnverein und in der zionistischen Jugendbewegung Hanoar Hazioni.

Im März 1939 konnte er mit einem Transport der Jugendalijah als einziger seiner Familie mit dem Zug das Land verlassen. Seine Eltern und seine Schwester wurden in Auschwitz ermordet.

Nach einer erfolgreichen Karriere in verschiedenen öffentlichen Institutionen Israels ist er seit 1999 Vertreter der Claims Conference in Wien.

Mit seiner zweiten Frau Shulamit lebt er heute in Tel Mond. Er hat zwei Söhne und eine Tochter (gest. 2003) sowie 12 Enkelkinder.

Ernst Meir Stern

Geboren 1943 in einem britischen Internierungslager auf Mauritius, wohin seine Eltern, die nach Palästina auswandern wollten, deportiert wurden.

Nach Kriegsende ging die Familie wieder nach Wien zurück.

Als Jugendlicher engagierte er sich im Haschomer Hazair (unter anderem als verantwortlicher Redakteur der Jugendzeitung *Chewratenu*) im »Ken« in der Storchengasse 22. Er bereitete bereits seine Auswanderung nach Israel, in einen Kibbuz vor, blieb jedoch durch den Tod seines Vaters und aufgrund der Verantwortung für die Familie in Wien.

Er arbeitete in Wien als Journalist und führte viele Jahre eine jüdische Buchhandlung.

Er lebt mit seiner Frau in der Leopoldstadt und hat einen Sohn.

Eric Sanders (geb. Ignaz Erich Schwarz)

Geboren 1919 im 15. Bezirk.
Seine Eltern betrieben ein kleines Lebensmittelgeschäft unweit der Hadikgasse, wo er den Einmarsch Hitlers erlebte.

Gemeinsam mit seiner Mutter konnte er im Sommer 1938 nach London flüchten. Sein Vater kam einige Monate später nach. Er meldete sich zur britischen Armee, wo er in einer Einheit diente, die die deutsche Infrastruktur sabotierte und Partisanengruppen unterstützte. Sein jüngerer Bruder Fredi ging nach Palästina. Sie sahen einander nie wieder.

Eric Sanders lebt in London, ist verheiratet und hat zwei Söhne.

Edith Jäger (geb. Silhan)

Geboren 1930 in Wien.
Sie wohnte zunächst mit ihren Eltern bei den Großeltern in der Dingelstedtgasse im 15. Bezirk, ehe die Familie eine eigene Wohnung in der Herklotzgasse 33 mietete.
Sie besuchte Volks- und Oberschule in der Friesgasse, gemeinsam mit Erika Goldschmied-Zimmerman und Lotte Flohr, der Schwester von Inge Rowhani-Ennemoser.

Mit ihrer Freundin Erika Goldschmied-Zimmerman nahm sie 2008 wieder Kontakt auf.

Sie ist mit Kurt Jäger verheiratet. Sie haben einen Sohn, eine Enkelin und eine Urenkelin.

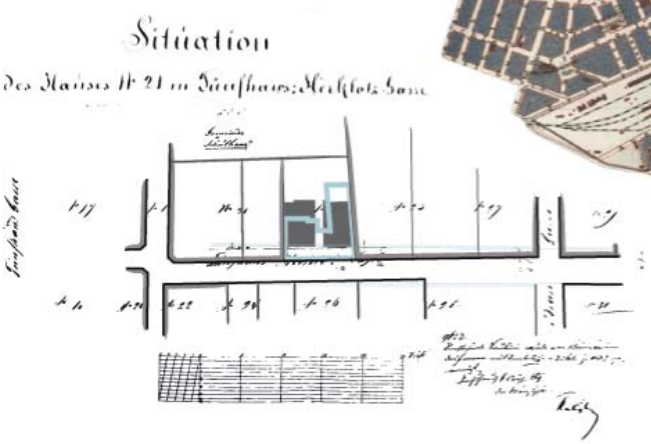
Melanie Kadernoschka

Geboren 1924 in Wien.
Melanie Kadernoschka wohnt seit ihrer Geburt in der Sechshauserstraße 11 im 15. Bezirk. Sie besuchte die Volksschule in der Ortnergasse, danach die Hauptschule in der Dieffenbachgasse und schloss ihre kaufmännische Ausbildung in der Handelsschule in der Pater-Schwartz-Gasse ab. Als gelernte Buchhalterin leitete sie das Rechnungswesen mit Prokura eines Betriebes im 10. Bezirk. Sie war in einem Turnverein aktiv und begeisterte Bergsteigerin.

Sie war zu einigen Hochzeiten im Turnertempel eingeladen. Am 9. November 1938 beobachtete sie dessen Zerstörung von einem gegenüberliegenden Gasthaus.

Zu ihren Kinder- und JugendfreundInnen jüdischer Herkunft hatte sie nach deren Vertreibung keinen Kontakt mehr.

Bezirk Rudolfsheim
und
Bezirk Fünfhaus.
Schmelz
XV.
XIV.


Situation
des Hauses № 21 in Fünfhaus: Herklotz-Gasse

Die jüdische Gemeinde »Sechshaus«

Charakteristik der Gemeinde

Die jüdische Vorstadtgemeinde »Fünfhaus« bzw. »Sechshaus« reicht als religiöse Gemeinde bis 1846 bzw. 1842 zurück, als jüdischer Siedlungsort sogar einige Jahrzehnte weiter. Sie umfasste den Bereich der heutigen Bezirke 12 bis 15 und war innerhalb von Vororten entstanden, als diese gerade den Wandel von Bauerndörfern zu proletarischen Vorstädten vollzogen. Was heute Moshe Jahoda, der 1939 als 13-Jähriger aus der Sammelwohnung in der Reindorfgasse floh, als »Dreieck meiner Kindheit« bezeichnet – bestehend aus Turnertempel, Herklotzgasse 21 und Storchenschul – war der Kernbereich der ausgedehnten Gemeinde.

Die weitläufige Gemeinde im Südwesten Wiens zeichnete sich nicht durch eine besondere Dichte der jüdischen Bevölkerung aus: In Fünfhaus waren es 4,5 bis 5 % der Gesamtbevölkerung, in den übrigen Teilen der Regionen weniger. Doch es gab auch weite Bereiche Wiens, die einen wesentlich niedrigeren Anteil jüdischer Bevölkerung aufwiesen.[1] Dem in Wiener Relation eher niedrigen Anteil an der Bevölkerung stehen das verhältnismäßig hohe Alter der jüdischen Gemeinde und deren Organisationsgrad gegenüber. Warum im allgemeinen Geschichtsbewusstsein die jüdische BewohnerInnenschaft von Rudolfsheim-Fünfhaus kaum existiert, kann also nicht einfach aus deren numerischen Rang erklärt werden. Es hängt wesentlich mit dem Charakter des Bezirks und der jüdischen Gemeinde, die nicht mit den Klischees vom Wiener Judentum übereinstimmen, zusammen. Die Klischees sehen eine Dominanz von weitgehend assimilierten, wohlhabenden Freischaffenden, Industriellen und hohen Angestellten einerseits und von armen, religiösen »Ostjuden«, die sich im 2. und 20. Bezirk konzentrierten, andererseits. Auch die philosemitische Vorstellung der überproportional aktiven jüdischen Intellektuellen und KünsterInnen greift in Fünfhaus und Rudolfsheim nicht.

Der (heutige) 15. Bezirk, innerhalb dessen das Zentrum der Vorstadtgemeinde lag und wo die meisten JüdInnen lebten, sowie Meidling sind seit der Gründerzeit Arbeiterbezirke mit einem hohen Anteil an Kleingewerbe. Dem entsprachen auch die Lebensverhältnisse der jüdischen Bevölkerung, die wenigstens in den 1860er- und 70er-Jahren in die Tausende ging.

Bis 1848 wurde in Wien die Ansiedlung nur solchen JüdInnen erlaubt, an denen Stadt und Staat bestimmte ökonomische Interessen hatten. Daraus ergab sich, dass die wenigen Tolerierten verhältnismäßig wohlhaben waren – während ein anderer Teil der Wiener Juden (vor allem Männer) hier inoffiziell arbeitete und lebte.[2] Nach der Verfassung von 1849, der Auflösung der alten Grundherrschaften und Zunftzwänge, im Zuge der Industrialisierung und Liberalisierung des Wirtschaftslebens sowie aufgrund neuer Eisenbahnlinien strömten hauptsächlich ärmere JüdInnen nach Wien – an der Seite von hunderttausenden NichtjüdInnen aus den Kronländern, die sich aus ähnlichen Gründen in der Residenzstadt ansiedelten.

1 Die jüdische Bevölkerung Wiens zählte zwischen 1910 und 1938 etwa 185.000 Personen oder 8–9,5 % der städtischen Gesamtbevölkerung. Die Wiener jüdische Bevölkerung lebte über die ganze Stadt verstreut, jedoch sehr unregelmäßig. Die höchste Konzentration bestand in den Bezirken I, II, IX und XX. Um die 10 % waren es um 1910 in den Bezirken VI, VII, VIII. Im heutigen 10., 11., 12., 13., 16., 17., 21. und 22. Bezirk waren es hingegen deutlich weniger als in Fünfhaus und Rudolfsheim.

2 Vgl. Mayer 1917, S. 207-273.

Der Übergang von einer kleinen, relativ wohlhabenden jüdischen Bevölkerung im Vormärz zu deren Proletarisierung in der Gründerzeit stellte sich in den südwestlichen Vorstädten auf ganz eigene Weise dar und gab der Gemeinde ein besonderes Gepräge. Bis 1848 bildeten Fabrikanten, vor allem Textilfabrikanten, die bei Weitem wichtigste Gruppe in einer mit keinem anderen Bezirk Wiens vergleichbaren Konzentration. Im Verlauf der Gründerzeit veränderte sich die Zusammensetzung der jüdischen Bevölkerung, um sich der eines armen Arbeiterbezirks anzugleichen. Zugleich kann man aufgrund der Lage außerhalb des »Eruvs«[3] und der geringen Konzentration von JüdInnen davon ausgehen, dass es kein Ort der Wahl für streng orthodoxe JüdInnen war. Dies stimmt auch vollkommen mit den Ergebnissen der Oral-History-Recherche überein, in der nie das Bild der orthodox jüdischen Kleidung und Haartracht auftauchte.

Die hier lebenden JüdInnen waren von Anfang an relativ gleichmäßig innerhalb der vorhandenen Siedlungsstrukturen verteilt. Diese Streuung ist konstant und gilt auf allen Bezugsebenen: in der gesamten Gemeinde, in den Vororten und städtischen Bezirken, in den Vierteln, Straßen und Häusern. Verdichtungen gab es vor allem in der Organisation der Gemeinde und bis zu einem gewissen Grad bei den Geschäften. Die Streuung impliziert, dass die jüdischen Haushalte vorwiegend an nicht jüdische Nachbarn grenzten. Wie auch immer die Frage der Konzentration der Wiener Judenschaft diskutiert wird (der quantitativen und qualitativen, der eher durch Ausgrenzung erzwungenen oder selbst gewählten Konzentration),[4] so war sie in dieser Region hinsichtlich der räumlichen Strukturen denkbar gering. Das bedeutet, dass die hier lebenden JüdInnen kein starkes Bedürfnis nach einer abgeschlossenen jüdischen Lebenssphäre hatten. Wäre dem so gewesen, hätten sie innerhalb von 100 Jahre genug Gelegenheiten zur stärkeren Konzentration innerhalb dieser Gemeinde oder anderswo in Wien gefunden. Dennoch steht die jüdische Bevölkerung dieses Stadtteils in keinem einfachen, konstanten Verhältnis zur ihrer nicht jüdischen Umgebung oder zur Wiener Gesamtbevölkerung. Der räumlichen Integration in der Umgebung steht ein relativ hoher Organisationsgrad in verschiedenen, als jüdisch definierten sozialen Gruppierungen gegenüber.

Definition und Geschichte der Vorstadtgemeinde

Im Bereich der südwestlichen Vororte Wiens bildete sich um die Mitte des 19. Jahrhunderts eine jüdische Gemeinde. Als religiöse Gemeinde trat sie offiziell 1852, gemeinsam mit der damals gegründeten »Israelitischen Kultusgemeinde Wien«, ins Leben und nannte sich als deren Filiale »Gemeinde Fünfhaus«. Ein erstes Bethaus mit behördlicher Befugnis gab es in Fünfhaus aber bereits im Jahr 1842 oder 1846. 1867/68 machte sie sich – als erste Gemeinde in der näheren Umgebung Wiens – von der Wiener Muttergemeinde unabhängig, vor allem um ihr ehrgeiziges Anliegen eines Synagogenbaues besser betreiben zu können. Sie bezog nun ihren Namen von dem seit 1848 bestehenden politischen Bezirk (siehe Abb. S. 72) und nannte sich »Israelitische Cultusgemeinde im Bezirke Sechshaus«. Vom niederösterreichischen Bezirk Sechshaus übernahm die jüdische Gemeinde auch in etwa die räumliche Erstreckung. Der Bezirk umfasste die Vororte Braunhirschen, Fünfhaus, Gaudenzdorf, Ober- und Untermeidling mit Wilhelmsdorf, Reindorf, Rustendorf und Sechshaus. Zur jüdischen Gemeinde Sechshaus gehörten darüber hinaus Ober und Unter St. Veit, Hietzing und Penzing.
Die Untersuchung der Gemeinde geht davon aus, dass diese südwestlichen Vororte auch vor der offiziellen Einrichtung der religiösen Gemeinde einen sozialen Verbund bildeten und dass

3 Der Eruv ist ein »eingezäuntes«, das heißt von einem Seil oder Draht umgebenes und als »gemeinsames Heim« definiertes Gebiet – in Wien umgab er den 2. und 20. Bezirk – innerhalb dessen auch am Shabbat das Tragen erlaubt war, was eine erhebliche Erleichterung bedeutet.

4 Im Sinn von Ghettoisierung und Absonderung argumentieren z. B. Rozenblit 1983, John/Lichtblau 1990, S. 115. Kritisch dagegen argumentierten Botz/Oxaal/Pollak 1990, S. 13 u. S. 56f.

Fünf- und Sechshaus, wo ab den 1840er-Jahren Bethäuser eingerichtet wurden,[5] das natürliche Zentrum für den größeren Einzugsraum der genannten Vororte bildeten.

Nach der Eingemeindung der Vororte Wiens 1890 wurde im Jahr 1892 die unabhängige Gemeinde Sechshaus der Wiener Muttergemeinde wieder eingebunden. Innerhalb der neuen städtischen Bezirksgliederung, die sich ihrerseits mehrfach verändert hatte, wurde sie vorerst nicht geteilt und umfasste die Bezirke 12 bis 15. (Dieser Raum entspricht auch heute etwa den Bezirken 12 bis 15, insofern sich die Veränderungen von Bezirksnummern, -namen und -grenzen wesentlich im Inneren dieses Gebietes abspielten.) Erst in den 1920er-Jahren zeichnete sich eine gewisse Unabhängigkeit der Gemeinde Hietzing ab (nun auf den Bezirk Hietzing bezogen, der damals Unter und Ober St. Veit sowie Penzing einschloss).[6]

Unter der nationalsozialistischen Herrschaft wurden sämtliche Strukturen der Gemeinde innerhalb weniger Monate zerstört. Ihre Mitglieder wurden vertrieben oder ermordet. 1942 war das jüdische Leben in Wien fast vollständig erloschen. Von 185.000 Menschen überlebten 5.500 in der Stadt das Kriegsende – überwiegend in gemischten Ehen, wenige als U-Boote oder als Mitglieder des jüdischen »Ältestenrates«, einem kleinen Gremium, das unter strikter NS-Kontrolle die wenigen, noch verbliebenen Angelegenheiten der jüdischen BewohnerInnen regelte.

Als sich nach dem Krieg wieder eine jüdische Gemeinde in Wien bildete und gegen die eigenen Erwartungen dauerhaft etablierte, nahm sie nie wieder einen Umfang an, der eine organisatorische Unterteilung notwendig oder wünschenswert gemacht hätte – so auch nicht im Bereich der ehemaligen Gemeinde »Sechshaus«. Die Benutzung des Gebäudes der ehemaligen orthodoxen Synagoge in der Storchengasse 21 durch die linkszionistische Jugendbewegung Haschomer Hazair von 1955 bis 1974 ist zwar von Bedeutung für das Wiener Judentum der Nachkriegszeit. Doch fand diese Aktivität des Haschomer Hazair auf einer »sozialen Insel« statt, das heißt ohne organische Einbettung in eine lokale Gemeinde, die vor 1938 so viele vergleichbare Aktivitäten hervorgebracht hatte.

Entstehung der Gemeinde

Der Beginn einer jüdischen Gemeinde ist nicht auf einen Zeitpunkt festzulegen, sondern verdankt sich einer Folge historischer Ereignisse. Die Gründung der religiösen Gemeinde lässt sich im weitesten Sinn (vor der staatlich verbrieften Gemeinde) mit dem ersten Minjan – der Versammlung von zehn Männern, die für einen jüdischen Gottesdienst notwendig sind und die für die Dauer ihrer Zusammenkunft eine religiöse Gemeinschaft bilden – sowie mit der Einrichtung eines ersten, wie auch immer provisorischen Bethauses definieren. Diesen Beginn setzt der Chronist der frühen Gemeinde, Leopold Stern, der selbst ab 1852 als Kantor, Religionslehrer und Beamter in ihr tätig war, im Jahr 1846 an:

> *Zwei kleine, bescheidene Stuben sind das Elternheim der hiesigen Gemeinde, in welchem sie ihre Wiegenjahre verbrachte, in welchem sie großgezogen wurde zu jener Gemeinschaft, an der später viele Hunderte ihre Freude hatten. Und diese zwei unansehnlichen Stuben sind das Koscher-Restaurant des Hermann Groß, des späteren ersten Tempel-Inspicienten unserer Gemeinde, der*

5 Vgl. Genée/Grosz 1994, S. 31f.

6 Hietzing erhielt 1928–1930 eine eigene Synagoge. Nachdem der Bezirk überwiegend ein teures Villenviertel im Gegensatz zu den armen und extrem dicht besiedelten Arbeiterbezirken Rudolfsheim und Fünfhaus war, kam diese Trennung einer sozialen Segregation nach, die schon lange für die jüdischen ebenso wie für die nicht jüdischen BewohnerInner bestanden hatte. Dennoch behielten viele Vereine die alte Widmung ihrer Gültigkeit für die Bezirke 12 bis 15.

im Jahre 1846 von der Polizei-Behörde die Concession erhielt, in seinem Speiselocale in der Feldgasse (jetzt Sperrgasse) ein Minjan für seine Gäste abzuhalten zu dürfen.[7]

Der Bezirkschronist Michael Hahn datiert die Errichtung desselben Bethauses mit der behördlichen Befugnis an Hermann Groß, d. h. bereits mit dem Jahr 1842.[8]

Davor lassen sich zwei »Schichten« einer jüdischen Geschichte in den südwestlichen Vororten Wiens verfolgen. Sie überlappen sich zeitlich und scheinen daher »derselben« Gemeindegeschichte anzugehören, sind jedoch voneinander unabhängig.

Das Arnstein'sche Schloss

Als erste Schicht ist die Ansiedlung der geadelten Familie Arnstein im späten 18. Jahrhundert anzusehen. Sie hatte hier einen der Sommersitze (neben den Schlössern Haan und Plankenau), die entlang des Weges nach Schönbrunn in dem damals noch weitgehend unverbauten Land vor der »Linie« zwischen und in den alten Weinbaudörfern errichtet wurden. 1770/71 vereinte Hugo Freiherr von Waldstätten einige Grundstücke und ließ darauf ein kleines Palais erbauen. 1794 kam es an Nathan Adam Freiherr von Arnstein. Er war einer der bedeutendsten und reichsten Wiener Bankiers und seine Frau Fanny (geborene Itzig und aus Berlin) eine der schillerndsten Figuren der jüdischen Emanzipation Wiens, berühmt für ihren Salon, in dem sie nach französischem Vorbild Intellektuelle, Schriftsteller und Gelehrte versammelte, sowie als Mäzenin.[9] Nathan von Arnstein vergrößerte Schloss und Garten, während zugleich schon die vorstädtische Verbauung des Viertels begann. Als das gesellschaftliche Leben der Arnsteins mit Fannys Tod jäh endete, setzte der schrittweise Verkauf von Gebäuden und Grund ein.

Das Pereira-Arnstein'sche Palais in Sechshaus; Lithografie, anonym (Wien Museum)

Ein Großteil der ehemaligen Besitzung ging in den neu geschaffenen, kleinen Parzellen und in der frühgründerzeitlichen Blockrandverbauung auf.[10] Die Tochter von Fanny und Nathan Arnstein, Henriette Arnstein-Pereira, konvertierte zum Christentum. Sie und deren Tochter, die verheiratete Gräfin von Fries, behielten das Schloss bis in die 1860er-Jahre, doch reduzierten sie den Garten weiter durch Verkäufe und die Ansiedlung der Schulschwestern, die hier bis heute einen großen Kloster- und Schulkomplex bilden. Als letzter Rest des ehemals ausgedehnten Schlossgartens blieb der »Henriettenplatz« bestehen.

7 Stern 1892, S. 5.

8 Hahn 1853, S. 88f.

9 Vgl. Schramm 2007, S. 42-55, sowie Spiel 1962.

10 Vgl. Keinrath/Kubelka-Bondy/Kuzmich 1984, S. 70ff.

»Bau der k.k. Staatsrealschule in Fünfhaus, am 9. August 1876«; gründerzeitliche Verbauung rund um den Henriettenplatz (Wien Museum)

In dessen Benennung und in der »Friesgasse« sind den beiden Stifterinnen von Schule und Kloster, die als solche keiner jüdischen Geschichte mehr angehören, Denkmale gesetzt. – Im Übrigen gibt es keinen Hinweis darauf, dass die Geschichte der Jüdischen Gemeinde irgendwie von den Arnstein'schen Besitzungen ausging oder angeregt wurde.

Jüdische Fabrikanten im Vormärz

Die folgende »Schicht« jüdischer Geschichte der südwestlichen Vororte hat bereits mit einer lokalen Gemeinschaft und Gemeindebildung zu tun. Sie reicht bis in die frühen 1830er-Jahre zurück,[11] als sich hier jüdische Fabrikanten anzusiedeln begannen, um schließlich in den 1840er- und 1850er-Jahren das Zentrum der Wiener Textilindustrie zu etablieren. Diese Fabrikanten bilden sozial- und wirtschaftsgeschichtlich den Ursprungsmoment der Gemeinde.

Die Niederlassung von Fabrikanten in den Vorstädten ist vor dem Hintergrund zu sehen, dass JüdInnen bis 1848 die Ansiedlung »auf dem offenen Land von Niederösterreich« prinzipiell untersagt war – wie in den meisten Teilen der Monarchie, von einzelnen Städten mit ihren Ghettos und Judenstraßen sowie von den tolerierten Juden Wiens abgesehen. Eine Ausnahme machten die Verordnungen für Fabrikanten. Schon Maria Theresia bestimmte innerhalb ihrer äußerst judenfeindlichen Politik 1763, »daß eine jede Familie sich ausweisen solle, was sie nützliches pro publico unternehmen wolle oder könne und daß sie sich auf Anlegen einiger Fabriquen anwenden sollen, wobey doch allzeit die Ausmessung zu machen ist, daß für gemeine Arbeitsleute allein Christen genommen werden müssen. […] So fallet die Beysorg wegen Überhäufung gemeiner Juden, wann die […] bemerkte Vorsehung gemacht wird, hinweg.«[12] Die Förderung jüdischer Fabrikanten wurde von Josef II., der die alten Restriktionen trotz des aufgeklärten Habitus nur in manchen Aspekten lockerte, nachdrücklich wiederholt:

> *Meine Absicht gehet keineswegs dahin, die jüdische Nation in den Erblanden mehr auszubreiten oder da, wo sie nicht toleriret ist, neu einzuführen, sondern nur, da wo sie ist und in der Maaß, wie sie als tolerirt bestehet, dem Staate nützlich zu machen. Diesem gemäß ist sich also in Ansehung der Juden in Oesterreich unter der Enns zu benehmen, mithin sind selbe eingerathenermaßen auf dem Lande keineswegs einzuführen, mit der einzigen Ausnahme, wenn*

11 Die ersten Fabriksbefugnisse datieren aus den Jahren 1830 und 1833, die meisten jedoch aus den späteren 1830er- und den 1840er-Jahren. Dies stimmt genau mit der Tendenz, die Löw 1951 aus der Analyse der Trauungs- und Geburtsmatriken der IKG Wien gewann, in den Jahrgängen bis 1848 auch die Vorstädte und Vororte mit einbeziehen. Die Trauungsmatriken (Löw 1951, S. 69ff.) sind diesbezüglich weniger signifikant; bei den Geburtsmatriken, die meist die Berufe der Väter anführen (ibid., S. 155ff.) ist der Anstieg jedoch ganz deutlich: 1784–1805 gar kein Fabrikant; 1806–1832: 9 Fabrikanten; 1833–1836: 5 Fabrikanten; ab dann ein massiver Anstieg – 1837–1848: 110 Fabrikanten.

12 Pribram I 1918, S. 360.

jemand von dieser Nation, es seye in einer Landstadt, Marktfleken, Dorf oder auch in einem bisher unbebauten Orte eine Fabrik errichtet, oder sonst ein nützliches Gewerbe einführen will, in welchen Fällen die Regierung de casu in casum die Licenz ohne mindeste Schwierigkeit zu ertheilen, dergleichen Landjuden auch aller der nemlichen Rechte als ihre Brüder in der Hauptstadt zu genießen haben werden.[13]

Angesichts der deutlichen Erklärung, die Zahl der Juden nicht erhöhen zu wollen, ist anzunehmen, dass den Fabrikanten auch weiterhin die Bedingung gestellt wurde, nur christliche ArbeiterInnen einzustellen. In Hinblick auf die Wiener Vororte ist dem Autor das explizit nur für einen Fall bekannt, nämlich für den St. Veiter Benjamin Spitzer, der 1836 die Landesbefugnis[14] für Cottondruckwaren unter der Auflage erhielt, nur christliche Arbeiter anzustellen.[15] Es wird jedoch durch die soziale Zusammensetzung der jüdischen Bevölkerung der südwestlichen Vororte im Vormärz bestätigt. Die Rechtslage führte außerdem dazu, dass die Quellen ein recht genaues Bild von den Fabrikanten des Vormärz vermitteln, während die Wiener Händler und Geschäftsinhaber – von den wenigen tolerierten abgesehen – ihre Erfassung durch die Behörden unbedingt verhindern mussten.[16]

Die Liste der 51 Fabrikanten, die vor 1848 in den südwestlichen Vororten angesiedelt waren (siehe Anhang I),[17] und ihre Zusammensetzung ist sowohl im Verhältnis zur frühen Industrialisierung Wiens und seiner Vororte wie auch im Verhältnis zu den wirtschaftlichen Aktivitäten des Wiener Judentums in seiner Gesamtheit bemerkenswert.

Die Ansiedlung von Manufakturen und Industriebetrieben in den südwestlichen Vororten begann im späten 18. Jahrhundert, angeführt von der 1783 aus der Alservorstadt nach Fünfhaus verlegten Oesterlein'schen Gewehrfabrik, die 1807 bereits mehrere Hundert Arbeiter beschäftigte: »nach damaligen Begriffen einer wahrer Industriegigant«.[18] Für die Textilproduktion, »die industrielle Leitbranche der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts«,[19] bildeten die südwestli-

13 Pribram I 1918, S. 476; und ganz ähnlich im Toleranzpatent von 1892 (s. Pribram I 1918, S. 496f.). Vgl. Leitner 1924, S. 3.

14 Zur Unterscheidung zwischen einfacher und Landesbefugnis, zur Abgrenzung der industriellen Branchen von den zünftisch organisierten Gewerben und zur rechtlichen Stellung von Fabrikanten im Allgemeinen vgl. Baryli 1980, S. 9-31.

15 Holzapfel, Josef: Die ersten Fabriken Ober St. Veits. In: www.a1133.at/index.php?menu=geschichte&inc=fakten/fabriken-erste/fabriken; hier zit. n. den Akten der Gemeinde Ober St. Veit und des Merkantil- und Wechselgerichtes aus dem Wiener Stadt- und Landesarchives.

16 Zu dieser divergenten Quellenlage vgl. Mayer 1917, S. 234-247, insbes. S. 244.

17 Nö. Reg. H1 Zl. 13098/1846; Karton 3034 enthält eine Familienliste von 1845 (»Übersichtstabelle über die im Jahre 1845 im Viertel unter dem Wienerwald befindlichen Israeliten und deren Familien«), aufgebaut nach Grundherrschaften, mit Personennamen, Angaben zu Erwerbszweig bzw. Diensteigenschaft, Alter, Geburtsort, Stand, Wohnort, Zeitpunkt der Fabriksgründung, Dauer und Art der Aufenthaltserlaubnis bzw. Höhe der Toleranz- oder Schutzsteuer und Erwerbssteuerlisten von 1846. Weitere Fabrikanten werden in den Geburtsmatriken der Israelitischen Kultusgemeinde Wien angeführt, sofern bei den Kindsvätern unter dem »Charakter« des Vaters dessen Beruf angegeben ist. Außerdem wurden die bei Hahn 1853, S. 93ff., angeführten »größeren Fabrikanten« aufgenommen, wenn diese in Namen und Gewerbe mit den bei Mayer 1917, S. 216-220, genannten Wiener Fabrikanten des Vormärz übereinstimmen. Die Daten des Erhalts der Fabriksbefugnis stammen alle aus den Famlien- und Erwerbssteuerlisten. Bei den Adressen wurden zuerst die aus den genannten Listen berücksichtigt. Sie wurden jedoch ergänzt um Adressen, die Hahn 1853 im »Verzeichnis der Handels- und Gewerbs-, dann der sonstigen Geschäftsleute« angibt. – Bei Ignaz Deutsch ist es möglich, dass er nur einen Nebenwohnsitz in den südwestlichen Vororten hatte und dass seine Fabrik woanders angesiedelt war. Nachweisbar ist seine Wohnadresse in der Leopoldstadt.

18 Czeike 1980, S. 16.

19 Banik-Schweitzer/Meißl 1983, S. 39.

chen Vororte bald einen der wichtigsten Standorte.[20] »Schon um 1800 wohnten viele Arbeiter der großen Webereien und Seidenfabriken der Vorstädte Neubau, Schottenfeld, Gumpendorf und Mariahilf ›vor der Linie‹ in unserem Vorort. Im Vormärz verlegten viele Weber und Bandfabrikanten ihre Unternehmungen in unsere Vorortegemeinden, sie zogen so den billigeren Lebensverhältnissen und ihren Arbeitern nach.«[21] Eine erste Welle von textilindustriellen Gründungen reicht bis zum Jahrhundertbeginn zurück.[22] Unter diesen dürften, zieht man die Fabriksbefugnisse heran (siehe Anhang I) , noch keine jüdischen Fabrikanten gewesen sein. 1850 waren in Sechshaus 38,8 % der Berufstätigen in der Textilindustrie und weitere 16 % in der Bekleidungsindustrie tätig.[23]

- In der Textilbranche Wiens waren die jüdischen Fabrikanten mit einem Anteil von 5–10 % gegenüber einen jüdischen Gesamtbevölkerung von etwa 4.000 (einschließlich der Vorstädte und Vororte) weit überrepräsentiert, wobei dieser Anteil unter den größeren Betrieben auch noch um einiges höher gewesen sein kann.[24]
- Unter den jüdischen Textilfabrikanten Wiens war wiederum ein volles Drittel (29 von 86) in den südwestlichen Vororten angesiedelt.
- Noch eklatanter ist der Anteil, den 1853 die jüdischen unter den »größeren Fabrikanten« im politischen Bezirk Sechshaus ausmachen, nämlich mindestens die Hälfte (19 von 38).[25]
- Von diesen 1853 hier bestehenden 38 »größeren« Fabriken gehören 20 der Textilbranche an, und unter diesen beträgt der jüdische Anteil gar 75 % (oder mehr).
- Die 15 »größeren« jüdischen Textilfabriken sind wiederum nur der kleinere Teil der 36 jüdischen Textilfabrikanten, die hier 1845/46 – also noch im Vormärz – steuerpflichtig wurden.

Die bedeutende Textilindustrie dieser Region wurde also zu einem beachtlichen Teil von jüdischen Fabrikanten etabliert, was im Kontext einer jüdischen Bevölkerung zu sehen ist, die im politischen Bezirk Sechshaus 1853 gerade einmal 1,3 % zählte (in Fünf- und Sechshaus 2,3 bzw. 2,4 %).[26] Andererseits ist die Zahl von 51 jüdischen Fabrikanten in den südwestlichen Vororten des Vormärz bemerkenswert im Verhältnis zu 198 tolerierten Familien Wien im Jahr 1847.[27]

20 1841 gehörten etwa 30 % der Fabriken und Manufakturen von Wien, inklusive der Vorstädte und der Vororte, der Textilbranche an: 114 Textilbetriebe von insg. 424 Fabriken und Manufakturen in Wien und den Vorstädten (den heutigen Bezirken 2 bis 9) und sogar 49 von 171 landesbefugten Fabriken. In den Vororten (den heute außerhalb des Gürtels gelegenen Bezirken 10 bis 23) waren es 49 Textilbetriebe von insgesamt 98 und 26 von insgesamt 51 landesbefugten. Vgl. Banik-Schweitzer/Meißl 1983, S. 152.

21 Weyring 1922, S. 81.

22 Czeike 1980, S. 17: »1810 zählte man in Fünfhaus, Sechshaus, Braunhirschen und Reindorf bereits 18 fabriksmäßige arbeitende Produktionsstätten, wobei unter den Branchen Webereien und Spinnereien, Bleichereien und Färbereien dominierten.«

23 Ehmer 1980, S. 119.

24 Vlg. Mayer 1917, S. 218f. Eine genaue Bevölkerungszahl der Wiener Judenschaft gibt es für diesen Zeitraum nicht. Löw 1951, S. 163-166, schätzt sie auf etwa 4.000 am das Ende des Vormärz. Mayer 1917 kommt auf etwa 10.000, wobei er den Anteil der inoffiziell hier Lebenden extrem hoch ansetzt. Löws Berechnungen aus Geburts- und Trauungsmatriken widersprechen dem. Umgerechnet auf das heutige Stadtgebiet, auf das sich auch die frühen Geburts- und Trauungsmatriken in etwa beziehen (vor der Gründung von separaten Vorstadtgemeinden mit eigener Matrikenführung), hatte Wien 1840 469.400 EinwohnerInnen und 1850 551.300. Nach Löws Schätzung betrug die jüdische Bevölkerung Wiens 1848 also etwa 0,8 %.

25 Mit Bezugnahme auf die Bezirkschronik von Hahn 1853, wobei von der dort angeführten Liste der größeren Fabrikanten nur jene jüdischen berücksichtigt wurden, die schon vor 1848 in anderen Quellen aufscheinen. Mithin könnte ihr Anteil noch höher sein. Hahn macht übrigens keine Erwähnung vom außerordentlich hohen Anteil an jüdischen Fabrikanten.

26 Hahn 1853, S. 25.

27 Familienliste von 1847, Pribram II 1918, S. 530f.

Eine herausragende Rolle spielten die Juden des Vormärz allein in der Textilindustrie. Einen gewissen, aber wienweit betrachtet nicht auffälligen Anteil hatten sie unter den Juwelieren, den Spiritus-, Branntwein- und Ölfabrikanten. Es ist wiederum bezeichnend für die Bedeutung der südwestlichen Vororte als Standort jüdischer Fabrikanten, dass alle diese Gewerbe hier vertreten oder sogar deutlich überrepräsentiert sind.
Von den sechs jüdischen Spiritus- und Branntweinfabrikaten Wiens, die Sigmund Mayer anführt,[28] sind nicht weniger als vier in den südwestlichen Vororten angesiedelt. Und von den sieben Spiritus- und Branntweinfabrikanten, die Hahn 1853 unter die »größeren Fabrikanten« des politischen Bezirks Sechshaus zählt, sind ebenfalls vier jüdische.[29]

Bleiben zwei Ölfabrikanten[30] und je ein Zucker-, Wein-, Gold- und Silberfabrikant, ein Leder- und ein Aquavitfabrikant.

In all den Branchen des Vormärz, in denen Juden einen mehr oder weniger bedeutenden Anteil an der Produktion nahmen, spielten sie im Handel eine noch größere Rolle – insbesondere im Großhandel, für den Wien das wichtigste Zentrum der Monarchie darstellte. Unter diesen ist es abermals die Textilbranche, in der die jüdischen Händler am stärksten repräsentiert waren und diese dominierten.[31] Entsprechend waren einige der vorstädtischen Fabrikanten zugleich als Großhändler in der Stadt tätig. Manche waren bereits als Großhändler nach Wien gekommen, andere wieder fingen hier als »Platzsteher« und Zwischenhändler lokaler Waren an und stiegen langsam zu wohlhabenden Kaufleuten auf. In jedem Fall aber waren Textilhandel und -produktion eng verbunden mit den böhmischen, mährischen und ungarischen Herkunftsorten der Fabrikanten und Händler.[32] Sigmund Mayer, durch den ein genaues Bild des jüdischen Wirtschaftslebens in Wien im 19. Jahrhundert überliefert ist, äußerte in seinen 1911 veröffentlichten Lebenserinnerungen den Verdacht, dass viele der Großhändler nur deshalb in der Vorstadt eine Fabrik besaßen, weil das seit Josef II. der einfachste Weg dauerhafter Ansiedlung war. In der Erzählung begleitete er seine eben erst aus Pressburg eingetroffene Mutter bei Einkäufen durch das jüdische Viertel. Sie passierten »eine Reihe von Geschäften: Wilhelm Pollitzer am Ruprechtsplatz, H. Kolisch, S. Trebitsch, beide in der Krebsgasse, Mandeles & Sohn am alten Fleischmarkt. Nach der Schildbezeichnung sind die drei ersten Seidenzeugerzeuger, ist Mandeles ein Satinclothfabrikant, und wie ich von meiner Mutter erfahre, sind alle vier Händler; das minime Werk, welches jeder in der Vorstadt aufgerichtet hatte, dient nur als Deckung für ihren Handel.«[33]
Interessanterweise sind alle vier Fabrikanten, die Mayer hier exemplarisch nennt, aus den süd-

28 Mayer 1917, S. 220.

29 Rubin Friedmann, Noe Pollak, Wolf & Eppinger sowie Kaspar und Alois Fleischmann: Der Letztgenannte scheint erst in den Geburtsmatriken von 1850/52/53, nicht aber in den vormärzlichen Familien- und Steuerlisten auf.

30 Mayer 1917, S. 220, nennt insgesamt vier in Wien, wobei er nur Geiringer kennt, während bei ihm Leopold Stengel aus Gaudenzdorf nicht auftaucht.

31 Mayer 1917, S. 207-272. In anderen Branchen wie jener der Getreide- und Naturprodukte dominierten sie im Handel, hatten aber keinen nennenswerten Anteil an der Produktion.

32 Mayer 1917, S. 210-213.

33 Mayer 1926 (1911), S. 178f. – Ein Wilhelm Pollitzer, ein Salomon Trebitsch und ein Moritz Mandeles sind in der Tat unter den Fabrikanten der südwestlichen Vororte, doch zahlen Pollitzer und Mandeles eine durchaus beachtliche Erwerbsteuer, während sie in der Liste, in der Trebitsch aufscheint, nicht angegeben ist (die Toleranzsteuer in der Familienliste von 1845 beträgt immerhin 100 Gulden, was vergleichsweise ebenfalls hoch ist). Wenn es sich wirklich um dieselben Personen wie den von Mayer genannten handelt, dann übertreibt dieser wohl hinsichtlich der »Minimität« der Fabriken im Verhältnis zum städtisch angesiedelten Handel. So detailliert, lebhaft und realistisch Mayers Beschreibungen der sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse Wiens im Vormärz (und danach) sind, schreibt es doch die Wiener »Engrosisten« am Quai sehr absichtsvoll einer 2000-jährigen Geschichte des jüdischen Handels ein. Die Fabrikanten hingegen passen ihm nicht so gut in diese große Linie.

westlichen Vororten. An anderer Stelle nennt er Josef Boschan & Söhne als einen der wenigen Textilhändler, die auch im »Schema« (im Handels- und Adressbuch des Niederösterreichischen Gewerbevereins) aufscheinen, und die Spiritus- und Branntweinfabrikanten Eppinger und Rubin Friedmann als Spiritushändler.[34] Sind deren Fabriken also alle nur »Deckung«?
Mayer selbst modifizierte seine Darstellung in seiner textlichen und thematischen Erweiterung der Lebenserinnerungen, *Die Wiener Juden – 1700 bis 1900*. Seine Formulierung schließt an die ältere an, wendet die Wertung in der Fortsetzung aber fast ins Gegenteil:

> *Der klassische Ausweg [für die Händler] war aber jener, dem die Regierung durch ihren Wunsch, die Industrie zu fördern, selbst geschaffen hatte und tolerierte. Der seine Etablierung Suchende errichtete seinem Handel zu liebe in der Vorstadt eine minime Erzeugung, in welchem Falle er gleichsam statutarisch von der Behörde nie gehindert wurde, neben den wenigen eigenen Erzeugnissen Waren anderer Fabrikanten, soviel er wollte, zu verkaufen. Diese Weitherzigkeit der Behörde kam auch wirklich der Industrie reichlich zustatten. Eine große Anzahl dieser zu Fabrikanten gepressten Händler gab bald den Handel auf und forcierte um so mehr die Fabrikation. Ich nenne von ihnen nur die jetzt wohl größte Seidenzeugfabrik Österreichs: S. Trebitsch & Sohn, den ich schon wiederholt vorgeführt habe.*[35]

An anderer Stelle beschreibt er dessen Werdegang exemplarisch nochmals: »Salomon Trebitsch aus Nikolsburg beginnt Ende der dreißiger Jahre in einem kleinen Laden des Sinaschen Hauses in der Pressgasse einen Handel mit Seidenwaren, aus demselben wird S. Trebitsch & Söhne, eine der größten Seidenzeugfabriken und ein vornehmes Haus«.[36] Seine Fabriksbefugnis erhielt Salomon Trebitsch im Jahr 1838 (siehe Anhang I). Das heißt, er hat vorstädtische Fabrik und innerstädtischen Handel etwa gleichzeitig begonnen.

Für die Geschichte der jüdischen Gemeinde »Sechshaus« ergeben sich daraus zwei Fragen: Zum einen der Verdacht, dass es sich bei vielen der Fabriken nur um »Deckung« für Aufenthalt und Tätigkeit von Großhändlern handelte, den jedoch sämtliche der bisher angeführten Zahlen unwahrscheinlich machen. Tatsächlich zahlten alle in Mayers *Lebenserinnerungen* exemplarisch genannten Fabrikanten, die in den Vorstädten »minime Werke aufgerichtet« hatten, 1846 eine relativ hohe Erwerbssteuer[37], und außer Pollitzer hatten sie alle eine Landesbefugnis.
Zum anderen stellt sich die Frage, ob viele der Fabrikanten tatsächlich in den Vororten lebten und dort »Gemeindemitglieder« waren (sobald es ab 1846 ein Bethaus gab) oder ganz der innenstädtischen Gemeinde oder jener der Leopoldstadt angehörten. Der Vergleich der zu Verfügung stehenden Quellen erlaubt eine differenziertere Antwort:

Unter den 198 Familien der Wiener Familienliste von 1847 werden fünf der hier genannten 51 Fabrikanten angeführt: Josef Boschan, Ignaz Deutsch, Wolf Stengel, Heinrich von Wertheimstein und Carl Zappert.[38] Sie waren in Wien »toleriert« und wohnten in der Stadt.[39] Das hindert freilich nicht, dass sie eine weitere Wohnung in den Vororten hatten, worauf Ignaz Deutschs

34 Mayer 1917, S. 236 u. S. 268.

35 Mayer 1917, S. 261.

36 Mayer 1917, S. 241.

37 Wilhelm Pollitzer zahlte 100, Salomon Trebitsch 200, Hirsch Kolisch 80 und Moritz Mandeles 90 Gulden Erwerbssteuer. Die kleinen Fabrikanten zahlten hingegen nur 10, 20 oder 40 Gulden.

38 Ignaz Deutsch, Abraham Kaan (Kann), Gustav Biedermann, Leopold Wertheimstein und David Pollak sind in Wien toleriert, vgl. Pribram II 1918, S. 530f. Leopold Goldberger, ein Handelsmann aus Pesth, und Moritz Hirschfeld aus Szenitz (Ungarn) haben Wohnadressen in Hietzing.

39 Pribram II 1918, S. 530.

Adresse in Hietzing hinweist.[40] In weiteren Fällen ist es wahrscheinlich, dass die Fabrikanten und ihre Familien nie oder nur kurze Zeit in der Umgebung ihrer Betriebe lebten.[41] – Tendenziell sind es die Besitzer der größten Betriebe, die nicht oder nur vorübergehend in den Vororten lebten. Das ist wenig verwunderlich, denn in der Stadt zu wohnen war zu dieser Zeit auf jeden Fall attraktiver als in den Vororten, deren Entwicklungsstand sich am Übergang von alten Weinbauerndörfern zu frühindustriellen Arbeitervorstädten befand. Eine Ausnahme stellen in dieser Hinsicht nur die äußeren bzw. südwestlichen Gebiete der Vororte dar, die sich damals als attraktive Wohngegenden zu entwickeln begannen, insbesondere Hietzing, wo unter den Vätern der bis 1848 in den Vororten geborenen Kinder sieben eine Adresse hatten, aber auch Penzing.
Von den 51 Fabrikanten (siehe Anhang I) scheinen 19 als Väter im Geburtenregister der Israelitischen Kultusgemeinde zwischen 1826 und 1848 als wohnhaft in einem der südwestlichen Vororte auf. Nachdem einige Fabrikanten bereits älter waren und ihre Kinder noch in den Kronländern gezeugt hatten, darf man aufgrund dieser Zahl des Geburtenregisters schließen, dass mindestens 50 % der Fabrikanten hier wohnhaft waren.

Auf die zentrale Frage, wer wirklich aktiv zum Aufbau der Vorstadtgemeinde beitrug, erhält man einige Hinweise, wenn man die Akteure der »Geschichte der Israelitischen Cultusgemeinde im Bezirke Sechshaus (1846–1892)« mit den bisherig genannten Wirtschaftstreibenden vergleicht: Die Fabrikanten Ignaz Eisenberger, Wilhelm Friedmann (der Sohn von Rubin Friedmann), Leopold Geiringer, Moritz Handl, Moritz Löwy und Ignaz Pollak und etwas später Gottlieb Taussig hatten tragende Funktionen innerhalb der lokalen Kultusgemeinde-Verwaltung inne. Von den fünf Männern, die sich 1849 über einen zu gründenden Tempelverein, mithin über die erste Institution der religiösen Gemeinde, berieten und alsbald zu deren Vorsteher gewählt wurden, waren mindestens drei Fabrikanten mit einer einfachen Befugnis (keiner Landesbefugnis): Moritz Löwy, Moritz Handl und Ignaz Eisenberger. Zu der von diesen einberufenen konstituierenden Versammlung erschienen »fast sämtliche damals in Fünfhaus und dessen Umgebung wohnhaften jüdischen Familienväter. […] Der Liqueurfabrikant M. L. Löwy wurde mit Acclamation zum Vorsitzenden gewählt.«[42]

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass die Schicht der Fabrikanten und einiger anderer wohlhabender Bewohner sicher eine treibende Kraft im Aufbau der Gemeinde bildete, selbst wenn nicht alle Fabriksbesitzer im vollen Sinn Bewohner der Vororte waren. Sie waren dazu prädestiniert durch geschäftliche Erfahrung und die Möglichkeit, einen Teil ihrer Einkünfte einzusetzen.[43] Insbesondere der Schritt in die Unabhängigkeit, den die Kultusgemeinde Sechshaus 1867/68 vor

40 Die Hietzinger Adresse war mit weit größerer Wahrscheinlichkeit die einer Wohnung und nicht die von Deutschs Fabrik.

41 Wilhelm Tettscher und Rubin Friedmann hatten beide Wohnadressen in der Leopoldstadt, der Erste hatte vier, der Zweite sechs in Wien geborene Kinder. Adolph Bisenz wohnte mit seiner Frau und vier Kindern in der Stadt, in der Wipplingerstraße. Auch der Webfabrikant Bernard Grünhut wohnte mit seiner Frau und fünf in Wien geborenen Kindern in der Stadt. Ebenso Hirsch Kolisch. Salomon Grünholz und seine Familie wohnten zwar (offiziell) in Fünfhaus, doch waren fünf Kinder in Wien geboren – was auf eine »Deckung« hinsichtlich des Aufenthaltes hinweisen könnte. Ganz ähnlich bei Joachim Salomon Wertheimber, Albert Granichstätter und Salomon Trebitsch, wobei bei Trebitsch und Wertheimber je ein Kind in Fünfhaus geboren wurde.
In anderen Fällen wurden die älteren Kinder noch in den Kronländern, woher die meisten Fabrikanten und ihre Frauen stammten, geboren und die jüngeren bereits in Wien oder in der Vorstadt, wo die Fabrik standen.

42 Löwy wurde nicht in die Liste der vormärzlichen Fabrikanten aufgenommen, weil er unter den hier beachteten Dokumenten erstmals bei Stern 1892, S. 8f., in einem Ereignis von 1949 auftaucht.

43 Stern 1892, S. 32: »Die Generalversammlung, die im Februar des Jahres 1863 abgehalten wurde, ergab nämlich, wie die hiesigen Bethaus-Vorsteher an die Wiener Vertreter berichteten, das Resultat, dass die theilnehmenden Mitglieder 25.000 Gulden für den Tempelbau zeichneten. Auf die Wiener Vertreter machte dieses Ergebniß einen ausgezeichneten Eindruck, doch mußte der Vorstand der Wiener Cultusgemeinde den Entschluß über den Tempelbau in Fünfhaus noch immer aufschieben, da, wie die Mitglieder der Finanzsektion wiederholt erklärten, die Wiener Cultusgemeinde damals noch einen ziemlich großen Betrag für den Leopoldstädter Tempel aufzubringen hatten.« – Daraus setzte sich infolge der Beschluss zur Unabhängigkeit durch.

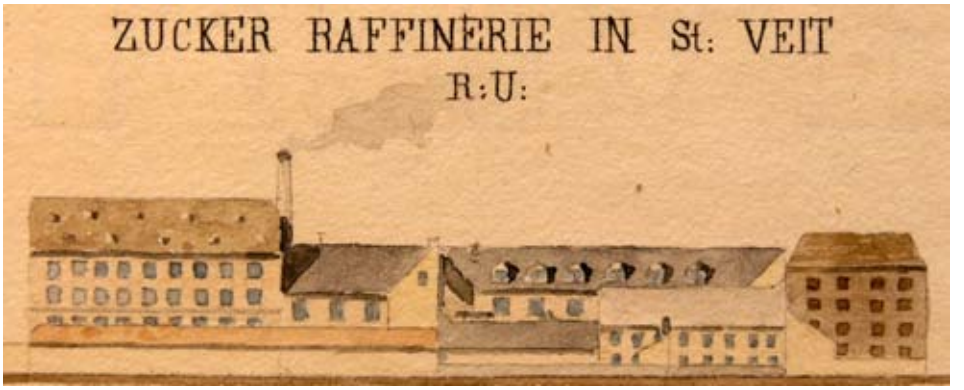
allen anderen Vorstadtgemeinden wagte,[44] und der Bau des Turnertempels 1871/72, der dritten Synagoge Wiens, bedurfte eines solchen Substrats in der Gemeinde.

Die Fabriken

Welchen Charakter hatten die »Fabriken«, von denen bisher die Rede war? Zum Großteil waren es größere Manufakturen, wobei es unter den damaligen Fabriken zwei Tendenzen gab: Zum einen wurde die in der Textilindustrie, vor allem in der Weberei, traditionelle Heimarbeit und Verlagsindustrie fortgesetzt und unter starker Beteiligung von Arbeiterinnen verstärkt, was die Tatsache erklärt, dass auch relativ bedeutende Fabriken mit kleinen und typologisch unspezifischen Gebäuden auskamen. Zum anderen zeichneten sich insbesondere in der Textildruckerei Übergänge zur industriellen Fabriksproduktion ab.[45]

Signifikanterweise treten im Plan des politischen Bezirks Sechshaus von 1853[46] die Fabriken innerhalb der kleinteiligen Blockrandverbauung kaum hervor. Einen großen Komplex bildete nur der Druckfabrikant Granichstätter mit vier nebeneinander liegenden Häusern in der in Sechshaus gelegenen Mühlbachgasse (an der alten Wasserversorgung des vom Wienfluss abgezweigten Mühlbaches). Sie hatte in der ersten Hälfte der 1840er-Jahre bereits 300 bis 400 Arbeiter.[47] Ein weiterer großer Industriebetrieb, der baulich als solcher hervortrat, war – nach heutigem Wissen – die Zuckerfabrik Heinrich von Wertheimsteins in Ober St. Veit, für die 1839 ein eigenes Gebäude errichtet wurde.

Erstürmung der k.k. Druckfabrik der Herren A. & E. Granichstätten in Sechshaus während der Revolution in der Nacht vom 13. zum 14. März 1848, Lithografie von F. Kaliwoda (Wien Museum)



Zuckerfabrik Heinrich von Wertheimsteins in Ober St. Veit, um 1850, Aquarell von Studenten des Polytechnikums (Wiener Stadt- und Landesarchiv)

44 Vgl. Lind 2004, S. 12ff.

45 Vgl. Ehmer 1980, S. 118 u. S. 120; Czeike 1980, S. 18.

46 Hg. v. Anton Ziegler, Wien, Schiffgasse, Nr. 916; gedruckt bei J. Höfelich, Wien.

47 Meißl 1980, S. 84.

Etwa 40 % der Gebäude, in denen die vormärzlichen Fabriken untergebracht waren, sind noch erhalten. Sie unterscheiden sich typologisch nicht von anderen Wohnbauten derselben Zeit (mit ihren verschiedenen Erdgeschoßnutzungen durch Geschäfte und Handwerksbetriebe). Einige davon sind für die damaligen Verhältnisse große Wohnhöfe, doch auch diese ohne baulichen Hinweis auf ehemalige Fabriksräume.

Hof der Storchengasse 13; Leopold Geiringer hatte in dem Haus 1853 seine Ölpressserei und -raffinerie mit Landesbefugnis untergebracht (Georg Traska)

Geschlossene vormärzliche Verbauung in der Sperrgasse 2–6; auf Nr. 2 befand sich die Seiden- und Schafwollfabrik von Joachim Salomon Wertheimber mit einer Landesbefugnis ab 1839, auf Nr. 6 die Branntweinfabrik von Ignaz Pollak (Georg Traska)

Eckhaus Mariahilfer Straße/Karmeliterhofgasse, in dem Aron Karpelles (Koppeles) um 1845 (wahrscheinlich 1841–1853 und länger) seine Seiden- und Samtbandfabrik mit Landesbefugnis hatte (Georg Traska)

Innenhof des Hauses Mariahilfer Straße/ Karmeliterhofgasse (Georg Traska)

Des Öfteren wurden Fabriken in Hofgebäuden errichtet, sodass man auch von Hinterhoffabriken und Hinterhofmanufakturen spricht. Eines davon könnte im Eckhaus Robert-Hamerling-Gasse/Turnergasse, damals Mittelgasse/Neue Gasse (Fünfhaus 161), erhalten sein.[48] Im Jahr 1845 hatte der Seidenweber Heinrich Heller aus Pesth (mit einer »normalen Befugnis« ab

48 Der Umbauzustand ließe eine Baualterbestimmung nur durch Vergleich mit historischen Plänen oder durch bauarchäologische Untersuchungen zu.

1842) hier seine Fabrik; im Nachbarhaus in der Robert-Hamerling-Gasse (Fünfhaus 160) hatte Israel Pollitzer seine Seidenweberei (mit Landesbefugnis ab 1838) untergebracht.

Eckhaus Robert-Hamerling-Gasse/Turnergasse, vormals Mittelgasse/Neue Gasse (Georg Traska)

Hofgebäude Robert-Hamerling-Gasse/ Turnergasse (Georg Traska)

Bereits 1853 verlagerten beide ihre Fabriken wieder: Heinrich Heller arbeitete als »Leinwand-Verschleißer im Kleinen« unweit seiner älteren Fabriksansiedlung, im nicht mehr erhaltenen Eckhaus Turnergasse/Herklotzgasse, damals Neue Gasse/Johannesgasse (Fünfhaus 15). Im selben Haus stellte seine Frau Babette Heller als »Woll- und Zwirnverschleißerin« »Damenputzwaaren« her, und auch der landesbefugte Seidenfabrikant und Textilhändler Hirsch Kollisch,[49] den Hahn unter die größeren Fabrikanten zählte, hatte hier seinen Produktionsbetrieb.
1844 gründete Letzterer in seiner Geburtsstadt Nikolsburg ein jüdisches Taubstummeninstitut für mährische Kinder und verlegte es einige Jahr später, nachdem er mit der Gründung eines Fonds für diesen Zweck großen Erfolg hatte, nach Untermeidling 17. Das Haus gehörte Heinrich von Wertheimstein, der es vermutlich günstig oder unentgeltlich zur Verfügung stellte. Das Institut sollte nun jüdischen Gehörlosen aus allen Kronländern offen stehen.[50] Das allein zeigt deutlich die räumliche Dynamik, in der manche der hier behandelten Fabrikanten arbeiteten und lebten: Kollisch war in Wien sowohl im Zentrum wie in der Vorstadt, wo er seine Fabrik hatte, überaus aktiv. Seine Stiftungsaktivitäten wandte er hingegen zuerst seiner Geburtsstadt, mit der ihn neben Familienbanden auch fortgesetzt Geschäftsaktivitäten verbunden haben mochten, und schließlich wieder Wien zu, wobei er das Institut in demselben Vorstadtbezirk, in dem er auch seine Fabrik hatte, ansiedelte.

Der aus Nikolsburg stammende landesbefugte Seidenfabrikant und Textilhändler Hirsch Kollisch (Gold 1974)

49 Wahrscheinlich war er sogar ein »tolerierter« Händler, sofern er mit den in Mayer 1917, S. 237, genannten »H. Kolisch« identisch ist und nicht mit einem der anderen vier in Mayer 1917, S. 242, genannten Texthändler Kolisch.

50 Vgl. Gold 1974, S. 94, und Hahn 1853, der auf S. 85ff. ausführlich über das Nikolsburger und Wiener Israelitische Taubstummeninstitut berichtet. Zu Heinrich von Wertheimstein als Hausbesitzer vgl. Hahn 1853, S. 117.

Warum haben sich Fabrikanten und ihre Familien, denen wir in den südwestlichen Vorstädten in einer so außergewöhnlichen Konzentration begegnen, hier angesiedelt? Sie kamen fast alle aus Städten der Kronländer Mähren, Böhmen und Ungarn in der näheren Umgebung Wiens: aus Nikolsburg, Prossnitz, Pressburg, Budapest etc. Hier lebte die jüdische Bevölkerung fast ausschließlich vom Handel und hier wiederum zu einem großen Teil vom Textilhandel. Manche von ihnen waren noch in den Ghettos oder Judenstraßen zu beträchtlichem Wohlstand gekommen. Doch erlaubten die ungemein beengten Lebensbedingungen des Ghettos selbst den Wohlhabenden kaum eine Verbesserung ihrer Verhältnisse. Es zog sie aus verschiedenen Gründen nach Wien. Vor allem war hier das Zentrum des jüdischen Textilgroßhandels – in nächster Umgebung einer alle Stoffqualitäten und Verarbeitungsstufen einschließenden Produktion, während in den Kronländern bestimmte Regionen immer nur bestimmte Produktionszweige bedienten und der Handel ebenfalls beschränkter war.[51]

> *In einigen Fällen führte die Entscheidung der Nikolsburger Juden, nach Wien zu ziehen, zu einem wirtschaftlichen Mißerfolg. In der Mehrzahl der Fälle jedoch war diese Entscheidung mit einer sowohl sozial als auch wirtschaftlich erfolgreichen Etablierung innerhalb der Wiener Gesellschaft verbunden. […] Die Ehemänner waren zum Großteil Geschäftsmänner, die sich im Handel mit den Produkten ihrer Herkunftsregion etablieren konnten (vor allem mit Wein, Obst, Geflügel, Pferden). Der wirtschaftliche Erfolg war so groß, daß ihre Ehefrauen meist nicht selbst arbeiten mußten.*[52]

Außerdem unterschieden sich die Wiener Lebensverhältnisse deutlich von denen der Ghettos. Zwar waren die Wiener JüdInnen im Vormärz (und danach) ebenfalls starken und teils demütigenden Restriktionen ausgesetzt, doch lebten sie nicht abgesondert, sondern frei unter den übrigen WienerInnen. Eine eindringliche Beschreibung des Pressburger Ghettos vor seiner Auflösung im Jahr 1840 gibt uns Sigmund Mayer, der dieses ebenso wie die vormärzlichen und die späteren Verhältnisse in Wien aus eigener Erfahrung kannte:

> *Dieses Ghetto, eine Mustertyp für alle, bestand aus einer einzigen langen, aber sehr schmalen Gasse. Sie wurde noch jeden Abend von der Polizei durch schwere, eiserne Gitter abgesperrt und konnte nachts, ohne daß letztere durch die Wächter geöffnet wurden, nicht verlassen werden.*
> *In dieser Gassenenge, der das Gesetz keine Erweiterung gestattete, waren zu meiner Zeit einige Tausend Menschen zusammengepfercht; in diesem engen Raume mußten sie leben, wohnen, sterben. In dieser Gasse […] wurde nur gearbeitet und gesorgt, kannte man nicht das, was ein Leben voller Sorgen und Arbeit allein erträglich macht, »die stellenweise Unterbrechung des grauen Daseins durch zeitweilige Heiterkeit und Frohsinn«. Im Raume zwischen diesen Gittern wurde nicht gelacht, selbst nicht von den Kindern.*
> *Ungeachtet der Beweglichkeit im Sprechen und im Mienenspiel lag auf allen Gesichtern eine gewisse Scheu, wie bei Menschen, die eine Gefahr fürchten oder einer solchen eben entgangen waren. Die Grundstimmung des ganzen Ghettos war Resignation. […] Und in diesem Charakter sind sich alle diese Ghettos gleich […].*

51 Mayer 1917, S. 210-214.

52 Walzer 2003, S. 65ff: »Als entscheidendes Kriterium wurde der Familienstand herangezogen, da anzunehmen ist, daß eine Eheschließung aus Gründen der gesellschaftlichen Etablierung, aber auch der wirtschaftlichen Konsolidierung als erstrebenswert galt. Demgemäß ist die Angabe ›ledig‹ zum Todeszeitpunkt als Hinweis auf wirtschaftlichen Mißerfolg zu werten, insbesondere, wenn er zum erreichten Lebensalter in Bezug gesetzt wird. Der relativ hohe Anteil der ledigen Männer hierbei ist auffallend. Es handelt sich um junge Männer aus sozial schwachen Schichten, denen der berufliche Aufstieg nicht gelang und die in verarmten Verhältnissen, oftmals in Fürsorgeanstalten der Wiener jüdischen Gemeinde in jungen Jahren verstarben. Sie kamen nach Wien als Kleinhändler und Studenten. Ihr beruflicher Aufstieg führte sie bestenfalls zur Position eines Gehilfen.«

Sehen wir also vor allem, wie das Wohnungsbedürfnis, das erste und notwendigste des Daseins, befriedigt wurde oder befriedigt werden konnte. Auf der einen, der älteren Seite der Gasse, lehnten die Häuser an einem Berg. Die Höfe in ihnen verdienten kaum noch diesen Namen, sie waren jämmerliche Schächte; hölzerne, wacklige, vollständig finstere Treppen führten zu den Wohnungen, deren rückwärtige, an den Berg stoßende Hälften nicht anders als feucht und dunkel sein konnten. Die Kanalisierung war elend, der Luftzutritt durch den winzigen Hofraum vollständig ungenügend, die Atmosphäre schwer und dumpf. Kein einziges Haus besaß einen Brunnen. Die ganze Bevölkerung mußte aus den zwei Gemeindebrunnen ein schlechtes, kaum genießbares Wasser schöpfen. In den Häuserreihen der zweiten Gassenseite befanden sich eine Anzahl weniger schlechter, menschlicherer Wohnungen, welche aber gegenüber dem Bedarfe kaum zählten.
Mein Vater hatte in dieser Judengasse ein aufblühendes Engrosgeschäft, das ihn zum wohlhabenden Manne machte. Er hatte Sinn für besseres Sein, und doch war die »Gewohnheit des Daseins«, selbst mit den Augen jener Zeit gesehen, von einer unglaublichen Dürftigkeit.[53]

Mayer setzt seine Schilderung der Wiener Verhältnisse deutlich von jenen des Pressburger Ghettos ab, obwohl er die Wiener Verhältnisse keineswegs idealisiert und die hiesigen politischen Repressalien, die mehr den Charakter der Doppelbödigkeit hatten und keinen physischen Zwang ausübten wie im Ghetto, deutlich benennt.[54]

In Wien bewegten sich die Juden ohne Scheu nicht nur auf der Straße, sondern auch im Bierhaus, ebenso in den vornehmen Restaurants wie im Kaffeehaus und in den Vergnügungslokalen; man konnte sie in gleicher Weise, wenn auch nicht allzu häufig, zwanglos und ohne dass es irgendwie auffiel, mit ihren Damen auf allen Elitebällen, auch auf den damals vornehmsten, der Redoute in der Hofburg, dem Bürgerball, dem Juristenball usw., finden; sie waren gewohnt, die schöne Umgebung Wiens genauso wie die übrige Bevölkerung zu genießen.
Das Milieu des Lebens und Bewegens der Juden war von dem des Preßburger Schloßberges so sichtlich verschieden, daß es nicht nur mir, der ich fast noch ein Knabe war, sondern jedem Juden sofort auffallen mußte, welcher aus irgend einem Ghetto zum ersten Mal nach Wien gelangte.
Das soziale Sein der Wiener Juden im Vormärz zeigte also ein mannigfach anderes Bild als jenes des Ghetto. Hatte es auch eine andere materielle Grundlage, auf welcher sich ihre Existenz aufbaute? Nein, dieses Fundament war gleichfalls die wirtschaftliche Tätigkeit, das Geschäft, der Handel. Aber innerhalb des prinzipiell gleichen Rahmens zeigten sich nach verschiedenen Seiten hin wesentliche Unterschiede.[55]

Diese freie Bewegung in der Stadt hatte in Wien dadurch Tradition, dass hier offiziell nur sehr wenige tolerierte Juden leben durften. Ein Ghetto für eine größere jüdische Bevölkerung gab es in Wien seit der Vertreibung 1670/71 nicht mehr. Die wenigen »Tolerierten« lebten in gehobenen Stellungen und relativ stark akkulturiert. Beschwerden in Regierungskreisen haben bereits 1778 weitgehend dieselben Formen gesellschaftlichen Zusammenlebens zum Gegenstand, die Sigmund Mayer ein halbes Jahrhundert später positiv hervorhebt.[56] Unter Josef II. wurden die Verhältnisse für die »Tolerierten« auch offiziell gelockert. Sie durften sich nun, einschließlich der Vororte, überall niederlassen und wohnen. Zugleich wurde aber die Zunahme der jüdischen Bevölkerung im späten 18. und frühen 19. Jahrhundert – weit über die Zahl der Tolerierten hinaus – offiziell nicht zur Kenntnis genommen. Insofern änderte sich auch nichts an den rechtlichen Verhältnissen und der sozialräumlichen Situation.

53 Mayer 1926, S. 3f.

54 Mayer 1926, S. 175-182, äußert sich mit einem gewissen ironischen Vergnügen über die zahlreichen, allen bekannten Wege, die Aufenthaltsbeschränkungen durch Schutz- und Schmiergelder in einer geradezu »geordneten Weise« zu hintergehen.

55 Mayer 1917, S. 209.

56 Vgl. Pribram I 1918, S. 432f.

Die Wahl der Vororte für die Fabriken geht aus der allgemeinen Wiener Wirtschafts- und Sozialgeschichte hervor. »Von wenigen Ausnahmen abgesehen […] konzentrierte sich die gewerblich-industrielle Produktion Wiens in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts auf das Wiental. Entlang der Wien überschritt der Verstädterungsprozeß erstmalig auch die äußere Vorstadtgrenze, den Linienwall, griff auf die Vororte Sechshaus, Gaudenzdorf, Fünfhaus, Meidling und Penzing über, wo vor allem die im Verlagssystem betriebene Heimarbeit (Weberei) ihre Standorte fand.«[57] Bemerkenswert ist die Herkunftsverteilung sowohl unter den 32 Fabrikanten, deren Herkunft wir kennen, wie auch unter allen 291 in der Familienliste genannten JüdInnen.

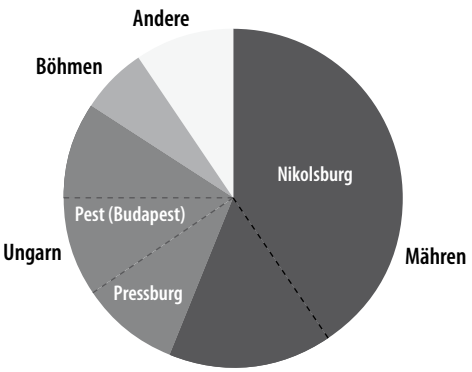


Diagramm 1

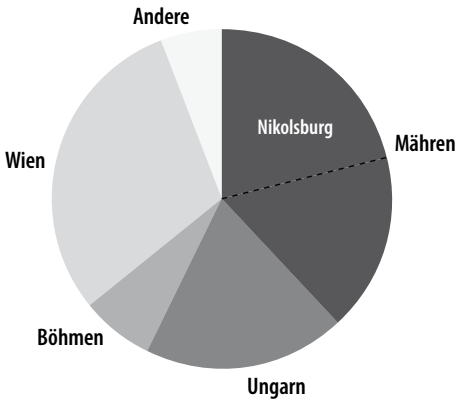


Diagramm 2

Diagramm 1: Herkunftsverteilung der 32 Fabrikanten, die den Hausständen einer Familienliste von 1845 vorstanden[58]
Diagramm 2: Herkunftsverteilung der 291 JüdInnen, die in derselben Familienliste von 1845 genannt werden

Diese Zahlen sind sowohl im Vergleich mit der gleichzeitigen Herkunftsverteilung der Wiener JüdInnen als auch im Vergleich mit der späteren Herkunftsverteilung der Gemeinde Sechshaus bemerkenswert. In allen Vergleichszahlen ist der Anteil ungarischer Herkunft weit höher und der mährische viel niedriger. Selbst wenn Nikolsburg in der gesamten jüdischen Migration nach Wien im 18. und frühen 19. Jahrhundert eine bedeutende Rolle spielt, ist doch der Anteil nie vergleichar hoch.[59]

Welche Gründe für die Migration aus Mähren nach Wien und insbesondere in die südwestlichen Vororte zeichnen sich aus einer tschechischen Forschungsperspektive ab?

57 Banik-Schweitzer/Meißl 1983, S. 40f.

58 Vgl. Anm. 17 [Nö. Reg. H1 Zl. 13098/1846; Karton 3034].

59 Von der jüdischen Bevölkerung Wiens zwischen 1828 und 1848 stammten 19,7 % aus Böhmen und Mähren, 33,5 % aus Ungarn, 6,1 % aus Deutschland, Galizien und anderen Ländern; 22,9 % waren bereits in Wien geboren, für 11,7 % liegen keine Angaben vor. Diese Zahlen errechnen sich aus einem Durchschnitt der Herkunftsangaben der Geburts- und Heiratsmatriken der IKG Wien, vgl. Löw 1951, S. 179.
Unter den 8.634 am Währinger Friedhof bestatteten Personen, die zwischen 1784 und 1874 in Wien ansässig und dort verstorben waren, stammten 16 % aus Mähren und nur 6 % aus Nikolsburg. Vgl. Walzer 2003, S. 65f.
Nicht weniger eklatant sticht die Herkunftsverteilung von jener ab, die den Geburtsmatriken der unabhängigen Gemeinde Sechshaus von 1870/71 zu entnehmen ist. Die Väter, über deren Herkunft die Matriken Auskunft geben, stammen nur zu 3,5 % aus Nikolsburg, zu 17 % aus Mähren, zu 6,5 % aus Böhmen, zu 48 % aus Ungarn und zu 3 % aus Galizien, während 22 % bereits in Wien geboren sind – was viel näher am allgemeinen Wiener Schnitt liegt (diesem gegenüber ein leichter Überhang ungarischer Abstammungen und eine deutlich geringere Zahl von Menschen aus Galizien).

Die BewohnerInnen der Jüdischen Gemeinde »Sechshaus« und ihre mährischen »Heimatstädte«

Migration als Teil der Geschichte

Betrachtet man die Matriken von Sechshaus/Fünfhaus, ist nicht zu übersehen, dass außerordentlich viele Familien aus verschiedenen Städten des Südwestens und Zentralmährens nach Wien kamen: aus Nikolsburg (Mikulov), der am häufigsten genannten Stadt, sowie aus Misslitz (Miroslav), Eisgrub (Lednice), Bisenz (Bzenec), Trebitsch (Trebic), Groß-Meseritsch (Velke Mezirici), Pohrlitz (Pohorelice), Mährisch-Weißkirchen (Hranice na Morave), Leipnik (Lipnik und Becvou) und Prossnitz (Prostejov). Das Phänomen der Migration und Umsiedlung spiegelt die leidvolle Geschichte der mitteleuropäische Juden wider. Die gegenseitige Unterstützung und Solidarität der jüdischen Gemeinden war häufig der einzige Weg, das Überleben zu sichern.

Im Lauf der Geschichte nahmen die jüdischen Siedlungen Südwest- und Zentralmährens Flüchtlingswellen aus den mährischen Königsstädten Iglau (Jihlava, 1426), Brünn (Brno), Znaim (Znojmo), Olmütz (Olomouc), Mährisch-Neustadt (Unicov, 1454), Neu Tischein (Novy Jicin, 1563) auf, gefolgt von jenen, die vor dem Schreckensregime der Chmielnicki-Kosaken während des Aufstands in Poland von 1648 bis 1656 aus Lettland und Weißrussland geflüchtet waren, und schließlich die 1670 aus Wien und Niederösterreich Vertriebenen. So erhielten zum Beispiel 80 Wiener Familien die Erlaubnis, sich in Nikolsburg niederzulassen – gegenüber 146 Familien, die vor 1670 dort gelebt hatten. Ein Umstand, dem das Auftauchen von Familiennamen wie Wiener und Östreich Tribut zollt. Auch einige jüdische Familien, die aus Prag (1744) und Schlesien (1745) vertrieben wurden, fanden eine neue Heimat in mährischen Städten.

Im 19. Jahrhundert kam es dank Emanzipation und Erlangung der Bürgerrechte erneut zu Migrationen – diesmal in Richtung der größeren Städte, darunter Mährisch-Ostrau (Ostrava) und Wien. Günstige Bedingungen, Enthusiasmus und eine Handelstradition, gekoppelt mit früheren Geschäftskontakten und Familienbanden, die alles fest zusammenhielten, ermöglichten es jüdischen Unternehmern, sich während einer begrenzten Phase dynamisch zu entwickeln und ihren ökonomischen, politischen, sozialen sowie kulturellen Beitrag zur gesamten Gesellschaft zu leisten.

Historischer Überblick über jüdische Siedlungen in mährischen »Heimatstädten«

Das Leben in den jüdischen Siedlungen in Böhmen und Mähren war geprägt von Unterdrückung. 1726 wurde die Anzahl der geduldeten Familien für die gesamte jüdische Bevölkerung in Böhmen und Mähren festgesetzt. Kaiser Karl IV. erließ die so genannte »Familiantenordnung«. Offiziell durfte die Zahl der jüdischen Familien in Mähren 5.106 nicht überschreiten (später leicht erhöht auf 5.400). Um ein Ansteigen über diesen Grenzwert zu verhindern, wurde daher nur den erstgeborenen Söhnen die Heirat und die Zeugung von Kindern gestattet. Zwischen 1726 und 1848 drohte den Juden in Böhmen und Mähren mehrmals die Vertreibung, doch kam es nie dazu. 1848/49 wurde das Unterdrückungssystem abgeschafft, bald darauf jedoch wieder eingesetzt und erst 1867 endgültig annuliert.

Im 18. und 19. Jahrhundert machten die jüdischen Wohnsiedlungen einen relativ großen Teil mährischer Städte und ihrer Bevölkerung aus. In Böhmen lebten die jüdischen Familien jahrhundertelang in ca. 840 Dörfern und Städten verstreut – kaum ein »jüdisches Viertel«, höchstens ein paar jüdische Häuser in jedem Dorf. Nur in den Königsstädten wie Prag, Kolin und Jung Bunzlau (Mlada Boleslav) waren die Judenviertel organisiert. Dem standen rund 52 jüdische Siedlungen in ganz Mähren gegenüber.

Im Jahr 1801 lebten 82 jüdische Familien in Misslitz, also knapp 17 % der dortigen Gesamtbevölkerung; für 1834 sind 328 Familien in Prossnitz ausgewiesen, was ebenfalls 17 % der dortigen Gesamtbevölkerung entsprach, sowie 255 Familien in Leipnik (27 %); 260 Familien sind für das Jahr 1835 in Trebitsch verzeichnet (23 % der Gesamtbevölkerung); 1836 lebten 620 tolerierte Familien in Nikolsburg, was einem Anteil von 42 % der Gesamtbevölkerung entsprach. Zu dieser Zeit waren die Zahlen noch streng von der Familiantenordnung begrenzt.

Gründe der Migration

Die Ehebeschränkungen waren einer der Auslöser, der insbesondere die nicht erstgeborenen jüdischen Händler dazu zwang, sich außerhalb Mährens, vor allem in Oberungarn (der heutigen Slowakei) und in Niederösterreich einschließlich Wien niederzulassen, wobei in Wien die Zahl der Juden ebenfalls strikt reguliert war. Diese Aussage wird bestätigt, wenn man die Trauungsmatriken von Sechshaus/Fünfhaus mit den Geburtsmatriken der Bräutigame in den mährischen Städten vergleicht:

In den Geburtsmatriken von Mährisch-Weißkirchen findet man Moses Morgenstern, einen 1820 zweitgeborenen Sohn, der 1855 in Fünfhaus heiratete, und den 1841 zweitgeborenen Max Meisel, der 1865 ebenda heiratete.

In den Geburtsmatriken von Leipnik findet man Baruch Spiegel, einen 1809 zweitgeborenen Sohn, der 1858 in Sechshaus/Fünfhaus heiratete, den 1823 drittgeborenen Hirsch Herman Bellak, der 1857 ebenda heiratete, und den 1825 viertgeborenen Michl Zerkowitz, der hier 1859 heiratete.
Die Geburtsmatriken von Trebitsch führen Marcus Austerlitz an, den 1822 zweitgeborenen Sohn, der 1855 in Sechshaus/Fünfhaus heiratete, den 1825 zweitgeborenen Bernard Sorer, der ebenda 1856 heiratete, den 1829 drittgeborenen Michal Wiener, der hier 1861 heiratete, den 1831 drittgeborenen Moses Reich, der 1857 heiratete, und den 1827 drittgeborenen Isak Taussig, der 1858 in Fünfhaus heiratete.

Eine andere Restriktion der jüdischen Bevölkerung Böhmens und Mährens war der Mangel an beruflichen Möglichkeiten. Seit dem Mittelalter war den Juden Landbesitz verboten – bis 1841 zur Gänze, teilweise bis 1861 –, und sie waren aus den meisten Handwerken ausgeschlosssen. Sie bestritten ihren Lebensunterhalt hauptsächlich durch Hausieren und Handel, durch die Miete von Pottaschen-Häusern, Branntwein- und Spiritus-Brennereien und in jüngerer Zeit durch die Miete von Gerbereien, Gasthäusern, Brauereien, Mühlen und Bauernhöfen sowie durch den Handel mit landwirtschaftlichen Produkten und Steuereinhebungen für lokale Grundherren. Bis in das späte 18. Jahrhundert hinein durften Juden keine Produzenten sein. Seit etwa 1800 erhielten die ersten Betreiber von Manufakturen, etwa Druckwerkstätten, die Erlaubnis, sich außerhalb der jüdischen Viertel anzusiedeln und dort Besitz zu erwerben. Doch waren sie noch immer als Mitglieder der Judengemeinden, aus denen sie stammten, registriert und zahlten Steuern an ihre früheren Heimatstädte. Daher wurden in Fünfhaus vollzogene Trauungen in den Trauungsmatriken der mährischen Heimatstädte dupliziert.

Die schwierigen Arbeitsverhältnisse führten zu einem hohen Grad an Flexibilität innerhalb der eng gesetzten Grenzen. Die meisten jüdischen Händler begannen ihre Laufbahn als Hausierer, doch beschränkten sie sich nicht auf eine Art von Produkt. So war beispielsweise Hirsch (später Hermann) Bisenz aus Nikolsburg 1860 als Viktualienhändler registriert, einige Jahre später als Mehlhändler. Dasselbe gilt für Adolf Teltscher und Moritz Pisk aus Nikolsburg. Franz Pisk aus Nikolsburg war 1863 als Pferdehändler und wenige Jahre später als Schnitt-warenhändler (von Textilien) regisitriert. Oft hatte der Wechsel der Handelsware mit der Eheschließung zu tun, z. B. heiratete die Familie Grünwald aus Misslitz, die mit Schnittwaren handelte, in die Eisenhändlerfamilie Seidel ein. Eine genauere Untersuchung in dieser Richtung würde ein interessantes Bild von Familienverbänden und damit zusammenhängenden Handelstätigkeiten ergeben. Die Familienverbindungen, Geschäftspartnerschaften und damit verknüpften Geschäftstraditionen könnten besser erklären, warum eine bestimmte Familie bei der Übersiedlung nach Wien die Geschäftstätigkeit wechselte.

Kontinuitäten der Familienbranchen in Mähren und Wien

Eine stichprobenartige komparative Analyse zielte darauf ab, die Berufe der mährischen Vorfahren von Wiener Kaufleuten und Unternehmern zu indentifizieren. Allerdings konnten aufgrund der summarischen Berufsangaben in den mährischen respektive Fünfhauser Matrikenbüchern nur für den Ort Leipnik aussagekräftige Resultate gewonnen werden.

In den Matriken von Fünfhaus finden sich Herman Bellak und Joachim Wertheimer aus Leipnik. Ein Blick in die Matriken von Leipnik belegt, dass der Großvater von Herman Bellak Wollhändler war, wie die meisten Mitglieder des Familie Bellak aus Leipnik und wie zwei Mitglieder der Familie Wertheimer – Salomon und Isak. Der Fünfhauser Seiden- und Schafwollhändler Joachim Wertheimer wiederum war der Sohn des Leipniker Wollhändlers Salomon Wertheimer.

Für Familien aus Misslitz, Trebitsch und Nikolsburg, die auch in Fünfhaus/Sechshaus nachweisbar sind, waren die Angaben der Matriken zu ungenau, um eine Kontinuität der Handelsbranchen über den Ortswechsel hinweg nachvollziehen zu können. Es müssten daher weitere Dokumente wie Volkszählungen, Steuer- und Handelsregister, Anträge für Ausreiseerlaubnis und Neuansiedlung, Manufakturenregister etc. studiert werden.

Wohnverhältnisse und Migration

Einer der Auslöser, sich in einer anderen Stadt niederzulassen, könnte das Bedürfnis gewesen sein, den kleinen, dicht besiedelten jüdischen Vierteln zu entkommen. Die Regierung entwickelte in den Jahren 1726 bis 1728 eine Strategie, die jüdischen von den christlichen Gemeinschaften völlig zu trennen und zu isolieren. Obwohl das Konzept kaum in kompakten Ghetto-Formationen resultierte, waren die Lebensbedingungen hart. Die jüdischen Familien Mährens lebten in dicht bevölkerten Judenstraßen, meistens nahe der Kirche (aus Gründen der Überwachung) und des Grundherrensitzes (aus Gründen des »Schutzes«). Die engen Judenstraßen und -gassen in Trebitsch, Groß-Meseritsch, Leipnik, Prossnitz und anderen Städten zeigen alle ähnliche Hausstrukturen. Die kleinen Häuser waren oft unterteilt, um Wohnraum für mehrere Familien (regelmäßig bis zu vier Familien) zu schaffen, und durch verschiedene Korridore, Übergänge und Brücken miteinander verbunden.

Regierung wie katholische Kirche versuchten nachhaltig, die jüdische Bevölkerung in Ghettos zu konzentrieren und zu isolieren. Diesem Druck folgten die jüdischen Familien, hatten aber auch eigene Motive für die Akkumulation und Formierung konzentrierter jüdischer Viertel. Für einige der Städte sollen hier beispielhaft die damaligen Lebensbedingungen kurz dargestellt werden:

Straße von Nikolsburg (Mikulov), alte Postkarte

Nikolsburg (Mikulov)

Die jüdischen Häuser bestanden seit dem 14. Jahrhundert auf einem Hügel in der Nähe des Schlosses. 1421 siedelten sich hier die aus Wien und Niederösterreich vertriebenen JüdInnen an. Kurz danach entwickelte sich das Straßengeflecht in ein großes jüdisches Viertel von 13,5 Hektar mit 169 Häusern. Rund 15 breitere Straßen waren kombiniert mit schmalen, überwölbten öffentlichen Passagen, die durch die Häuser und in die Innenhöfe führten, und mit Verbindungsgängen. Teile davon, einschließlich einer Synagoge (einer von zwölf Synagogen im 19. Jahrhundert), bestehen bis heute.

Trebitsch (Trebic)

Das jüdische Viertel wurde im 15. Jahrhundert am linken Ufer des Flusses Jihlava gegründet. Erste Häuser wurden in der Nähe der Brücke errichtet. Später wurde die Siedlung zu einem gedrängten Komplex erweitert, bestehend aus zwei Hauptstraßen, die durch 14 Seitenstraßen sowie einige Gänge und Korridore miteinander verbunden sind. Aufgrund des begrenzten Raumes der ganzen Siedlung wurden die Grundflächen bis zur maximalen Kapazität ausgeschöpft, einschließlich der Stukturen über Bodenniveau wie Brücken, Terrassen und dergleichen. Die meisten der 123 Häuser sowie zwei Synagogen (eine als hussitische Kirche verwendet) sind erhalten und wurden in das UNESCO-Weltkulturerbe aufgenommen.

Judenstraße in Prossnitz (Provinzarchiv von Prostejov)

Prossnitz (Prostejov)

Das erste Judenviertel entstand nach und nach im 15. Jahrhundert auf dem Grund der Augustiner Chorherren. Im 16. Jahrhundert wurden wesentliche Teile der Altstadt durch zwei Judenviertel mit mehreren Straßen gebildet. Die meisten Häuser waren in ein bis fünf Wohneinheiten gegliedert, entlang größerer Korridore waren sie mehrfach miteinander verbunden. Die meisten Bauten einschließlich der Synagogen wurden zerstört. Nur eine ehemalige Synagoge wird heute als Hussitenkirche verwendet.

Leipnik (Lipnik und Becvou)

Die ersten jüdischen Familien ließen sich im 15. Jahrhundert nieder und errichteten Häuser zwischen den beiden Stadttoren. Später wuchs die jüdische Siedlung, ein zweites Viertel entstand auf der gegenüberliegenden Seite des Stadtplatzes. Wie auch in anderen Städten, kam es

in Leipnik zu keiner kompakten Ghetto-Bildung, doch wurden hier die Häuser, im Gegensatz zu anderen jüdischen Siedlungen, planweise in einer Reihe entlang der Hauptstraße und ohne dahinter liegende Häuser errichtet. Daher gab es auch keine Verbindungen und inneren Korridore. 81 der ehemals 101 Häuser bestehen noch, die Synagoge wird heute von der hussitischen Kirche verwendet.

Der Weg nach Wien

Jüdische Händler wanderten aus den mährischen Städten auf der Route von Znaim nach Wien in kleine niederösterreichische Dörfer. So kam etwa 1858 der Hausierer Salomon Weiniger aus Misslitz nach Schöngraben, Josue Simon Brückner aus Misslitz zog 1860 nach Obritz und 1872 weiter nach Mailberg, und der ebenfalls aus Misslitz stammende Kaufmann Moses Weiniger siedelte sich 1866 in Jetzlersdorf an. 1871 zog sein Landsmann, der Kaufmann Herman Koppelman Grünwald, nach Seefeld, und im selben Jahr siedelte sich der ebenfalls als Kaufmann tätige Marcus Weiniger aus Misslitz in Haugsdorf an.
Auch Nikolsburger Juden siedelten sich als Kaufleute in Niederösterreich an: Bernard Neuspiel in Nappersdorf, Alois Pisk in Ollersdorf, Herman Wengraf in Laa und Ignatz Wengraf in Neulengbach.

Interessanterweise lebten die aus mährischen Vierteln kommenden Juden in Niederösterreich in ähnlichen Siedlungsmustern wie in Böhmen. In den niederösterreichsichen Dörfern handelten jüdische Kaufleute mit verschiedenen landwirtschaftlichen Produkten oder betrieben kleine Geschäfte.

In Wien, seinen Vorstädten und Vororten scheinen jüdische Händler und Unternehmer im ständigen Austausch mit ihren mährischen »Heimatstädten« geblieben zu sein. Die Interaktion war entsprechend des historischen Hintergrunds und der persönlichen Umstände komplex. Verschiedene Restriktionen in Mähren führten in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts zur Migration von Familienmitgliedern, insbesondere der nicht erstgeborenen Söhne nach Wien und Niederösterreich. Weiterführende vergleichende Studien zu den beruflichen und sozialen Rollen in den »alten« und »neuen« Wohnorten wären interessant. Methodologisch kann insbesondere die Untersuchung von Familiengeschichten Einblicke in Migrationsphänomene und geschäftliche Entwicklungen einzelner Orte geben. Die Untersuchung von Geschäftspartnerschaften und »Joint Ventures« wäre in diesem Zusammenhang besonders fruchtbar für das Studium der unternehmerischen Aktivitäten mährischer Juden in Wien.

Julius Müller leitet das in Prag angesiedelte Zentrum für jüdische Familiengeschichte »Toledot« (www.toledot.org).

Verwendete Literatur[60]

Fiedler, Jiri: Jewish Sights of Bohemia and Moravia. Sefer, Prag 1991.
Gold, Hugo: Die Juden und Judengemeinden Mährens in Vergangenheit und Gegenwart. Brünn 1929.
Klenovsky, Jaroslav: Historic Sites of Jewish Mikulov. Nikolsburg 2000.
Klenovsky, Jaroslav: Jewish Sites of Trebic. Brünn 1995.
Klenovsky, Jaroslav: Jewish Sites of Lipnik. Votobia, Olmütz 2000.
Klenovsky, Jaroslav: Jewish Quarter of Prostejov. Brünn 1997.
Klenovsky, Jaroslav: Jewish Sites of Velke Mezirici. Brünn 1997.

60 Quellen siehe S. 208

Nachdem die Fabrikanten der südwestlichen Bezirke im Vormärz eine so hervorragende Rolle spielten, ist zu erwarten, dass sie auch in der beruflichen Zusammensetzung der lokalen jüdischen Bevölkerung besonders hervortraten. Akos Löw errechnete für die jüdische Bevölkerung Wiens zwischen 1828 und 1848 einen Anteil von 3,9 % Fabrikanten, 17,6 % Großhändlern und 41,6 % kleineren Händlern.[61] In den südwestlichen Vororten ist mit Sicherheit der Anteil an Fabrikanten ungleich höher und der an Großhändlern und Händlern deutlich niedriger. Genaue Prozentzahlen lassen sich nicht nennen, da erst ab dem Jahr 1853 die Bezugsebene einer gesamten jüdischen Bevölkerung in dieser Region überliefert ist.

In der Familienliste von 1845[62] werden 291 Personen genannt, wobei die einzelnen Hausstände ausschließlich von den 32 FabrikantInnen (darunter zwei Witwen) angeführt werden. Die 259 »Familianten« zeigen die für Familienlisten typische Zusammensetzung von Familienmitgliedern, Geschäftsführern, Buchhaltern, verschiedenen Fabriks- und zahlreichen Hausangestellten.
Ehefrauen und Kinder machen insgesamt 142 Personen aus, wobei 22 über 15 Jahre alt sind und daher erwerbsfähig; allerdings werden nur zwei ältere Söhne als Gesellschafter genannt. Nur bei drei Ehefrauen ist ein Beruf angegeben. Keine von ihnen ist eine Fabrikanten-Gattin: Zwei sind Frauen von angestellten Kommis, eine ist mit einem Branntweinverschleißer verheiratet.

Über Großhändler-Gattinnen als Geschäftsfrauen gibt Mayer eine bildhafte Beschreibung, die abermals den Unterschied zwischen Pressburger Ghetto und Wiener Verhältnissen verdeutlicht. Wie sehr diese Darstellung auch für die vorstädtische Welt der Fabrikanten zutrifft, lässt sich nicht mit Sicherheit sagen. Da aber der personelle und professionelle Zusammenhang zwischen den in der Stadt lebenden Händlern und den vorstädtischen Fabrikanten ein enger war, darf man die folgende Passage mit Vorsicht auch auf diese Sphäre beziehen:

> *Vor allem fehlte hier [in Wien] die charakteristische Erscheinung der jüdischen Geschäftsfrauen, wie ich sie in der Zeichnung des Preßburger Ghettos als typisch für alle Ghettos geschildert habe. Sie fanden sich nur mehr in einzelnen Exemplaren vor, welche durch ihre Provenienz mit dem Ghetto zusammenhingen und die Tradition, Gemütsart und Opferfähigkeit der jüdischen Ghettofrau mit nach Wien gebracht hatten. Unter ihnen allerdings einige von vortrefflicher Art. Eine Frau Matzel, geb. Kusel, aus Trebitsch, regierte und kommandierte viel mehr als ihr Gatte das größte Leinwandgeschäft der Monarchie mit einer unglaublichen Energie und Umsicht. Eine andere, aus Preßburg stammend, Hanni (Hindel) Hirschler, die Gattin des Chefs einer damals verdientermaßen sehr angesehenen Firma, Adolf Hirschel & Sohn [Fabrikant in Fünf- bzw. Sechshaus], fügte der gleichen Fähigkeit noch Liebenswürdigkeit und Feinheit hinzu – die Wiener Urbanität hatte auf sie nicht nur abgefärbt, sondern auch kräftiglich eingewirkt. Das gleiche war von einer dritten zu sagen, der Gattin des Salomon Trebitsch [Fabrikant in Fünfhaus].*
> *[…] Das Fehlen der Frau bedingte noch einen anderen Unterschied. Die Jüdin, wenn sie Geschäftsfrau wird, zeigt im Betriebe eine gewisse nervöse Hast. In den Geschäften des Wiener Viertels, die zumeist nur von Männern geführt worden sind, herrschte eine gewisse Ruhe in der Arbeit, wurden sie doch vor allem nicht bei Morgengrauen, sondern erst um 8 Uhr geöffnet. In Preßburg nahmen Frau und Kommis ihr Mittagessen in aller Hast an den Pulten – hier durchwegs eine Mittagspause von zwei Stunden, und ebenso erfolgte die Schließung nicht spät am Abend, sondern – mit Ausnahme der strengen Geschäftszeit – zwischen 6–7 Uhr.«*[63]

61 Löw 1951, S. 183. Die Zahl der Fabrikanten ist gegenüber der Periode 1785–1806 mit 0,6 % (dafür 31 % Großhändlern) und jener von 1807–1827 mit 1,2 % bereits stark angestiegen.

62 Vgl. Nö. Reg. H1 Zl. 13098/1846, Karton 3034.

63 Mayer 1917, S. 214f.

Die hier verwendeten archivarischen Dokumente erlauben leider keine Feststellung, ob und in welchem Umfang Frauen sowie ältere Söhne und Töchter im Betrieb mitarbeiteten. Das einzige Indiz hinsichtlich der Geschäftstätigkeit der Frauen besteht darin, dass der verheiratete Sohn der Baumwollfabrikantin und Witwe Puzzi Tauber als Geschäftsführer genannt ist, was freilich nicht bedeutet, dass sie nicht ebenfalls aktiv im Geschäft war, während die Weberfabrikantin und Witwe Elisa M. Fischel nur fünf Töchter und eine Köchin in ihrem Hausstand zählte, ihn also gewiss selbst führte.

Bei 150 Personen der Familienliste ist ein Berufsstand angegeben. Unter diesen machen die 32 Fabrikanten bereits 21 % aus. Weiters genannt werden zwei Kompagnons, fünf Geschäftsführer, vier Direktoren (darunter eine »Directrice«) und 18 Buchhalter. Unter den Mitarbeitern im Handel werden 11 Kommis, drei Reisende, ein Geschäftslehrling und ein Gehilfe in der Niederlage zu Wien gelistet. Als weitere Angestellte finden sich vier MagazineurInnen und ein Werkführer. Im Haushalt sind 33 Personen tätig: 14 Köchinnen, daneben Erzieherinnen und Kindermädchen, WirtschafterInnen, Dienstmägde, Hausknechte sowie Lehrer. Nur zehn der 150 Berufstätigen sind ArbeiterInnen: vier Näherinnen[64], drei Verschleißer, ein Färber und ein Weber. Letzteres muss daran liegen, dass die Fabrikanten, wie oben bereits ausgeführt wurde, häufig oder meist dazu verpflichtet wurden, nur christliche ArbeiterInnen anzustellen.

Die Familienliste war ein behördliches Dokument, das die Berechtigung aller JüdInnen zum Verbleib in den Vororten begründete. Einerseits könnte es sein, dass manche Familianten in der Liste aufscheinen, weil sie den Fabrikanten ein »Schutzgeld« zahlten, um auf diese Weise tatsächlich eigenen Geschäftsinteressen nachzugehen. So machten es die Kaufleute, die in ihren Möglichkeiten eine Stufe unter den Großhändlern standen und sich nicht eine eigene Fabrik als Deckung leisten konnten.[65] Andererseits bietet die Familienliste sicher keine vollständige Aufstellung aller jüdischen BewohnerInnen, obzwar die Gesamtzahl von 291 Personen gemessen an 512 jüdischen BewohnerInnen im Jahr 1853 – fünf Jahre nach der Revolution und der damit einhergehenden freien Ansiedlung – plausibel ist.

Eine gewisse kritische Korrektur der Familienliste ermöglichen die Geburtsmatriken von 1826 bis 1848, da sie nicht nur die offiziell aufenthaltsberechtigten Eltern anführen. Doch implizieren auch sie bestimmte soziale Tatsachen und geben daher keinen Bevölkerungsschnitt, denn in ihnen scheint nur auf, wer Kinder hatte. Die Niederlassung mit Ehefrau und Kindern war nur denen gestattet, die eine permanente Aufenthaltserlaubnis hatten, was in den meisten Fällen mit Vermögen verbunden war. Außerdem verschafft die Familienliste von 1845 den Eindruck, dass die ärmeren jüdischen Familien des Vormärz weniger Kinder hatten. So kinderreich viele der Fabrikantenehen sind, gibt es unter den FamiliantInnen nur wenige Ehepaare (fünf oder sechs); noch seltener haben diese Kinder: insgesamt nur 13 von 109 Kindern, von diesen drei von der Tochter eines Fabrikanten und dessen Schwiegersohn, seinerseits Handelsmann.[66]
Dasselbe Bild vermitteln die Geburtsmatriken. Von den 53 Kindsvätern, deren Beruf genannt wird, standen deutlich mehr als Hälfte in sehr guten Positionen: 19 sind Fabrikanten (weitgehend mit denen der Familien- und Steuerlisten übereinstimmend), zehn Kaufleute bzw. Han-

64 Und drei der Näherinnen stammen aus der Verwandtschaft des Fabrikanten, der sie anstellte.

65 Zum »Schutz« vgl. Mayer 1926, S. 177f.; Mayer 1917, S. 261ff.

66 Die Kinder von Joseph und Regina Taussig kehren in den Geburtsmatriken wieder, dort sogar zwei mehr als die fünf in der Familienliste genannten; daneben die Kinder von Marcus Weiss, dem Schwiegersohn des Fabrikanten Abraham Auspitzer. Die Ehepaare Werschitz (Wechschitz) und Steinherz haben laut Geburtsmatriken je ein Kind. Damit steigt die Gesamtkinderzahl der FamiliantInnen auf 15.
Die Köchin Johanna Gross mit zwei Kindern wird in den Geburtsmatriken von 1833 und 1836 mit dem Mann Hermann Gross, leider ohne Berufsbezeichnung, genannt. Dieser ist wahrscheinlich identisch mit dem Besitzer des koscheren Restaurants in der Sperrgasse, in dem das erste Bethaus der Gemeinde untergebracht war (vgl. Stern 1892, S. 4).

delsmänner (einer unter ihnen erklärtermaßen ein tolerierter Kaufmann, unter den anderen ist das Niveau nicht feststellbar), vier Großhändler, zwei Fabriksdirektoren und zwei Sekretäre von Salomon Rothschild sowie ein Hofjuwelier.
Weitere sechs Väter sind Angestellte oder kleinere, vermutlich aber mittelständige Selbstständige: zwei Buchhalter, ein Produktenhändler, ein Webmeister, ein Schächter und ein Branntweiner (bzw. Branntweinverschleißer bei Rubin Friedmann) mit immerhin sieben Kindern.
Nur fünf Väter stammten aus ärmlicheren Verhältnissen: drei Kleinhändler, ein Anstreicher und ein Schriftenmaler.

Man kann also mit Vorsicht den Schluss ziehen, dass tatsächlich ein Großteil der ansässigen jüdischen Bevölkerung in den südwestlichen Vororten bis 1848 aus den Hausständen der Fabrikanten bestand und etwa die Hälfte aus deren Familien. Unter den Übrigen dominierten abermals wohlhabende oder wenigstens mittelständige Familien. Ärmere Familien machten hingegen im Vormärz nur einen geringen Anteil der ansässigen Bevölkerung aus. Ärmere Kaufleute gingen hier zwar (regelmäßig) ihren Geschäften nach, konnten sich jedoch nicht ansiedeln und mussten ihre Familien in den Judenvierteln oder Ghettos ihrer Heimatgemeinden in den Kronländern zurücklassen. Sigmund Mayer beschreibt diese Umstände sehr differenziert und unterscheidet zwischen den »eigentlich fremden Kaufleuten, welche das Jahr hindurch nur ein- oder einige Male nach Wien kamen« und denen, »welche hier in Wien ihr ständiges Geschäft, vielfach mit Laden, Personal besaßen, sich hier bewegten und gehabten, als wären sie da zu Hause und in der Heimat Gäste«, die aber doch »ihre Familien nicht in Wien hatten […] und hier gleichsam als Junggesellen, als ständige Strohwitwer leben« mussten, »ein Etwas, welches dem Familiensinn der Juden durchaus widersprach«.[67]
Diese scheinen naturgemäß nicht unter den Kindsvätern der Geburtsmatriken auf, aber auch nicht in der offiziellen Familienliste, sofern sie nicht an einen Fabrikanten den »Schutz« zahlten.

Die 1853 auf 527 Menschen angewachsene Gemeinde wird vor allem um diese vermehrt worden sein, die schon zuvor regelmäßig in Wien verkehrt hatten und für die nun das Ansiedlungsverbot gefallen war. Denn die Fabrikanten haben sich – vergleicht man die Liste der größeren Fabrikanten von 1853 mit den Familien- und Erwerbssteuerlisten von 1845/46 – nur geringfügig vermehrt. Dies wird bestätigt durch eine Eingabe der Fünfhauser Bethausverwaltung an die IKG Wien von 1852, die auf die Jahre vor 1848 zurückblickt:

> *In Fünfhaus und den benachbarten Gründen als: Sechshaus, Reindorf, Braunhirschen, Gaudenzdorf, Meidling u.s.w. befinden sich 50 bis 60 israelitische Glaubensgenossen, welche in diesen Orten ansässig und besteuert sind. [Das entspricht genau der Zahl der Fabrikanten plus einiger anderer Personen.] Außer diesen befinden sich daselbst 80 bis 90 Israeliten, welche zwar nicht »stabilisirt« sind und deren Aufenthaltsscheine einer öfteren Prolongation der Behörde unterzogen werden müssen, die aber doch schon vor dem Jahre 1848 auf diese Weise sich hier aufhielten und namentlich seit dieser Zeit mit Frauen und Kindern hier leben.*[68]

Von den 130–150 hier genannten Familienvätern kommt man rechnerisch leicht auf die Summe von 527 Israeliten, die der Bezirkschronist 1853 zählt.

67 Mayer 1926, S. 182.

68 Stern 1892, S. 16.

1848: Zur Situation der Wiener und der vorstädtischen JüdInnen im Revolutionsjahr

Über das Revolutionsjahr 1848 wurde auch in der Geschichtsschreibung des österreichischen Judentums viel geschrieben. Es brachte große Fortschritte in der bürgerlichen Emanzipation der JüdInnen, die einen starken Anteil an den Ereignissen der Revolution hatten. Bei ihnen verband sich die Begeisterung für die Befreiung auf besonders dringende Weise mit den eigenen Interessen, obwohl sie diese während der Revolution vielfach hinter die allgemeinen Interessen zurückstellten und so erstmals ihr Schicksal mit dem eines Staats- und gesellschaftlichen Ganzen verbanden.[69]
Wurde dies auch von Teilen der nichtjüdischen Akteure so wahrgenommen, brachten zugleich die bedrohlichen Ereignisse der Revolution sowie die errungenen Rechte neue Anfeindungen hervor, in denen sich erstmals alter religiöser Antijudaismus mit Zügen des modernen politischen Antisemitismus verband. In Pressburg und Prag reagierte die städtische Bevölkerung auf die Öffnung des Ghettos mit Pogromen. In Wien war die antijüdische Propaganda besonders intensiv, einerseits getragen von den Konkurrenzängsten von Geschäftsinhabern und Handwerkerzünften und andererseits von antidemokratischen, liberalismusfeindlichen Kräften, die die Revolution als jüdische Verschwörung darstellten.[70] – Für beide der so entgegengesetzten historischen Bewegungen waren die südwestlichen Vororte zentrale Schauplätze.

Während der Revolution kämpften und fielen Juden Seite an Seite mit Christen: Am 13. März waren vor dem Landhaus – einem zentralen Schauplatz der Revolution – unter 15 Gefallenen zwei Juden: der Techniker Karl Heinrich Spitzer aus Bisenz und der Webergeselle Bernhard Herschmann. Alle Gefallenen wurden in der Kapelle des Allgemeinen Krankenhauses aufgebahrt und schließlich gemeinsam am Schmelzer Friedhof begraben. Im vollen Ornat schritten Rabbiner Isak Noa Mannheimer und katholische Priester nebeneinander vor dem langen Leichenzug in die Vororte und boten ein ungewöhnliches Bild – vielleicht eines der schönsten Bilder der Revolution. Mannheimer wurde eingeladen, als Erster am Grab zu sprechen. In seiner patriotischen Rede betete er in einem Atemzug für die jüdischen Gefallenen und ihre christlichen Brüder, »denn sie sind uns allen und sind meinem Herzen einer wie der andere wert und teuer; es sind Menschenseelen, geschaffen in deinem Ebenbilde und Gleichnisse, die deinen Namen geheiligt auf Erden.« Mannheimer beendete seine Rede mit den Worten:

> *Es sei mir noch ein Wort vergönnt an meine christlichen Brüder! Ihr habt gewollt, daß die toten Juden da mit Euch ruhen in Euerer, in einer Erde. Sie haben gekämpft für Euch, geblutet für Euch! Sie ruhen in Euerer Erde! Vergönnet nun aber auch denen, die den gleichen Kampf gekämpft und den schwereren, daß sie mit Euch leben auf einer Erde, frei und unverkrümmt wie Ihr. Ich habe mir selbst angelobt, daß ich fortan keine Bitte, keine Klage mehr erhebe um meines Stammes Recht. Aber ich bin es mir und ihnen schuldig, daß ich das Wort, das sich mir auf die Lippen drängt, nicht verschließe in meinem Herzen.*

Die Worte verdeutlichte der Rabbiner einen Tag später anlässlich der Predigt beim Dankfest für die erhaltene Konstitution im israelitischen Bethause in Wien vor einem rein jüdischen Publikum:

> *Was nun zu tun sei für uns? Für uns? Nichts! Alles für Volk und Vaterland, wie Ihr es in den letzten Tagen getan. […] Kein Wort von Juden-Emanzipation, wenn es nicht andere sprechen für uns! Kein Wort! Das löbliche Judenamt soll fortbestehen in seiner Gloria! Die jüdische*

69 Vgl. Wistrich 1999 (1994), S. 30ff.; Häusler 1973.

70 Wistrich 1999 (1994), S. 33f.

»Lichterzündsteuer« in seiner Gloria! Das böhmische und mährische Familienwesen mit seinen wilden Ehen in seiner Gloria […] wir haben genug dreißig Jahre lang gebeten, fußfällig die Hände gehoben! Nichts mehr da! […] Erst das Recht als Menschen zu leben, zu atmen, zu denken, zu sprechen, erst das Recht des Bürgers, des edlen freien Bürgers in seiner Berechtigung, in seiner würdigen Stellung – nachher kommt der Jude! Man soll uns nicht vorwerfen, wir denken immer und überall und zunächst an uns! Wir sind die Leidenden in jedem Falle; wo die rohe Gewalt einbricht, bricht sie gegen uns![71]

Begräbnis der Märzgefallenen auf dem Schmelzer Friedhof am 17. März 1848, Lithografie, (Nationalbibliothek Wien)

Während also ein Teil der Wiener Judenschaft an vorderster Front der Revolution kämpfte und ihre ersehnte Emanzipation hinter die allgemeinen Bürger- und Menschenrechte zurückzustellen trachtete, richteten Arbeiter in Fünf- und Sechshaus in den ersten Tagen der Revolution Verwüstungen an, in denen sich verschiedene Motive verknüpften. Die Arbeiter waren gegen 6 Uhr des 13. März zur Stadt marschiert, wurden dort aber vom Militär zurückgedrängt. In der Mariahilfer Straße begannen sie Geschäfte zu plündern. Das Linienamt an der Mariahilfer Linie wurde in Brand gesteckt und geplündert, das Tor der Linie zerstört und schließlich ein Finanzwächter ermordet. Dann zog die Menge nach Fünf- und Sechshaus weiter, wo sie zuerst das Gewölbe und die Wohnung des Kaufmannes Würffel plünderte und zertrümmerte, sich an den Töchtern vergriff, um darauf auch den benachbarter Fleischselcher zu plündern. Sie brach weitere Bäcker-, Fleischer- und Selcherläden auf und bediente sich in den Gasthäusern.

»Die Zerstörung der Mariahilfer Linie am 13. März«, Druckgrafik, (Wien Museum)

Da die vom übermäßigen Genuß von Bier und Wein erhitzten Rotten nirgends Widerstand fanden und durch fortwährenden Zuzug verstärkt wurden, begannen sie, die großen Fabriksanlagen anzugreifen.[72]

Die ersten von den großen Webe- und Druckfabriken, die der Zerstörungswut zum Opfer

71 Zit. nach Rosenmann 1922, S. 138f. u. S. 143f.; zu den Ereignissen siehe ibid., S. 76-79.

72 Durch die Einführung der Maschinen war die Erwerbslosigkeit bei einzelnen Arbeiterklassen stark gestiegen. Durch diese Maschinen, denen die erbitterten Arbeiter überhaupt ihr ganzes Elend zuschrieben, waren die Fabriksbesitzer den brotlos gewordenen Arbeitern ein Gegenstand des tiefsten Hasses geworden. Sie hatten es daher hauptsächlich auf die Zerstörung der Maschinen abgesehen.

fielen, waren jene der Brüder Granichstätten und Weiß. Das schöne, weitläufige Gebäude der Brüder Albert und Emanuel Granichstätten in Sechshaus [74/75, heute Pillergasse] war im Verlauf von zwei Stunden in eine Ruine verwandelt worden. […] Ein gleiches Los traf die Druckfabriken von [Friedich] Weiß [Sechshaus 85, heutige Ullmannstraße] und die Appreturfabrik von [Carl] Zappert [Sechshaus 95–98, gegenüber der heutigen Sparkasse].
Das nächste Objekt der Verwüstung und Plünderung war die Rosoglio- und Branntweinbrennerei von [Rubin] Friedmann [Reindorf 44, heute Springer in der Ölweingasse]. Die in dieser Fabrik beschäftigten Arbeiter hatten keine Ursache, weder über neue Maschinen noch über Lohnbedrückungen und Arbeitsmangel Klage zu führen. Es waren auch nicht Arbeiter aus dieser Fabrik, welche diese in eine Ruine verwandelten, sondern andere, denen es nur darum zu tun war, zu den eingelagerten Getränken zu gelangen. Friedmann erklärte der Menge, er sei bereit, ihr soviel Branntwein auszuliefern, als sie von ihm verlange, sie möge nur die Fabrik schonen, aber alles war umsonst. Mit Hohnlachen wurde ihm geantwortet, wurden seine Magazine erbrochen und die darin lagernden Fässer angebohrt. Der berauschte Pöbel watete in dem ausgeflossenen Branntwein umher, sich den widerlichsten Ausschweifungen hingebend. Die Ortschaft Sechshaus konnte von Glück sagen, daß diese Spirituosenmasse nicht entzündet wurde, sonst wäre sie vielleicht in einen Schutthaufen verwandelt worden.[73]

»Der Brand der k.k. landespr. Druck-Fabrik der Herren A. & E. Granichstätten zu Sechshaus nächst Wien. Gewaltsame Zurückweisung aller Lösch-Anstalten und verübter Raub«, Lithografie (Wien Museum)

»Die Brandstätte der k.k. landespr. Druck-Fabrik der Herren A. & E. Granichstätten zu Sechshaus nächst Wien. In dieser Fabrik wurden 2–300 Arbeiter beschäftigt«, Lithografie von F. Kaliwoda (Wien Museum)

Im Anschluss daran zerstörten die Arbeiter das Amtsgebäude am Braunhirschengrund und die Polizeiwachstube, plünderten einen Arzt und zwei Bäckermeister. Als sie die Pfarrkirche von Reindorf und den Pfarrhof anzünden wollten, stellte sich ihnen eine Anzahl beherzter Bürger entgegen. In den Morgenstunden wurde die Menge von einer Schar von Studenten aus den geplünderten Häusern getrieben. Als sie zum Schloss Schönbrunn zog, wurde sie blutig von einem Infanterieregiment niedergeschlagen und -geschossen.

73 Weyrich 1922, S. 166f.

Lewerenz-Weghuber bringt die Zerstörung der Fabrik der Brüder Granichstätten mit der antijüdischen Agitation in der Arbeiterschaft in Verbindung.[74] Die Autorin wusste dabei offenbar nicht, dass mehrere Fabriken in jüdischem Besitz zerstört wurden. Allerdings waren die am schwersten getroffenen Fabriken zwei große und eine kleinere Textilfabrik. Mit Sicherheit war der »Maschinensturm« der Revolutionstage branchenspezifisch – 70 % der danach Verhafteten gehörten den Textilberufen an und ließen sich von der Wut gegen die Einführung von Maschinen, die zu bedrohlicher Arbeitslosigkeit geführt hatte, leiten. Drei Viertel der Textilfabriken und offenbar die größten Betriebe waren in jüdischem Besitz. Der Branntweinerzeuger Friedmann war hingegen zwar ebenfalls Jude, wurde aber doch »nur« geplündert wie so viele andere Geschäfte, Gasthäuser und Privatwohnungen, die nach dem Kenntnisstand dieser Untersuchung allesamt nicht in jüdischem Besitz waren.
Es gab aber auch antijüdische Parolen während der Arbeiteraufstände, etwa: »Wart's es Zappert-Leut, ös Judenklumpert, heute noch werden wir eure Maschinen zusammenschlagen.«[75] Auch wurden die antijüdischen Ressentiments bereits demagogisch ausgenutzt, was eine Wende zum modernen Antisemitismus markiert, doch waren sie nicht primäres Handlungsmotiv.

1848/49 war die Schwelle, an der die Liberalisierung von Staat und Gesellschaft begann und damit die Emanzipation der JüdInnen. Mit der Revolution hob die Epoche der Gründerzeit mit ihren enormen Umwälzungen in Gesellschaft, Wirtschaft und der städtischen Lebensräume an. Bis 1910 sollte sich in Wien die jüdische Bevölkerung von einigen Tausend auf 175.000 vermehren – und innerhalb der mit sozialen Spannungen geladenen Entwicklungen der Gründerzeit sollte der Antisemitismus ein einfach zu gebrauchendes und folgenschweres wahlpolitisches Mittel werden.

1853: Die jüdische Bevölkerung im Kontext des politischen Bezirks Sechshaus

1853, noch zu Beginn dieser neuen Ära, zählte der politische Bezirk Sechshaus 39.337 EinwohnerInnen. Fünfhaus war mit 10.676 EinwohnerInnen am dichtesten bevölkert, gefolgt von Gaudenzdorf (6.606), Braunhirschen (5.789), Sechshaus (5.574), Rustendorf (3.700), Reindorf (2.456), Unter- (2.731) und Obermeidling (1.002) sowie Wilhelmsdorf (803).[76]
Je stärker ein Vorort in die moderne Stadtentwicklung einbezogen war, umso höher war der Anteil der jüdischen Bevölkerung: In Fünf- und Sechshaus waren es 2,4 % (255) und 2,3 % (130), was damals deutlich über dem Wiener Schnitt lag. In Reindorf waren es 1,2 %, in Untermeidling 0,8 %, in Braunhirschen und Rustendorf 0,6 % und in Gaudenzdorf 0,4 %, während in den ländlichen Orten Wilhelmsdorf und Obermeidling der Bezirkschronik zufolge gar keine JüdInnen lebten. Das bestätigt den Eindruck, dass die jüdische Bevölkerung damals noch zu einem relativ hohen Anteil um die Fabrikanten gruppiert war, denn die Anzahl der jüdischen Fabrikanten entspricht tendenziell der Bevölkerungsverteilung: in Fünfhaus acht »größere« Fabrikanten (mindestens 14 insgesamt), in Sechshaus mindestens fünf »größere« (und mindestens acht insgesamt).

Der Anteil an »Fremden«, wie es bei Michael Hahn heißt (vermutlich sind damit die nicht im politischen Bezirk Geborenen gemeint), ist in allen Orten hoch, am niedrigsten bezeichnenderweise im noch dörflichen Wilhelmsdorf und Obermeidling (43 und 56 %), am höchsten in Reindorf (78 %). Im Schnitt beträgt er 62 %. Das zeigt deutlich, dass die hohe Wachstumsrate in den südwestlichen Vororten schon im Vormärz begann, was auch für die städtebauliche

74 Lewerenz-Weghuber 1993, S. 9f.

75 Vgl. Häusler 1980, S. 50-55 (hier zit. S. 54), sowie ders. 1979, S. 110f. u. S. 150f.

76 Hahn 1853, S. 24.

Entwicklung gilt, während andere Gebiete außerhalb der »Linie« erst ab den 1860/70er-Jahren flächendeckend verbaut wurden (etwa die Großteile von Ottakring und Hernals). Baulich waren Fünf- und Sechshaus, Gaudenzdorf, Reindorf und Braunhirschen bereits stark verdichtet, allerdings vorwiegend durch zweigeschoßige Häuser, mit einem Schnitt von etwas mehr als sechs Wohnparteien pro Haus. Die anderen Teile hatten noch viel von ihrem dörflichen und bäuerlichen Charakter erhalten, mit durchschnittlich etwas mehr als drei Wohnparteien pro Haus. Rustendorf und Reindorf wuchsen mit 74 bzw. 78 % Fremden damals am schnellsten. In Rustendorf war die »Neue Straße« 1819 zwar schon angelegt worden, blieb aber vorerst noch gänzlich unverbaut. 1853 war sie bereits vollständig verbaut. Parallel dazu stiegen hier die Wohnparteien auf durchschnittlich 11,4. Reindorf wuchs in den Jahren vor 1853 um die Verbauung des Küchengartens der Arnsteingründe.

Sechshaus und Reindorf, um 1800, Zeichnung von Max Grimm (Nationalbibliothek Wien)

Karte von Sechshaus und Rustendorf, k.k. Kataster, 1819

Über die Gründerzeit hinaus und bis zum heutigen Tag blieb im 13., 14. und 15. Bezirk viel von der vormärzlichen Struktur der Vororte erhalten (vgl. die Abbildungen S. 54f.). Jedoch haben die einfachen biedermeierlichen Gebäude des 15. Bezirks durch Renovierungen viel von ihrem ursprünglichen Charakter verloren. Noch in der Nachkriegszeit und bis heute wurden nicht wenige der »ärmlich« erscheinenden Häuser abgerissen.

Karte des politischen Bezirks Sechshaus, hg. v. Anton Ziegler, gedruckt bei J. Höfelich in Wien, 1853

Räumliche Streuung

Die räumliche Streuung in Häusern, Straßen, Vierteln und Bezirken wird in der Forschung zum Wiener Judentum vielfach als Indikator dafür verwendet, in welchem Grad sich die jüdische Bevölkerung in einer eigenen Sphäre abschloss oder wie sehr sie sich akkulturierte, assimilierte und in der übrigen Wiener Bevölkerung aufging.[77] Zumindest im Fall hoher Konzentration ist die räumliche Streuung ein starker Indikator, bei niedrigerer Konzentration hat der Faktor sicher ebenfalls einen Aussagewert, jedoch spielten dann andere Aspekte sozialer Strukturierung eine größere Rolle, wie etwa der Grad und die Formen der Organisation in verschiedenen Lebensbereichen (sozialen, religiösen, kulturellen, sportlichen etc.), in verschiedenen institutionellen Formen (vor allem in Vereinen) sowie an verschiedenen Orten. Die Bedeutung von Familien- und Freundschaftsverbänden wird nur in Einzelbetrachtungen greifbar.

Die jüdische Bevölkerung der südwestlichen Bezirke war von Anfang an wenig konzentriert. Das vormärzliche Familiantensystem – die Bindung weiterer Aufenthaltsbewilligungen an den »tolerierten« Haushaltsvorstand – erzwang den Zusammenhang größerer Hausstände. Doch zeigen die Adressen der Fabrikanten und Väter in den Geburtsmatriken bis 1853 keine besonderen Verdichtungen oder Ballungen. Einzig in der unmittelbaren Umgebung des Bethauses in der Feldgasse (Sperrgasse) siedelten sich mehrere jüdische Fabrikanten an (oder das koschere Gasthaus und das darin untergebrachte Bethaus folgten den Fabrikanten).
Eine weitere Konzentration gab es in Gaudenzdorf in und um die Krongasse (heute Giestergasse), wobei die Gründe für die stärkere Besiedlung dieses Gebiets nach dem derzeitigen Kenntnisstand dieser Untersuchung nicht hervorgehen. Würde man die Ober und Unter St. Veiter, Hietzinger und Penzinger Adressen in die Darstellung einschließen, erschiene die Streuung noch offener.

77 Z. B. Schmidtbauer 1980 u. Rozenblit 1983.

Bevölkerung im politischen Bezirk Sechshaus, 1853[78]

Gemeinde	Gesamtbevölkerung	Israeliten	%
Braunhirschen	5.789	36	0,62
Fünfhaus	10.676	255	2,38
Gaudenzdorf	6.606	30	0,45
Obermeidling	1.002	–	–
Untermeidling	2.731	23	0,84
Wilhelmsdorf	803	–	–
Reindorf	2.456	30	1,22
Rustendorf	3.700	23	0,62
Sechshaus	5.574	130	2,33
Summe	39.337	527	1,34

Jüdische Fabrikanten (grün) und andere Adressen jüdischer BewohnerInnen (Farbe) aufgrund der Geburtsmatriken 1828–1853 einschließlich Übersiedlungen innerhalb der Gegend, zusammenstellt auf Basis der Karte des politischen Bezirks Sechshaus, hg. v. Anton Ziegler, gedruckt bei J. Höfelich in Wien, 1853

Interessant ist, dass die Adressstreuung auf der Karte mit den Adressen der Fabrikanten und der Väter aus den Geburtsmatriken 1826 bis 1853 nicht mit der Verteilung der jüdischen EinwohnerInnen in den Vororten im Jahr 1853 übereinstimmt. Es fehlen auf der Karte Adressen am Braunhirschengrund, in Reindorf und Rustendorf. Nachdem die BewohnerInnen dieser Ortschaften weder Fabrikanten waren (die von diesen vorliegenden Daten sind weitgehend vollständig) noch in diesen Jahren Väter wurden, kann angenommen werden, dass es sich um ärmere BewohnerInnen handelte, die erst nach 1848/49 eingewandert waren, noch keine Familien gegründet oder ihre Familien aus der Provinz noch nicht nachgeholt hatten.

Im Zuge der gründerzeitlichen Zunahme der gesamten und damit auch der jüdischen Bevölkerung ist die Dekonzentration der Letzteren noch weiter fortgeschritten.[79]

Numerische Entwicklung der jüdischen BewohnerInnen 1853–1934

Wie bereits angedeutet, brachten die schrittweise Emanzipation der JüdInnen in Österreich und in den Kronländern sowie die allgemeine Liberalisierung, insbesondere die Auflösung der alten Grundherrschaften, einen Zuzug von wesentlich mehr ärmeren JüdInnen nach Wien mit sich. Diese Entwicklung verlief – insbesondere auch für Vororte außerhalb der Linie – parallel zur allgemeinen gründerzeitlichen Migrationsdynamik, wobei der Zuzug von JüdInnen in der Gründerzeit noch um einiges stärker war als der von Nichtjüdinnen: Bei einer Verdoppelung der Gesamtbevölkerung zwischen 1850 und 1880[80] stieg der jüdische Bevölkerungsanteil von ca. 1 % auf 10,1 % an, bis zum »Anschluss« betrug er zwischen 8,5 und 10 %. In den südwestlichen Vororten war diese Schere zwischen allgemeiner und jüdischer Bevölkerungsentwicklung geringer, sodass der prozentuelle Anteil der hier lebenden jüdischen Bevölkerung gegenüber der gesamten EinwohnerInnenzahl Wiens sank. Das ändert freilich nichts daran, dass auch in den südwestlichen Vororten die jüdische Bevölkerung enorm zunahm:
Die 2,3 und 2,4 % jüdische BewohnerInnen in Fünf- und Sechshaus im Jahr 1853 lagen noch deutlich über dem Wiener Schnitt, und auch der Gesamtwert der südwestlichen Vororte von

78 Nach Hahn 1853, S. 25.

79 Das haben Stichproben der Geburtsmatriken der unabhängigen Kultusgemeinde Sechshaus ergeben – von jeweils 400 Geburten in den Jahren 1870/71 und in den Jahren 1889/90 und den dort angegebenen Wohnadressen der Eltern.

80 Statistisches Handbuch für die Republik Österreich. Wien 1983, S. 13.

1,3 % (oder 527) lag noch darüber.[81] Das Verhältnis der jüdischen Bevölkerung zwischen den verschiedenen südwestlichen Vororten blieb bis 1900 etwa gleich, mit einer ungefähr doppelten Dichte in Fünfhaus und Sechshaus bzw. Rudolfsheim.

Die jüdischen BewohnerInnen der südwestlichen Vororte machten 1853 noch etwa 10 % oder etwas weniger von der jüdischen Gesamtbevölkerung Wiens aus. 1900 waren es nur 5,5 %, 1910 wieder 6,5 %.[82]

In Rudolfsheim-Fünfhaus blieb bis 1938 der Umfang der jüdischen BewohnerInnen weitgehend konstant.[83] In absoluten Zahlen etwa zwischen 5.500 und 6.000 Menschen.

In Hietzing (damals einschließlich Penzing) nahm die jüdische Bevölkerung im 20. Jahrhundert stark zu, um in absoluten Zahlen dasselbe Niveau wie Rudolfsheim und Fünfhaus gemeinsam zu erreichen. Entsprechend dieser numerischen Stärke und vermutlich auch wegen des deutlich anderen sozialen Charakters Hietzings als Villengegend des gehobenen Bürgertums machte sich die Hietzinger Gemeinde zunehmend unabhängig. 1928–1930 erhielt sie eine eigene Synagoge – die letzte freistehende Synagoge, die in Wien vor der NS-Herrschaft errichtet wurde.[84] Dennoch behielten einige Vereine ihre alte Zuständigkeit für die Bezirke 12 bis 15.

1890[85]

Bezirk	Gesamtbevölkerung	Mosaisch	%
XII (Meidling)	–	–	2,3
XIII (Hietzing)	–	–	1,5
XIV (Rudolfsheim)	54.341	2.260	4,2
XV (Fünfhaus)	44.162	2.268	5,1
Summe XIV+XV	98.503	4.528	4,6

1901 (1900)

Bezirk	Gesamtbevölkerung	Mosaisch	%
XII (Meidling)	–	–	2,2
XIII (Hietzing)	–	–	1,7
XIV (Rudolfsheim)	80.989	3.153	3,9
XV (Fünfhaus)	45.380	2.333	5,1
Summe XIV+XV	126.369	5.486	4,3

1910[86]

Bezirk	Gesamtbevölkerung	Mosaisch	%
XII (Meidling)	–	–	1,8
XIII (Hietzing)	–	–	2,7
XIV (Rudolfsheim)	–	–	3,9
XV (Fünfhaus)	–	–	5,4

81 Bei einer Gesamtzahl von 6.000 hätten sie 1 % von 600.000 ausgemacht. Die Schätzung für die Wiener Bevölkerung auf dem heutigen Gebietsstand beträgt laut Statistischem Handbuch für die Republik Österreich, Wien 1983, S. 13, 551.300 im Jahr 1850 und 683.000 im Jahr 1857, sodass man für 1853 etwa 600.000 EinwohnerInnen annehmen kann. Die jüdische Bevölkerung betrug aber 1857 erst 6.217, also 0,9 % der 683.000. Doch kann auch diese Zahl wieder um einiges zu niedrig sein, weil die Volkszählung von 1857 nur die »einheimischen« JüdInnen zählte, die ein Heimatrecht hatten. Vgl. Rozenblit 1983, S. 17.

82 Rozenblit 1983, S. 76. Der plötzliche Anstieg von 1900 auf 1910 geht allein auf eine Bevölkerungszunahme in Hietzing von 0,7 auf 1,9 % zurück.

83 Zur jüdischen Bevölkerung 1938–1945 vgl. den Beitrag von Florian Wenninger in diesem Band.

84 Genée 1992, S. 71.

85 Die Werte von 1890 und 1901 nach Weyrich 1922, Bd. 3, S. 3f. Für die Prozentzahlen zum 12. und 13. Bezirk und die prozentuellen Daten zum Jahr 1910 vgl. Rozenblit 1983, S. 78.

86 Nach Rozenblit 1983, S. 78, wo nur der prozentuelle Anteil der jüdischen Bevölkerung angegeben ist..

1934[87]

Bezirk	Gesamtbevölkerung	Israelitisch	%
XII (Meidling)	109.499	2.489	2,3
XIII (Hietzing)	141.207	5.564	3,9
XIV (Rudolfsheim)	69.470	3.000	4,3
XV (Fünfhaus)	54.440	2.575	4,7
Summe XIV+XV	123.910	5.575	4,5

Soziale Zusammensetzung der Bevölkerung: 1870 und 1890

Das Spektrum der Berufe hat sich nach 1848 deutlich verändert. – Zur Untersuchung wurden die Geburtsmatriken der Kultusgemeinde »Sechshaus« (1869–1891) auf die Berufsangaben der Väter untersucht: je 400 Geburten an deren Beginn in den Jahren 1870/71 und an deren Ende in den Jahren 1890/91. Im ersten Untersuchungszeitraum ergaben sich Berufsangaben zu 282 Vätern (aufgrund mehrerer Geburten desselben Vaters sowie fehlender Angaben). Im zweiten Untersuchungszeitraum zählen die Berufsangaben der Väter 301.
Die weiblichen Berufe fallen also aus dieser Darstellung heraus, was das Bild und die Ansätze einer Statistik verfälscht. Die weiblichen Berufe hätten vor allem den Anteil der HandwerkInnen und ArbeiterInnen erhöht und 1890 durch die weiblichen Handelsangestellten vermutlich auch den der Beamten und Angestellten. Außerdem erlauben die Matriken nicht, das Niveau und den Stand innerhalb bestimmter Gewerbe zu unterscheiden. So sind Lehrlinge und Gehilfen nur gelegentlich von den Meistern unterschieden und Arbeiter nicht von Gewerbetreibenden. Ebenso sind die Kleinhändler nicht deutlich von den wohlhabenderen Fern- und Großhändlern zu trennen. Branntweiner sind einmal Erzeuger, einmal Schenker, oft beides. Das macht eine Einreihung in klassische beruflich-soziale Sparten schwierig. Dennoch zeichnet sich in den Daten eine klare Entwicklung ab.

1870

Gegenüber der vormärzlichen jüdischen Bevölkerung sticht als Erstes eine große Vielfalt von Berufen ins Auge: 97 Berufsbezeichnungen unter 282 Berufstätigen.[88] Zugleich ist der Anteil an wenig einträchtigen und Bettelgewerben viel höher.

In der Vielfalt zeichnet sich eine Fortsetzung jener Berufe ab, die Juden seit vielen Generationen in den Zwangssituationen kleinstädtischer und ländlicher Gemeinden der Kronländer ausübten. Das gilt für den hohen Anteil an Händlern insgesamt (148 von 282 oder 53 %) und insbesondere für die hohe Anzahl an Hausierern, also Händlern ohne Geschäft oder Laden: 64 oder 23 %. In den ländlichen Gemeinden der Kronländer hatten sie nicht nur Waren feilgeboten, sondern auch für die Bauern jede Art von Produkten in den nächsten Städten gekauft. Die Produkten- und Viktualienhändler vermittelten durch ihren Zwischenhandel in der anderen Richtung. Wenn sie die Produkte nicht verkaufen konnten, verarbeiteten sie diese als Branntweiner selbst weiter.
Nachdem die gründerzeitliche Migration erst ab den 1860er-Jahren ihre volle Dynamik erreichte, waren die meisten der jüdischen BewohnerInnen erst seit wenigen Jahren in Wien ansässig. Hier setzten sie ihre erlernten Berufe fort und passten diese an die neuen Lebens- und Wirtschaftbedingungen an; entsprechend wird es auch unter den Hausierern und Klein-

87 Bundesamt für Statistik 1935, S. 2f.

88 Einige sind als Synonyme zu behandeln, etwa »Trödler« und »Hausierer« (unter diesen Kategorien tauchen tatsächlich einige Väter einmal hier und einmal da auf) oder »Handelsmann« und »Kaufmann«.

händlern schnell zur Spezialisierung gekommen sein. Für den Textilhandel gibt uns wiederum Sigmund Mayer eine gute Beschreibung.[89]

Auch Handwerke, von denen JüdInnen zwar in den meisten, jedoch nicht in allen Branchen durch die Zünfte ausgeschlossen waren, nahmen die MigrantInnen aus den Herkunftsländern mit. Sowohl Zahl als auch Vielfalt der handwerklichen Berufe sind in Wien gegenüber dem Vormärz enorm angestiegen. Es gab Bäcker, Drechsler, Eisen- und Goldarbeiter, Gelbgießer (Messinggießer), Färber (von verschiedenen Geweben) und Gerber, Maler und Schriftenmaler, Pfaidler (Hemdenmacher), Pfeifenbeschläger, Pfeifenschneider, Posamentierer (Hersteller von Borten, Fransen, Kordeln, Quasten und anderen Besatzartikeln), Schlosser und Maschinenschlosser, Schlächter, Schneider, Schuhmacher, Spengler, Thoraschreiber, Tischler, Uhrmacher und Zuckerbäcker. Sie machten insgesamt 68 oder 24 % aus, was gegenüber dem Vormärz etwa eine Vervierfachung bedeutete.

Von den 281 berufstätigen Vätern waren maximal 21 Fabrikanten (unter die hier schon alle Branntweiner gezählt sind, von denen manche sicher nur kleine Schanken hatten), also maximal 7,5 %. Diese führende Klasse war gegenüber dem Vormärz also verhältnismäßig stark zurückgegangen. Einerseits haben mit der zunehmenden Proletarisierung der Region sicher immer weniger Fabriksbesitzer auch hier gewohnt. Zugleich mag sich auch deren absolute Zahl verringert haben, denn die Textilindustrie hatte inzwischen durch internationale Konkurrenz und den Fall von Zollbeschränkungen ihre einstige Bedeutung eingebüßt, und die Zentren der Wiener Indus-trie hatten sich nach Süden und Norden in die durch den Eisenbahnbau und die Donauregulierung aufgewerteten und neu erschlossenen Gebiete verlagert.[90]

Die Anzahl der Angestellten und öffentlichen Beamten ist noch niedrig: Sie machen gemeinsam nur 14 oder 5 % aus. Unter den freien Berufen finden sich gerade einmal drei Ärzte (1 %).

1890

Die Vielfalt der Berufe nahm innerhalb der Jahre 1870 bis 1890 weiterhin stark zu. Unter den 301 im Jahr 1890 gelisteten Berufstätigkeiten scheinen 139 Berufsbezeichnungen auf, wobei die größte Bandbreite unter den Handwerkern und Arbeitern nachweisbar ist, wo auf 72 Väter 54 verschiedene Berufe fallen. Während sich in der Zusammensetzung der Berufe von 1870 vor allem noch die Migration niederschlägt, macht sich darin 1890 die Emanzipation des Wiener Judentums deutlich. Das bedeutet jedoch nicht, dass Juden ihre traditionellen, einstmals erzwungenen Berufe nicht mehr ausübten. Einerseits hatten sie sich im Laufe der Zeit darin spezialisiert, andererseits war die Berufswahl von JüdInnen auch nach der vollen gesetzlichen Gleichstellung 1867 nur bedingt frei; antijüdische bzw. antisemitische Ressentiments hielten sie weiterhin aus verschiedenen Sparten fern. Es war vielfach schwieriger für sie, in den konservativen, noch immer vom alten Zunftzwang geprägten Handwerken Lehrstellen zu finden. Unter den öffentlichen Beamten blieben sie stets unterrepräsentiert; und trotz ihres ausgeprägten Bildungsstrebens und der hohen Anzahl an jüdischen StudentInnen waren sie in akademischen Laufbahnen, vor allem unter den ProfessorInnen, zurückgesetzt.

Die Anzahl der Händler ist 1890 mit 125 oder 42 % noch immer hoch, hat aber doch stark abgenommen. Vor allem zählen die Hausierer nur noch 23 oder 8 % gegenüber 23 % im Jahr 1870.

Der Anteil der Handwerker und Arbeiter ist mit 25 % nur minimal angestiegen. Die Fabrikanten haben noch stärker abgenommen. Sie zählen, einschließlich der Branntweiner, nur noch 14 oder knapp 5 %. Auf 44 oder 15 % gestiegen ist hingegen der Anteil der Beamten und Angestellten, wobei Privat- und Staatsbedienstete in den Matriken nicht klar unterscheidbar sind. Dieser An-

89 Mayer 1917, S. 210f.

90 Vgl. Banik-Schweitzer/Meißl 1983, S. 41. Allerdings konnte 1870–1910 die Bekleidungsindustrie innerhalb derselben Gebiete an die Stelle der Textilindustrie treten und diese weitgehend ersetzen, vgl. ibid., S. 43.

stieg entsprach der allgemeinen Entwicklung in Wien vom späten 19. Jahrhundert bis 1938, mit einem hohen Anteil vor allem unter den Privatangestellten. 14 Väter oder knapp 5 % arbeiteten im Verkehr, vermutlich zum Großteil als Angestellte: 10 »Conducteure«, daneben Kutscher und »Tramwaykutscher« sowie »Locomotivführer«. Auch die freien Berufe vermehrten sich auf 11 oder knapp 4 %, die Hälfte davon Ärzte. Die fünf gelisteten Künstler waren durchwegs Musiker, zwei davon waren Kantoren.

Während der Gründerzeit und im frühen 20. Jahrhundert waren Rudolfsheim, Fünfhaus und Meidling äußerst dicht besiedelt und gehörten zu den ärmsten Regionen Wiens. Nachdem die Berufsbezeichnungen der Väter in den Geburtsmatriken vor allem Branchen, weniger aber Einkommensklassen zu unterscheiden erlauben, ist ein Trend in diese Richtung schwer zu beurteilen. Man darf allerdings vermuten, dass der Lebensstandard mehr der Umgebung entsprach als die Berufsstruktur. Denn diese war in der Umgebung vorwiegend proletarisch, was für die jüdische Bevölkerung nur zum Teil gilt. Ein größerer Teil, den die Kaufleute, Beamten und Angestellten sowie die freien Berufe mit insgesamt 61 % bilden, wird vielmehr als bürgerlich oder kleinbürgerlich einzustufen sein.

Herkunftsverteilung 1870 und 1890

Parallel zur sozialen und beruflichen veränderte sich auch die Verteilung der Herkunftsländer, wobei die Abweichung gegenüber dem Wiener Schnitt nun geringer war und in eine andere Richtung als im Vormärz ging (das alles wieder auf der Grundlage der Charakteristik der Väter in den Geburtsmatriken).

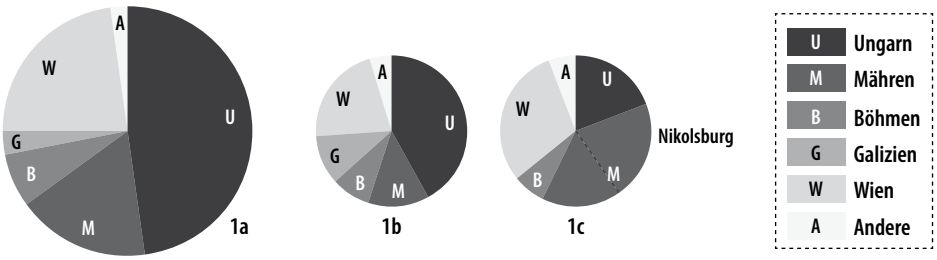


Diagramm 1a: Herkunftsverteilung der Väter nach den Geburtsmatriken der Kultusgemeinde Sechshaus im Jahr 1870 (393 Väter von 400 Geburten)
Diagramm 1b: Herkunftsverteilung der Väter in Wien im Jahr 1869[91]
Diagramm 1c: Herkunftsverteilung der 291 Jüdinnen, die in einer Familienliste der südwestlichen Vororte von 1845 genannt werden[92]

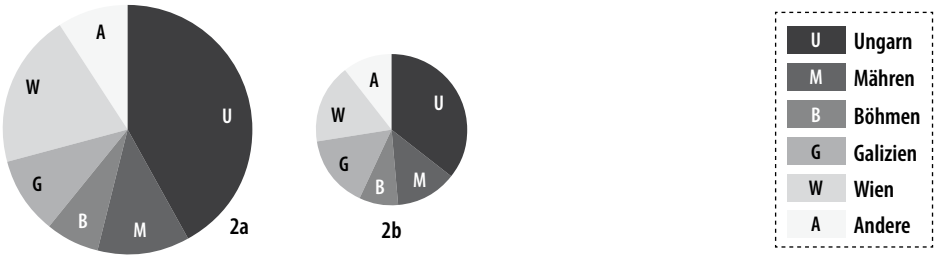


Diagramm 2a: Herkunftsverteilung der Väter nach den Geburtsmatriken der Kultusgemeinde Sechshaus im Jahr 1890 (343 Väter von 400 Geburten)
Diagramm 2b: Herkunftsverteilung der Väter in Wien im Jahr 1890[93]

91 Rozenblit 1983, S. 22.

92 Vg. Anm. 17 [Nö. Reg. H1 Zl. 13098/1846; Karton 3034].

93 Rozenblit 1983, S. 22.

War im Vormärz der Anteil der mährischen Herkunft weit über- und der ungarische unterrepräsentiert, liegen nun die ungarische und die mährische Herkunft etwas über dem Schnitt, die galizische hingegen weit darunter. Die Armut der JüdInnen in den südwestlichen Vororten war also nicht die »galizische«, mit religiöser Orthodoxie verbundene wie im 2. und 20. Bezirk. Der Anteil der in Wien Geborenen liegt ein wenig höher als der Wiener Schnitt, was wenigstens 1870 noch mit dem Alter der Gemeinde Sechshaus und ihrer größeren Bedeutung im Vormärz zusammenhängen mochte; angesichts der allgemeinen Migrationsdynamik (einem Wachstum der jüdische Bevölkerung im Bereich des heutigen 15. Bezirks von 1853 bis 1890 um 955 %) kann das 1890 jedoch kaum noch eine Rolle spielen. Der verhältnismäßig hohe Anteil an in Wien Geborenen ist insofern bemerkenswert, als die Regionen außerhalb des Linienwalles insgesamt besonders schnell wuchsen und durch die vergleichsweise niedrigen Mieten die Neuankömmlinge aus den Kronländern anzogen: Während Wien zwischen 1850 und 1890 um den Faktor 2,6 wuchs, nahm die Bevölkerung im Bereich des heutigen 15. Bezirks zwischen 1853 und 1890 um den Faktor 3,5 zu.[94]

Die religiöse Gemeinde. Streben nach Einheit der Gemeinde und nach dem Monopol

Der Beginn der religiösen Gemeinde der südwestlichen Vororte setzt noch im Vormärz an, als die Fabrikanten mit ihren Hausständen eine erste permanente jüdische Gemeinde schufen und eine weitere Anzahl von Händlern hier gelegentlich weilte, um nach 1848 die ansässige Gemeinde um ihre Familien zu erweitern. 1846 (oder sogar 1842) erhielt der Besitzer des Koscher-Restaurants Hermann Groß die Konzession, in seinem Lokal einen Minjan (einen Gottesdienst, bei dem mindestens zehn Männer anwesend sein mussten) abzuhalten.

1849 »haben zwei Privatmänner, und zwar der eine in Fünfhaus, der andere in Sechshaus […], die behördliche Bewilligung Betstunden abhalten zu dürfen« vom Kreisamt erhalten. Daraufhin eröffneten »die Israeliten von Fünfhaus im Einverständnis mit ihren in der Umgebung wohnenden Glaubensgenossen im Jahr 1850 ein schönes geräumiges, 500 Sitze enthaltendes, mit allen Einrichtungen versehenes Bethaus in Fünfhaus Nr. 223 [Feldgasse, später Sperrgasse 6]« und stellten als ersten Kantor der Gemeinde Moriz Friedmann an. Die Bethausverwaltung hatte selbstverständlich angenommen, dass die von den beiden Privatpersonen eingeholten Bewilligungen einer gemeinsamen Sache dienten. Doch waren die beiden Privatmänner anderen Sinnes. Der »Fünfhauser« versuchte Taxen auf jede im Bethaus stattfindende Trauung zu setzen, während Jehuda Engel in Sechshaus eine eigene Betstube eröffnete, »der sich bald ein großer Theil der nicht etablierten Israeliten schon aus dem Grunde anschloß, weil viele von ihnen – für das Schöne und Erbauliche eines andachterregenden Gottesdienstes nicht empfänglich – sich in keine Ordnung fügen wollten und es daher, wenn sie einen Ausweg hatten, gerne vorzogen, Theilnehmer einer ordnungslosen Anstalt zu sein, wo sich bald der Eine oder Andere zum Vorsteher, Befehlshaber, ja oft sogar zum Rabbiner erheben konnte. Auf diese Weise kam es denn auch, dass in der Betstube in Sechshaus zu wiederholten Malen solche Debatten und Exzesse vorfielen, dass die Orthodoxie mit der Polizei bald in Berührung kommen mußte […].«[95]
Der Gemeinde blieb nichts anderes übrig, als dem Ansinnen des Fünfhausers nachzugeben. Sie versuchte aber gleichzeitig, die Bewilligung auf eine allgemeine und öffentliche zu ändern, um seinen Anspruch auf Taxen gegenstandslos zu machen. Dies war wiederum nur möglich, wenn sich die Gemeinde unter die Obhut der IKG Wien begab und damit auch unter deren Kultussteuer-Hoheit, also nicht mehr frei über Einnahmen aus der Vermietung der Sitze, dem Verkauf

94 Statistischen Handbuch 1983, S. 13.

95 Stern 1892, S. 17.

der Alioth, aus den Trauungstaxen und den monatlichen Schulgeldern verfügen konnte. Doch gelang in letzterem Punkt eine Einigung mit der IKG Wien, und im Jahr 1852 wurde die »Filialgemeinde Fünfhaus« gegründet. Das Sechshauser Bethaus des Jehuda Engel hingegen sollte überhaupt ausgeschaltet werden, was mithilfe der IKG Wien und deren Intervention bei der Niederösterreichischen Statthalterei gelang.[96]

Es gab jedoch weiterhin private und orthodoxe Bethäuser, die in Leopold Sterns Darstellung als Abspaltungen oder unrechtmäßige Konkurrenten erscheinen. Auch mit den »sogenannten Orthodoxen«[97] lag die Gemeinde Fünfhaus im Konflikt. Stern, der ab 1852 Kantor und Beamter der Gemeinde war, wirft ihnen vor, sie hätten sich nicht damit begnügt, »nach ihrer Façon selig zu werden, sondern bekämpften diejenigen Glaubensgenossen, die sogenannten Neologen, die im fortschrittlichen Gemeindetempel in der damaligen Feldgasse in Fünfhaus ihr Heil suchten«. Die finanzielle Konkurrenz spielte offenbar abermals eine Rolle, und wieder wurde »im Wege der Statthalterei den Leitern des Betlocales [der Prager Schule] verboten, durch ihre Functionäre Trauungen, Verkündigungen oder sonstige Acte, die nur der Cultusgemeinde zukommen, vornehmen zu lassen«.[98]

Die Prager Schule war 1854 in Gaudenzdorf gegründet worden. In den ersten zwei Jahren war sie im Theresienbad eingemietet und wurde danach in die Plankengasse 53 verlegt. »Unter den Gründern sind die Herren Akiba Ketschkemet, Sigmund Rebhahn, Ignaz Schönberger, Max Gerber, Peterselka und Bernhard Werner zu nennen, die dem ersten Minjan angehörten.«[99]
Keiner von diesen scheint unter den Fabrikanten der südwestlichen Vororte auf. Bernhard Werner war ein Schriftenmaler aus Meidling und wohnte 1870 in der Schulgasse – wo alsbald die Storchenschul als das größere orthodoxe Bethaus der Gegend ihren Anfang nehmen sollte (oder 1870 bereits genommen hatte).
Demgegenüber stammten, wie bereits dargestellt wurde, wesentliche Betreiber der Filialgemeinde Fünfhaus und der späteren unabhängigen Gemeinde Sechshaus aus dem Kreis der Fabrikanten; einige andere waren Kaufleute. Man darf also vermuten, dass sich die wohlhabenderen Gemeindemitglieder großteils der liberalen Gemeinde um das Bethaus in der Sperrgasse anschlossen. Unter den Funktionären und Unterstützern der vorortlichen Orthodoxie war nur Ignaz Deutsch als Hofwechsler[100] eine bekannte und bemittelte Persönlichkeiten der Wiener Judenschaft.

1854 formulierte die Filialgemeinde Fünfhaus gegenüber der Wiener Muttergemeinde das erste Mal ihren Wunsch nach einem neu erbauten eigenen Bethaus. 1862 tat sie dasselbe mit größerem Nachdruck, als die Zahl der jüdischen Bevölkerung stark angewachsen war und das Bethaus in der Sperrgasse immer weniger den Ansprüchen genügte. Auch in dieser Sache gab es »nichts Geringeres als eine Parallelaction der vorortlichen orthodoxen Israeliten, die ebenfalls ein Gotteshaus, und zwar wie sie sich gegenüber der Behörde ausdrückten, eine ›Synagoge‹ erbauen wollten. Die Fünfhauser Filialgemeinde mußte dieses Beginnen in ihrem Interesse um jeden Preis zu verhindern trachten.« An der Spitze des Konsortiums der orthodoxen Gemeinde stand der bekannte Hofwechsler Ignaz Deutsch; und man hatte bereits eine behördliche Bewilligung für den Bau in Sechshaus erhalten. Das brachte nun die Wiener Gemeinde auf den Plan, die eine Ab-

96 Ibid., S. 22f.

97 Das obige Zitat über die »Berührung von Orthodoxie und Polizei« könnte man so verstehen, dass die erste Sechshauser Betstube bereits von einer orthodoxen Gruppe im speziellen Sinn dieses Wortes betrieben wurde. Doch bleibt das in der Formulierung ungewiss.

98 Stern 1892, S. 149; ausführlicher zum Konflikt um Gesangs- und Gebetsordnung s. ibid., S. 34f. Nach Stern waren die Begriffe »Neologen« und »Orthodoxe« Erfindungen des Hofwechslers Ignaz Deutsch.

99 Ibid., S. 26 u. S. 149.

100 In den Geburtsmatriken von 1840 wird er als Fabrikant mit einer Hietzinger Adresse, aber wohnhaft in der Leopoldstadt, genannt.

spaltung der orthodoxen Gemeinde ebenso wenig wünschte. Niemand Geringerer als Josef Ritter von Wertheimer »übernahm es, den Standpunkt der Wiener Gemeinde gegenüber der Behörde in Bezug auf das Project der Orthodoxen zu wahren und that dies auch mit Erfolg«.[101] Für die Fünfhauser Gemeinde war diese Konkurrenz von Vorteil, denn die Wiener Gemeinde hatte nun ihrerseits ein viel konkreteres Interesse an der Errichtung eines Tempels in den südwestlichen Vororten, um gegenüber den Orthodoxen ein Faktum zu schaffen.

Ignaz Deutsch war ein gefährlicher Mann, der die liberale IKG politisch zu desavouieren und eine komplette Sezession der Wiener Gemeinde zu erreichen trachtete.[102] Als die Fünfhauser Bethaus-Vorsteher der IKG Wien auf deren Aufforderung hin Pläne und Kostenvoranschläge für den Bau vorlegten, fand sie die Pläne »allzu anspruchslos und primitiv. Die Wiener Gemeinde als Bauführerin hätte die Pflicht, einen kunstvollen, monumentalen Bau zu schaffen. Eine derart unbedeutende Baulichkeit, wie sie die bescheidenen Fünfhauser verlangen, wäre der Cultusgemeinde Wien unwürdig.«[103] Damit war das Format vorgegeben, in dem sich die weitere Planung des Tempels bewegen würde; doch kam es unter der IKG Wien nie zum Bau, der erst 1871/72 unter der neuen Unabhängigkeit gelingen sollte. Diese wurde übrigens bereits 1862 von einem Vertreter der Wiener Gemeinde vorgeschlagen, da die Fünfhauser ihren heiligen Zweck so besser zu erreichen hofften, doch fand der Vorschlag zu diesem Zeitpunkt noch keine Unterstützung.

Der Konflikt mit den Orthodoxen löste sich im Jahr 1866 auf. Bemerkenswerterweise geschah dies im Kontext der Gründung der »Chewra Kadischa«, die an die Stelle des älteren Krankenunterstützungsvereins »Bikur Cholim« trat und dessen Agenda »auf die Veranstaltung der Leichenbegängnisse in vorschriftsmäßiger und feierlicher Form ausdehnte«. Der Vereinsvorstand lud zur Gründungsfeier und der damit verbundenen Weihe eines wertvollen, durch den Bikur Cholim gestifteten Sefer Thora Vertreter der Wiener Kultusgemeinde wie auch die Vorsteher der orthodoxen Minjanim ein und ersuchte den Wiener Prediger Dr. Jellinek, die Festrede zu halten »und die Gemeinde durch dieselbe zu belehren, dass die Reform nicht ein Abfall von unserem Glauben, sondern die Verherrlichung desselben zum Zwecke habe; weiters wurde beschlossen, nach dem Gottesdienste ein Gründungsbankett der Chewra Kadischa zu veranstalten, wobei eine Vereinigung und Verbrüderung der sogenannten Orthodoxen mit den Anhängern der Filiale stattfinden sollte. Der Plan gelang vollständig«.[104] Forthin sollten Orthodoxe und liberalere Institutionen friedlich und ohne Betonung eines Gegensatzes koexistieren.

Noch einmal, im Jahr 1876, d. h. während der Dauer der unabhängigen Gemeinde Sechshaus, kam es zur erfolgreichen Verhinderung einer Abspaltung, wobei als zu verhindern an dieser Stelle der Chronik nur die Gründung eines Bethauses genannt wird. Damals »beschäftigte den Vorstand […] das Ansuchen mehrerer Glaubensgenossen an die politische Behörde in Meidling, eine ständige Bethaus-Filiale errichten zu dürfen. Der Vorstand legte bei der Behörde sein ganzes Gewicht ein, um die Errichtung zu verhindern, was ihm auch gelang.«[105]

101 Stern 1892, S. 29.

102 Vgl. Wistrich 1999 (1994), S. 93f.

103 Stern 1892, S. 30.

104 Ibid., S. 35f.

105 Ibid., S. 101.

Ab 1867 wurden die Bemühungen um die Unabhängigkeit der Gemeinde mit großem Nachdruck geführt und 1868 realisiert. Die »Israelitische Cultusgemeinde im Bezirke Sechshaus«[106] setzte sich als Aufgaben die Schaffung einer »der Wissenschaft geweihten Schule« für die Jugend, die »unverweilte Errichtung eines großen, würdig ausgestatteten, im Centrum gelegenen Gotteshauses«, die Bestellung eines »würdigen Seelsorgers« und die Unterstützung der Armen, Kranken sowie der Sterbenden durch »Wohlthätigkeits-Anstalten«.[107]

Schule

Die Erhaltung einer Schule sollte sich immer nur auf den religiösen Unterricht beziehen, während sich niemals die Anstalten durchsetzten, eine konfessionelle Volksschule als Alternative zu den öffentlichen Schulen zu errichten: »Erstens, weil die Gemeinde nicht die Mittel besessen hätte, eine solche Schule zu erhalten, und zweitens, weil eine solche Schulorganisation ganz und gar nicht der damaligen liberalen Anschauung in Schulsachen entsprach. War doch auch die jüdische Jugend in der interconfessionellen Schule so wohl geborgen.«[108]
Dieses Argument ist angesichts der Tatsache, dass die öffentlichen Schulen häufig als Ort erster Erfahrungen von Antijudaismus oder Antisemitismus beschrieben wurden, bedeutend. Dieser Topos der Oral History geht bis auf die um 1900 geborene Generation, die ab den 1980er-Jahren befragt wurde, zurück. Wir begegnen dem Motiv aber beispielsweise bereits in dem 1927 unter dem Pseudonym »Hichler« verfassten autobiografischen Roman von Leopold Ehrlich, der als Sohn eines wohlhabenden Nikolsburger Produktenhändlers in Fünfhaus aufwuchs. In einer, nach Ehrlichs Lebensdaten ca. 1884 spielenden Szene wird der ahnungslose, schüchterne Knabe in der Erdberger Schule wie folgt in das Geheimnis und die Banalität des Judenhasses eingeführt:

> *Zögernd ließ Gustav die Hand des Fräulein los und folgte dem General [wie ein solcher erschien ihm der livrierte Schuldiener], der freundlich herablassend winkte: »Ich geh eh auffr, Klahner! Kumm mit.« – Vor der Türe eines großen Saales blieb der Schuldiener stehen: »So! Da geh eini.« Gustav öffnete die Türe und blickte von der Schwelle neugierig in den Saal. Es waren etwa vierzig Buben in dem Saale und kaum hatten sie Gustav erblickt, als sie, wie auf Verabredung, zu johlen begannen: »Jüdelach, Jüdelach, hepp, hepp, hepp | Jüdelach macht das Schweinefleisch fett!« Wie gelähmt blieb das Judenkind bei der Türe stehen und starrte mit weit aufgerissenen Augen. Die Buben wiederholten den Vers und so lange, bis der »Aufpasser« meldete: »Jung is! Der Alte kummt.« Es wurde still. Der Lehrer kam, sah erstaunt auf das bei der Türe stehende blasse Kind und sagte: »Setz Dich! Warum setzt Du Dich nicht?« Er schob ihn in die erste Bank. Dort saß nun das Judenkind und kämpfte gegen die Tränen.*[109]

Ehrlich mag die Szene zwar ein wenig inszeniert haben. Doch drückt er durch alle seine Bücher hindurch seine Liebe zu Wien aus (wohin er auch gleich nach dem Krieg aus Palästina zurückkehrte) und legt kaum Wert darauf, den Antisemitismus seiner Umgebung hervorzuheben. Daher gibt es keinen Grund, das Ereignis prinzipiell zu bezweifeln.

106 Eine Einbeziehung des politischen Bezirks Hietzing in allen seinen Teilen wurde angestrebt, aber niemals realisiert. Allerdings erstreckte sich der Wirkungsbereich der Kultusgemeinde durchaus auf dieses erweiterte Gebiet, wie die Matriken und die Widmungsbereiche der in Fünf- und Sechshaus (bzw. Rudolfsheim) angesiedelten Vereine verraten. – Die Statuten der Kultusgemeinde Sechshaus sind vollständig zitiert bei Stern 1892, S. 48-53.

107 Stern 1892, S. 42f.

108 Stern 1892, S. 67. Offenbar entspricht das insbesondere Leopold Sterns Meinung, denn an anderer Stelle berichtet er misstönig über die immer wieder auftauchenden Pläne der Gemeinde-Vorsteher zur Errichtung einer konfessionell-jüdischen Volksschule. Ibid., S. 70: »Es bedurfte besonderer Interventionen, um die Vorsteher von der Schädlichkeit dieser Maßregel zu überzeugen und deren Durchführung hintanzuhalten.«

109 Ehrlich 1927, S. 10f. – Im Verlauf der Erzählung gestalten sich die Beziehungen des kleinen Gustav mit seinen Mitschülern gut, und er findet sogar Freunde unter ihnen.

Wohltätigkeitsanstalten

Unter den Wohltätigkeitsanstalten ist die Chewra Kadischa die wichtigste und geht auf die älteste Tradition zurück. In Fünfhaus wurde sie 1866 errichtet. Ihr Hauptzweck bestand darin, »arme Familien durch milde Gaben zu unterstützen, die Kranken zu besuchen, mittellosen Kranken einen Arzt zu bestellen, ihnen die Medikamente zu beschaffen, Wochengelder zur Bestreitung des Haushaltes zu geben und endlich für die würdige Bestattung der Todten nach religiöser Vorschrift zu sorgen«.[110] Sie erfüllte also durchaus die Funktion einer rudimentären Kranken- und Sozialversicherung, die auf einer relativ hohen Zahl von zahlenden Mitgliedern und der Ausdehnung ihres Wirkungsbereiches auf die gesamte jüdische Gemeinde beruhte.

Ebenfalls im Jahr 1866 gründeten die Frauen der Gemeinde im Bezirk Sechshaus den Israelitischen Frauen-Wohltätigkeitsverein: Dieser fungierte als Ergänzung zur Chewra Kadischa, die vor allem »bestrebt war, das Los der Väter zu verbessern, die ihrer Pflicht als Ernährer der Familie nicht nachkommen konnten.« Diese ergänzende Funktion wird auch in den Namen der Gründerinnen und Vorsteherinnen deutlich, die großteils Ehefrauen wichtiger Funktionäre der Gemeinde und der Chewra Kadischa waren. In der frühen Geschichte der Gemeinde kamen als weitere Fürsorgevereine 1874 der Armen-Unterstützungsverein »Maskial el Dol« und 1876 der Krankenunterstützungsverein »Chesed-schel-Emes« hinzu. Der humanitäre Verein »Edelsinn« (Chewra Sandeko's) wurde anlässlich des vierzigjährigen Jubiläums der Regierung Kaiser Franz Josefs im Jahr 1888 gegründet, unterstützte bedürftige Wöchnerinnen und »sorgte weiters dafür, dem armen jüdischen Vater die Sorge der Bestellung eines Gevatters [er trägt das Baby im Beschneidungsritus von der Mutter zum Vater] und Mohels [der die Beschneidung vollzieht] für den neugeborenen Sohn abzunehmen«. Der Verein war im Bereich des 12., 14. und 15. Bezirks tätig; das wohlhabende Hietzing und das diesem damals zugehörige Penzing waren hingegen nicht eingeschlossen. Stern betont, dass der Verein, obwohl nur jüdische Mitglieder zählend, auch nicht jüdische Wöchnerinnen unterstützte.[111]

Friedhöfe

Eine weitere Angelegenheit der Kultusgemeinde Sechshaus war die »Friedhofsfrage«. Diese gelangte aber bis zur Wiedereingliederung der Gemeinde in die IKG Wien nie zu einem Ergebnis, was auch mit antijüdischen Widerständen zu tun hatte. So wurden die Toten der Gemeinde weiterhin auf dem Währinger Friedhof (wofür die unabhängige Gemeinde eine Übereinkunft mit der Wiener Gemeinde treffen musste) und später auf dem Zentralfriedhof beerdigt.[112]

110 Stern 1892, S. 140.

111 Ibid., S. 146f.

112 Vgl. Stern 1892, S. 58 u. S. 101. Zwischen 1877 und 1887 bemühten sich Gemeindevorstand und Chewra Kadischa um den Ankauf eines Friedhofes in Baumgarten, »man wurde aber […] peinlich durch den Beschluß der Gemeinde Baumgarten überrascht, dass sie sich nicht veranlasst sehe, der Gemeinde einen Friedhofsplatz zu verkaufen. Der Präses Taußig meinte, […] daß die Erwerbung eines Friedhofsplatzes trotz der Bemühungen des Vorstandes nur durch feindselige Zeitströmung fast unmöglich gemacht worden sei. Man ließ sich hierauf […] mit der Gemeinde Unter-Meidling in Unterhandlungen bezüglich eines Friedhofsplatzes ein, die jedoch, wie bekannt, ebenfalls zu keinem Resultate führten« (ibid., S. 110).

Die eigentliche Existenzberechtigung als von der IKG Wien unabhängige Kultusgemeinde Sechshaus bestand jedoch in der Aufgabe des Tempelbaues.[113] Die Größe und das Risiko dieser Aufgabe sind an der bis 1876 fortdauernden Finanzkrise zu ermessen, in die sie die Kultusgemeinde und ihre Vorsteher brachte. Die Krise gefährdete ernstlich die Existenz der Gemeinde, und im schlimmsten Moment konnte eine Versteigerung des Tempels durch die Gläubiger nur dadurch abgewendet werden, dass zahlreiche Gemeindemitglieder persönlich für ausständige Summen hafteten.[114]

Der Anfang des Unternehmens war jedoch von Optimismus und einem hohen Grad der Identifikation bei den Mitgliedern geprägt, denn schon im ersten Jahr der neu gegründeten Gemeinde betrug die gesammelte Kultussteuer das Dreifache dessen, was je in einem Jahr für die Filialgemeinde aufgewandt wurde. Ebenfalls im ersten Jahr der Unabhängigkeit beschloss der Vorstand, ein Darlehen von 60.000 Gulden aufzunehmen, ein Betrag, der »genügen werde, um die Erwerbung eines Bauplatzes und den Bau des Gotteshauses selbst bestreiten zu können«.[115]
In der ersten Rede eines gewählten Präses der Kultusgemeinde kommt die problematische Lage einer jüdischen Gemeinde in den Vororten Wiens, die politisch damals noch nicht der Residenzstadt, wohl aber der Stadt als größerem sozialen und kulturellen Gefüge sowie der Kultusgemeinde Wien angehörte, zum Ausdruck. Die im 19. Jahrhundert immer enger werdende Bindung der Vororte an die Stadt gilt in gesteigertem Maß für die jüdische Bevölkerung, da stets der überwältigende Anteil der in den österreichischen Erblanden lebenden JüdInnen in Wien versammelt war. Und doch mussten die in den Vororten lebenden JüdInnen vorerst ihr Recht darin suchen, dass sie sich aus dem größeren Ganzen der Kultusgemeinde Wien herauslösten. In einer polemischen Wendung drückt das der erste Präses Hermann Berger wie folgt aus:

> *Die Wiener Hauptgemeinde hat, indem sie ihr culturelles Gebiet durch die Linienwälle für begrenzt erachtete, für die außerhalb der Linie wohnenden Israeliten ein »neues Ghetto« geschaffen! Und in solcher Enge konnten wir uns doch nicht wohl fühlen. Wir wollen und müssen nun zeigen, dass wir durch uns selbst, aus unserer eigenen Kraft, viel Schöneres und Größeres schaffen können, als dies unter der bisherigen Bevormundung geschehen konnte. Und nun ans Werk.*[116]

Man darf nicht vergessen, dass die Gemeinde Sechshaus mit diesem Schritt den anderen Vororte-Gemeinden voranging und die Sinnhaftigkeit der Unabhängigkeit erst beweisen musste. Der greifbare und symbolisch bedeutendste Gegenstand des »Schöneren und Größeren«, durch den die Loslösung erst wirklich über eine organisatorische Angelegenheit hinausging, war aber der neue Tempel.

Noch vor dem Tempelbau, im Jahr 1869, wurde Dr. Adolf Schmiedl als erste Rabbiner der Gemeinde bestellt und sollte hier seine Tätigkeit bis 1894 ausüben. Im Zusammenhang der Filialgemeinde und des alten Bethauses war nie die Anstellung eines Rabbiners in Erwägung gezogen worden. Nun war auch dies ein Schritt, die Sache des Tempelbaus gegen alle Widerstände voranzutreiben, denn »wer war […] mehr berufen, die Mitglieder der Gemeinde durch sein feuriges Wort für den Tempelbau opferwillig zu stimmen?«[117]

113 Stern 1892, S. 54: »Die Überzeugung brach sich unter der überwiegenden Majorität der vorortlichen Judenschaft Bahn, daß die Gemeinde nach ihrer Loslösung ihren Zweck und ihre Existenzberechtigung verloren hätte, wenn nicht mit allen Kräften eines beschleunigten Eifers das große Bauwerk in Angriff genommen würde.«

114 Vgl. Stern 1892, S. 89-96, insbes. S. 94f.

115 Stern 1892, S. 55.

116 Ibid., S. 41.

117 Ibid., S. 64.

Im selben Jahr wurde das Doppelgrundstück Turnergasse 22, Ecke Blüthengasse (heute Dingelstedtgasse) angekauft. Es lag im Zentrum der Gemeinde, an einem ansprechenden Platz, und hielt ein bestehendes Gebäude bereit, in dem bisher ein Gasthaus untergebracht war, welches »ein hübsches Heim für die Gemeindebeamten, die Schulen, die Kanzlei etc. [gäbe], wenn es nur renoviert würde«.[118] Wenige Monate später wurden in dem bestehenden Gebäude eine Religionsschule mit vier Klassen, Wohnungen für die Beamten, eine Kanzlei und ein Sitzungssaal untergebracht. In der Folge waren im Gemeindehaus alle zuvor genannten und noch weitere Vereine tätig. Außerdem wurde hier 1921 der Brautausstattungsverein »Hachnuses Kallo« gegründet.[119] Alle Vereine bestanden hier bis 1938 und wurden erst von den NS-Behörden aufgelöst.

1870 wurde der Architekt Carl König, ein Schüler Heinrich von Ferstels und von diesem empfohlen, für die Planung gewonnen und legte die ersten Entwürfe vor. »Der Kostenvorschlag belief sich auf etwa 50.00 Gulden. Das Gotteshaus sollte 600 Sitze für Männer und 459 Sitze für Frauen enthalten, wobei genau das Maß des Leopoldstädter Tempels angenommen wurde.«[120] 1871/72 wurde der Tempel als erstes ausgeführtes Werk Königs errichtet, wobei sich die Kosten für Grundstück und Bau um einiges erhöhten.

Baupläne des Turnertempels von Carl König, Fassade und Schnitt, 1871 (MA 37, Baupolizei)

118 Stern 1892, S. 65.

119 Wiener Stadt- und Landesarchiv, M.Abt. 119, 1.3.2.119.A32 – Gelöschte Vereine/1920–1974 5692/21.

120 Stern 1892, S. 69.

Leopold Stern gibt uns eine zeitgenössische Beschreibung des Baues, seiner Ausstattung und Wirkung:

Der Tempel in Fünfhaus repräsentirt sich als ein auf drei Seiten freistehender Bau, welcher in den vornehmen Formen der italienischen Früh-Renaissance gehalten ist. Das Gebäude zeigt schon an der Façade die Gliederung der ganzen Anlage im Inneren. Drei Bogenportale führen in eine gemeinschaftliche Vorhalle; durch den Ausgang der Vorhalle gelangt man in das für die Männer bestimmte Parterre, während die beiden seitlichen Ausgänge der Halle zu den beiden Stiegenhäusern führen, welche zu der für die Frauen bestimmten Galerie emporleitet. Oberhalb des Vestibule wölbt sich ein verhältnismäßig hoher Raum, welcher für die Orgel und den Chor bestimmt ist.[121] *Der ganze Mittelraum des Tempels stellt sich als Risalit dar und ist durch eine weniger durch ihre Dimensionen als durch ihre Vornehmheit wirksame achteckige Kuppel gekrönt, die in einer Laterne endigt. Der Risalit selbst ist im ersten Stock durch eine Pilasterstellung gekennzeichnet, welche ein Gebälk und einen Giebel trägt.*

Der Giebel ist durch eine Akroterie gekrönt, welche in Form der Zehn-Gebote-Tafeln gehalten ist. […] Die Façade selbst ist in weißem Kalk gehalten und durch die Anlage eines Vorgartens zu besonderer Geltung gebracht. An die Hofseite des Gotteshauses schließt sich ein kleiner Anbau, welcher zur Abhaltung des Wochentags-Gottesdienstes bestimmt ist. […] Das ganze Gotteshaus enthält 829 Sitze, und zwar 496 Sitze für Männer und 333 Sitze für Frauen.

Die natürliche Beleuchtung des ganzen Raumes wird durch Seitenlicht bewirkt, welches im Parterre sowohl als auch auf der Galerie durch je acht Fenster an der Seiten-Façade einfällt. […]

Der Innenraum des Gebäudes repräsentirt sich als ein großartig angelegter Saalbau auf Stichkappen und mit einer von einem stark ausladenden Gesimse umrahmten Spiegeldecke gewölbt. Die Frauen-Galerie wird von gußeisernen Säulen getragen, welche im ionischen Style gehalten, canellirt und reich vergoldet sind. Die Brüstung der Galerie ist aus reich getäfeltem Holz hergestellt und trägt zugleich die Gascandelaber. Gegenüber dem Haupteingange vom Gotteshause, an der Ostseite, entwickelt sich das Allerheiligste. Dasselbe ist in Form der römischen Triumphbogen-Architektur gedacht und aus geschnitztem Holze, reich ornamentirt und vergoldet, hergestellt. Imposante korinthische Säulen tragen ein dreifach gegliedertes Hauptgesimse, über dem sich ein von Akroterien gekrönter Giebel erhebt.

Vor dem Altar dehnt sich eine Estrade aus, auf welcher der Almemar [Tisch, von dem aus die Thorarollen verlesen werden] sowie die reich geschnitzte Kanzel angebracht ist. Die Malerei ist im pompejanischen Styl entsprechend der Architektur gehalten. Die durch Gas hergestellte künstliche Beleuchtung wird im Parterre durch Wandarme und auf der Brüstung stehende Candelaber und durch drei mächtige Sonnenbrenner an der Decke vermittelt.

Der Tempel zeichnet sich durch eine vorzügliche Akustik aus. Die Wirkung des Gebäudes nach außen ist ernst und würdig und dabei doch nicht der Freundlichkeit entbehrend. Der Saal selbst aber mit seiner mächtigen, offenen Wölbung, die ein heiteres Licht reflectirt, mit seiner pompejanischen Ornamentik übt einen bezwingenden Eindruck. Unser Gotteshaus gilt denn auch als eines der gediegensten Tempelgebäude der Monarchie.«[122]

121 Die Erwähnung einer Empore für »Orgel und Chor« ist bemerkenswert, denn über der Verwendung dieses eng mit der christlichen Kirchenmusik verbundenen Instruments entbrannten damals heftige Debatten zwischen Reformern und Orthodoxen (vgl. Frühauf 2005). Tatsächlich befand sich im Turnertempel, wenigstens im 20. Jahrhundert, nie eine Orgel, sondern lediglich ein Harmonium, wie mehrere ZeitzeugInnen mitteilten, u. a. Israel Hadar, der später Musik studierte und dem schon damals der Chor und dessen musikalische Qualität ein besonderes Anliegen war. Ob die Einrichtung einer Orgel wirklich ernsthaft geplant war, ist heute nicht festzustellen. Jedenfalls gibt es keinen Hinweis, dass je eine eingerichtet wurde.

122 Stern 1892, S. 81ff. Stern nennt außerdem Herrn David und der Frau Conny Kohn als Stifter einer »geschmackvoll ausgestatteten Bundeslade« für den Betsaal neben dem Tempel und die Herrn Wilhelm Pollak, Mayer Matzner und J. Eisenschimmel, die für das Andenken ihrer verstorbenen Familienmitglieder die polychromen Fenster stifteten, welche die der Blüthengasse (heute Dingelstedtgasse) zugewandte Fassade des Tempels schmücken.

Turnertempel, Aquarell von Emil Ranzenhofer, 1902 (Nationalbibliothek Wien)

Turnertempel, Postkarte, Winterbild (František Banyai)

Turnertempel, Innenaufnahme (Jüdisches Museum)

Die architektonische Gestaltung des Turnertempels als historistischer Monumentalbau mit gewissen Anlehnungen an den christlichen Kirchenbau reflektiert die Bemühungen um einen Ausgleich zwischen orthodoxen und reformatorischen Bestrebungen, die die Wiener jüdische Gemeinde des späten 19. Jahrhunderts prägten. Diese Orientierung am christlichen und insbesondere am protestantischen Kirchenbau betraf sowohl den Bautypus und -stil als auch die rituell bedingte Raumdisposition des Inneren: Die Bima – der Tisch, von dem aus die Thora gelesen wurde und der traditionellerweise in der Raummitte stand – wurde nun in die Nähe

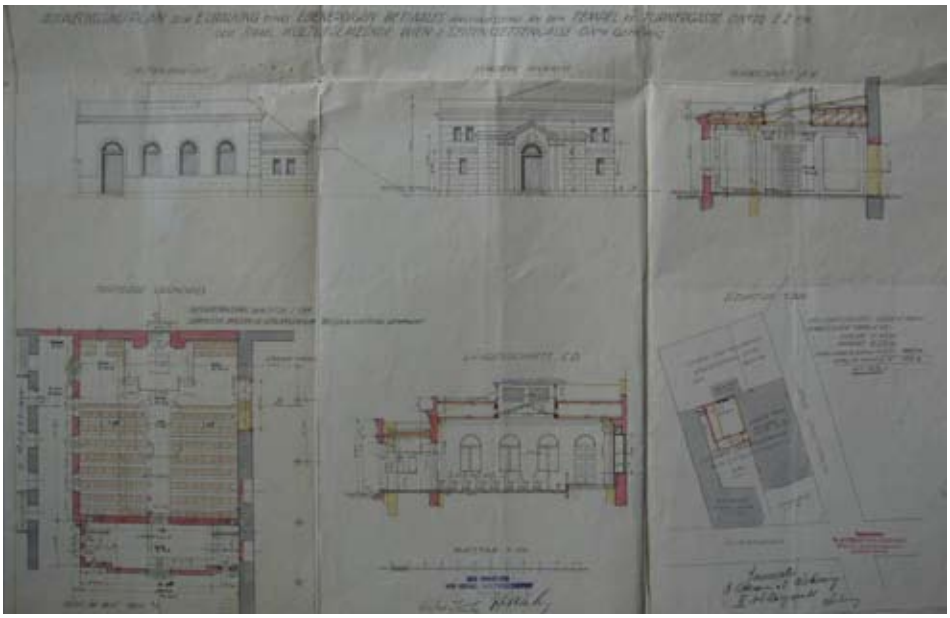
des Allerheiligsten, das wiederum ähnlich wie christliche Hochaltäre gestaltet wurde, gerückt. Der Prediger sprach von einer Kanzel. In manchen Fällen wurde nun auch der Chor von einer Orgel begleitet. Die räumliche Disposition im Inneren des Turnertempels entsprach dieser delikaten Mittelposition zwischen Orthodoxie und Reform. Das Harmonium war gewissermaßen eine minimale und die Traditionalisten weniger provozierende Version der Orgel. Die Außengestalt des Turnertempels nahm mit der dreiachsigen Fassade und dem hohen Turm, der im Judentum keine funktionale Begründung hat, ebenfalls christliche Motive auf. Ansonsten waren Typus und stilistische Durchführung in Neorenaissance-Vokabular und mit einer malerischen Innenausstattung »im pompejanischen Stil« nicht von zeitgenössischen christlichen Sakralbauten geprägt. Vielmehr waren sie einer abendländisch-aufklärerischen Sprache verbunden, die mit den Bildungswerten des emanzipierten Wiener Judentums korrespondierte – im Gegensatz zu orientalisierenden Synagogen, die mit der Referenz auf die außereuropäische Herkunft des biblischen Volkes keinen Akkulturationswillen bekundeten und sich deutlich vom europäischen Kirchenbau abhoben.

Der Entwurf entsprach einer Richtung des Wiener Historismus, bei der ein gewisser Aufwand dekorativer Ausstattung die konstruktiv-funktionalen Strukturen nicht verbirgt. Diese Strukturen waren gestalterisch umgesetzt in der Sichtbarkeit moderner Baumaterialien und in entsprechenden neuen Raumformen. So war der Grundriss des Turnertempels aus einem einfachen Kubus abgeleitet, und die Frauenemporen ruhten auf schlanken Stahlsäulen. Ohne auf traditionelle Wölbungsformen von Sakralbauten zurückzugreifen, war die Halle flach gedeckt, mit einem weiten, rechteckigen Deckenspiegel über Stichkappen, wobei all dies wiederum dekorativ orchestriert war. Die Eisensäulen waren »ionisch« ausgebildet, und die einfache Grundform des Baues wurde durch Stuckgliederung, malerische Ausstattung sowie in der Gestaltung der rituellen und technischen Möblierung angereichert. Ein solches Verhältnis von Sichtbarkeit der modernen Konstruktion und historistischer Formensprache ist für das späte 19. Jahrhundert typisch und im Kontext des Wiener Historismus für die Bauzeit 1871/72, zumal bei einem monumentalen Sakralbau, bemerkenswert. Auch innerhalb von Königs Gesamtwerk hebt sich sein Erstlingswerk durch eine größere Deutlichkeit der konstruktiven Grundform ab, welche später durch meist neobarocke Dekoration stärker überformt werden sollte. Königs zweiter Synagogenbau in Reichenberg (Liberic) in Böhmen (1887/89) übernimmt die dreiachsige Fassade mit polygonalem Mittelturm, doch ist der Bau nun auch im Inneren dreischiffig säulengegliedert und kassettengedeckt – womit er sich viel stärker an frühneuzeitliche Raumformen anlehnt.[123]

1923 wurde der Tempel im Inneren und Äußeren um 170.000.000 Kronen, die durch Spenden der Gemeindemitglieder aufgebracht wurden, vollständig instandgesetzt. Die Malereien wurden erneuert, elektrisches Licht ersetzte von nun an die alte Gasbeleuchtung. 1923/24 wurde der im Hof zwischen Synagoge und Gemeindehaus eingestellte Betsaal um ein Vielfaches vergrößert. Er hatte nun 128 Sitze und war sowohl über eine eigene Vorhalle wie auch durch einen verbreiterten Eingang aus dem Tempel betretbar.[124]

123 Vg. Kristan 1999, S. 70f.

124 Wenn nicht anders zitiert, beruhen alle Daten der Bau- und Umbaugeschichte auf dem Bauakt des Magistrats der Stadt Wien, MA 37, Baupolizei, 15. Bezirk, EZ 174. Die Kosten von 325.000.000 Kronen wurden zur Hälfte von der Kultusgemeinde Wien, zur Hälfte aus Spenden getragen. Vgl. den im Eigenverlag erschienenen Bericht der IKG Wien über die Tätigkeit in der Periode 1912–1924 aus dem Jahr 1924.



Pläne für den neuen Betsaal, Fassade und Grundriss, 1923 (Magistrat der Stadt Wien, MA 37, Baupolizei)

Im Leben der ZeitzeugInnen dieses Projekts war der Turnertempel ein zentraler Bezugspunkt. Einige von ihnen sangen als Kinder im Chor des Tempels (Israel Hadar, Moshe Jahoda, Zwi Nevet), und für die meisten von ihnen war er das wichtigste Gotteshaus der Region. Sie besuchten hier den Gottesdienst, die Religionsschule und begingen die Bar Mizwa oder Bat Mizwa (die rituelle Aufnahme des/der Religionsmündigen in die Gemeinde), die hohen Feste, Hochzeiten und Trauerfeiern für Verstorbene. Moshe Jahodas Großvater Simon Brück war Ehrendiener im Turnertempel.

Simon Brück, Tempeldiener im Turnertempel, ca. 1935 (Moshe Jahoda)

Die Rabbiner des Turnertempels

Die Rabbiner des Turnertempels waren Abraham Adolf Schmiedl, Jonathan Wolf, Max Grunwald, Israel Taglicht und Hirsch Jacob Zimmels.
Ein Rabbiner hatte in seiner Gemeinde zahlreiche Aufgaben zu erfüllen: Er war Seelsorger, Experte für das jüdische Religionsgesetz, Lehrer, Prediger und Lebensberater. Die Rabbiner des Turnertempels erfüllten aber nicht nur alle diese Funktionen, sie waren nebenbei auch jüdische Gelehrte von hohem Rang.
1891/92 wurde durch das Israelitengesetz die Gemeinde Fünfhaus der Israelitischen Kultusgemeinde Wien (IKG) einverleibt, wodurch der Tempel zu einem Gemeindetempel wurde. Dies bedeutete für seine Rabbiner fortan auch den prestigereichen und besser bezahlten Titel eines Gemeinderabbiners.

Die Rabbiner des Turnertempels waren bedeutende Persönlichkeiten und Gelehrte. Durch ihr Wirken bezeugen sie aber auch den Rang dieses Tempels in der Wiener jüdischen Gemeinde, die bis zu ihrer Vernichtung 180.000 Mitglieder umfasste.

Rabbiner Adolf Abraham Schmiedl (Schmiedl 1914)

Adolf Abraham Schmiedl (1821–1913)

Adolf Abraham Schmiedl wurde als Sohn des Rabbiners von Hotzenplotz (Osoblaha) in Schlesien und Lomnitz (Lomnice), Juda Schmiedl, im mährischen Eibenschitz (Ivancice) geboren und wirkte als Rabbiner in Gewitsch (Jevicko), Teschen (Cesky Tesin) und Prossnitz (Prostejov).[125]
1869 wurde er einstimmig zum Rabbiner der Wiener Vorstadtgemeinde Fünfhaus (damals noch Sechshaus) gewählt. In dieser Funktion blieb er bis 1894.[126]
Sein Urenkel, der zionistische Funktionär Oskar Karbach, der 1938 nach New York emigrierte, überlieferte, dass er diesen Ruf nur zögernd annahm: »Er bereute es nicht; hier galt es aufzubauen und zu organisieren; seine besten Jahre verbrachte er dort [...]. Hier wurde er auch für Wien ›der Schmiedl‹, der es verstand [...], den entwurzelten Kleinstadtjuden der Sudetenländer in der Großstadt jüdisches Zusammengehörigkeitsgefühl und Anhänglichkeit ans Judentum zu vermitteln.«[127]

Leopold Stern, der spätere Kantor des Turnertempels, schrieb in seiner *Geschichte der israelitischen Cultusgemeinde 1846–1892* über die Rolle Schmiedls während des Tempelbaus:

> *Der Ruf, den er als Gelehrter und Seelsorger genoß, vergrößerte seine Autorität und verlieh seinem Worte besonderes Gewicht. Wer war also mehr berufen, die Mitglieder der Gemeinde*

125 Dr. Blochs Wochenschrift, 14.11.1913, S. 843f. Österreichisches Biographisches Lexikon, Bd. 10. Wien 1994, S. 329f. Handbuch österreichischer Autorinnen und Autoren jüdischer Herkunft, 18. bis 20. Jahrhundert. Bd. 3. München 2002, S. 1214.

126 Stern 1892, S. 63.

127 Wiener Morgenzeitung, 27.01.1921, S. 5.

durch sein feuriges Wort für den Tempelbau opferfreudig zu stimmen? – Und wahrlich, was Dr. Schmiedl anstrebte, erreichte er, der Tempelbau kam zustande, und sein Wort sollte bald zur That werden.[128]

Auch Schmiedls Nachfolger, Max Grunwald, würdigte bei der Trauerfeier am 9. Dezember 1913 im Leopoldstädter Tempel dessen Verdienste um den Turnertempel: »Es war etwas Neues, was er dort in seinen besten Jahren mit treuen Freunden geschaffen, jene Gemeinde hat er nicht nur *erbaut*, er hat sie und den schönen stattlichen Tempel buchstäblich *gebaut*.« Mit diesem stattlichen Gotteshaus schuf er sich unter »schwersten Kämpfen [...] ein Denkmal, seiner würdig und unvergänglich«.[129]
Die feierliche Einweihungsrede für den Turnertempel am 26. September 1872 beendete Schmiedl mit folgenden überaus patriotischen und edlen Wünschen: Möge »auch dieses neue Gotteshaus seine Mission als Schule erfüllen. Möge es sein eine Schule der edelsten Menschenliebe, wahrhafter Frömmigkeit und des aufopfernden Patriotismus, der freudig hingibt Gut und Blut für Kaiser und Vaterland!«[130]
Neben seiner rabbinischen Tätigkeit wirkte Schmiedl auch als Gelehrter und befasste sich besonders mit der jüdischen und arabischen mittelalterlichen Religionsphilosophie, publizierte zahlreiche Abhandlungen sowie regelmäßig im *Orient* und in der *Monatsschrift für Geschichte und Wissenschaft des Judentums* und schrieb Gedichte, die 1914 vom Verein zur Bekleidung und Unterstützung armer alter Männer israelitischer Konfession publiziert wurden.[131]
Von 1869 bis 1874 hielt Schmiedl Vorlesungen über Religionsphilosophie an dem von Oberrabbiner (er selbst nannte sich Prediger) Adolf Jellinek gegründeten Bet Hamidrasch und war von 1894 bis zu seinem Tod dessen Präsident.[132]
Von 1894 bis 1906 war Schmiedl Rabbiner des größten Wiener jüdischen Tempels in der Tempelgasse in der Leopodstadt. 1901 erhielt er das Ritterkreuz des Franz Joseph Ordens und wurde zum Ehrenmitglied der Österreichisch-Israelitischen Union ernannt.[133]
Schmiedl war ein großer Befürworter der Mädchenkonfirmation: 1903 publizierte er die Broschüre *Die Konfirmationsfeier der weiblichen Jugend in ihrer hochwichtigen religiösen Bedeutung*. Seine Schwester Fanny Neuda, Gattin des mährischen Rabbiners Abraham Neuda, wurde berühmt mit dem viel gelesenen und mehrfach neu aufgelegten Gebetbuch *Stunden der Andacht*.[134]
Zu Schmiedls 80. und 90. Geburtstag fanden große Feiern statt,[135] 1913 starb er im Alter von 92 Jahren in Wien.
Rabbiner David Feuchtwang schrieb in seinem Nachruf:

Sein geistiger Nährboden war die alte Talmudschule [...]. Die Thora im weitesten Sinne war seine heißeste Liebe. Sie war ihm Lebensbaum und Lebensziel [...]. Rastlos tätig, immer bei den Büchern; im Umgang liebenswürdig, im Denken tolerant und freimütig.[136]

Oberrabbiner Güdemann hob in seiner Trauerrede hervor, dass Schmiedl in seinen Reden »Altes und Neues, talmudische Gelehrsamkeit und moderne Bildung« verband.[137]

128 Stern 1892, S. 63f.

129 Max Grunwald in: Schmiedl 1914, S. 38f.

130 Stern 1892, S. 80.

131 Biographisches Handbuch der Rabbiner. Bd. 2. München 2004, S. 1595f.

132 Landesmann 1997, S. 75.

133 »Heilige Gemeinde Wien«. Judentum in Wien. Sammlung Max Berger. Wien 1987, S. 195. Monatsschrift der Österreichisch Israelitischen Union, H. 11/12 (1913), S. 28.

134 Bettina Kratz-Ritter in: Dick/Sassenberg 1993, S. 295.

135 Vgl. Dr. Blochs Österreichische Wochenschrift, 25.01.1901, S. 53f., sowie Die Wahrheit, 27.01.1911, S. 3f. (Moses Rosenmann).

136 Freie Jüdische Lehrerstimme, 15.11.1913, S. 1.

137 Die Wahrheit, 14.11.1913, S. 4.

Rabbiner Jonathan Wolf (Gold 1974)

Jonathan Wolf (1840–1902)

Jonathan Wolf stammte aus Pohrlitz in Mähren, absolvierte das Gymnasium in Brünn und studierte in Breslau und an der Universität Wien, wo er auch promovierte.[138] Er wirkte 20 Jahre lang als Religionsprofessor an einem Gymnasium in der Wiener Leopoldstadt sowie als Nachfolger von Gerson Wolf, mit dem er nicht verwandt war, als Schulinspektor. Nach der Erkrankung Adolf Jellineks wurde er dessen Stellvertreter. Von 1894 bis zu seinem Tod war er Rabbiner des Turnertempels.[139]

Rabbiner Israel sagte über Wolf in der Trauerversammlung am 5. Juni 1902 im Turnertempel:

> *Wer hätte je mehr Eignung besessen als Lehrer die Jugend, als Rabbiner die Gemeinde zur wahrhaften Religiosität zu erziehen denn dieser Mann, der sein Leben lang an seiner Selbsterziehung und Selbstveredelung unablässig gearbeitet hat. [...] Das Feuer, von dem er durchglüht war, auch in den anderen zu entflammen, das war seine Lebensbetätigung.*[140]

Max Grunwald (1871–1953)

Rabbiner Grunwald stammte aus Hindenburg in Oberschlesien, studierte am Jüdisch-Theologischen Seminar in Breslau und war von 1895 bis 1903 Rabbiner der neuen Dammtorsynagoge in Hamburg. Von 1903 bis 1913 war Grunwald Rabbiner der Synagoge in der Turnergasse. 1913 wurde er Rabbiner des Leopoldstädter Tempels in der Tempelgasse.
(1903 erhielt auch David Feuchtwang, der Sohn des mährischen Landesrabbiners Meir Feuchtwang, eine Berufung als Gemeinderabbiner nach Wien. Er konnte zwischen den Bezirken Fünfhaus und Währing wählen und entschied sich für Währing).
Grunwald publizierte zahlreiche Bücher und Artikel in der jüdischen Zeitschrift *Die Wahrheit*. 1907 gab er das Frauengebetbuch *Beruria* heraus. Als Historiker veröffentlichte er u. a. die Bücher *Samuel Oppenheimer und sein Kreis* und *Geschichte der Juden in Wien (1625–1740)*. 1911 war er bei der internationalen Hygieneausstellung in Dresden verantwortlich für den Teil über die Hygiene der Juden. 1919 engagierte sich Grunwald für das Sanierungskomitee zur Unterstützung notleidender Anstalten in Wien. 1919 publizierte er eine Broschüre gegen die Einführung der Orgel in die großen Tempel der IKG, die damals diskutiert, aber von der Mehrheit der Verantwortlichen abgelehnt wurden.
Max Grunwald war auch der Begründer der jüdischen Volkskunde. Ab 1898 gab er die *Mitteilungen für jüdische Volkskunde* heraus; 1923 und 1925 publizierte er zwei *Jahrbücher für jüdische Volkskunde.* 1932 hielt er an der Hebräischen Universität Vorträge über die jüdische Folkloristik. In den 1970er-Jahren wurde der neu gegründete Lehrstuhl für jüdische Volkskunde an der Hebräischen Universität nach Max (Meir) und Margarete Grunwald benannt. 1931

138 Ob Jonathan Wolf das Jüdisch-Theologischen Seminar in Breslau besuchte, ist nicht klar, da sein Name in der Liste der Studenten in Kisch 1963, S. 405ff, fehlt.

139 Dr. Blochs Österreichische Wochenschrift, 23.05.1902, S. 346.

140 Taglicht 1907, S. 72.

trat Grunwald in den Ruhestand und übersiedelte nach Baden bei Wien. 1938 flüchtete er nach Palästina, wo 1941 eine Bibliografie seiner Schriften und 1946 eine Festschrift erschien. Max Grunwald starb 1953 in Israel.
Sein Sohn Kurt Grunwald war Wirtschaftshistoriker und ging bereits 1926 nach Palästina.[141]

Rabbiner Israel Taglicht (Gold 1974)

Israel Taglicht (1862–1943)

Rabbiner Taglicht stammte aus einer traditionell-jüdischen Familie in Nagy Brezova in der Slowakei. Er besuchte das Gymnasium in Miskolz, die von dem berühmten ungarischen Rabbiner und späteren Oberrabbiner Koppel Reich geleitete Jeschiwa in Verbó und die Jeschiwa in Szered. Danach ging er nach Berlin, wo er an der Universität studierte, 1888 promovierte und 1889 zum Rabbiner ordiniert wurde. Im gleichen Jahr wurde er Rabbiner von Mährisch-Ostrau. 1893 wurde er zum Rabbiner des Tempels in der Schmalzhofgasse im Wiener Bezirk Mariahilf gewählt. Nach seiner Amtszeit in Fünfhaus von 1914 bis 1936 wurde er wie seine Vorgänger Schmiedl und Grunwald Rabbiner des großen Leopoldstädter Tempels in der Tempelgasse, des größten Wiener Tempels.[142]

Anläßlich seines 70. Geburtstags wurde Taglicht eine Dankadresse aller jüdischen Vereine der Bezirke 12 bis 15 überreicht, und im Sitzungssaal des Turnertempels wurde ein Porträt des Rabbiners von Jehuda Epstein enthüllt.[143]
1933 erhielt er als Rabbiner des Leopoldstädter Tempels den Titel eines Oberrabbiners.
Nach dem Tod von Oberrabbiner David Feuchtwang 1936 wurde er im November 1937 zu dessen Nachfolger als Oberrabbiner von Wien mit Sitz im Stadttempel gewählt.[144]
Im Gegensatz zu seinen Vorgängern als Oberrabbiner war Taglicht ein überaus zurückgezogener Gelehrter, von dem es nur wenige nicht wissenschaftliche Publikationen und Äußerungen gibt.
Neben seiner Tätigkeit als Rabbiner unterrichtete Taglicht ab 1928 am Bet Hamidrasch und ab 1931 Homiletik an der Israelitisch Theologischen Lehranstalt.[145] Als Mitarbeiter der Historischen Kommission der IKG publizierte er 1917 und 1936 das zweibändigen Werk *Die Nachlässe der Wiener Juden im 17. und 18. Jahrhundert* und redigierte den zweiten Band des dreibändigen Werkes *Die hebräische Publizistik in Wien*. Taglicht wurde 1938 von den Nationalsozialisten öffentlich gedemütigt, floh nach England und starb in Cambridge im Alter von 81 Jahren.

141 Zu Grunwald vgl. Adunka 2001, S. 93-105.
142 Neues Wiener Journal, 14.2.1926.
143 Die Wahrheit, 25.03.1932, S. 6.
144 Die Wahrheit, 3.12.1937, S. 5.
145 Landesmann 1997, S. 86 u. S. 227.

Rabbiner Zimmels stammte aus Jaworow in Polen und studierte an der Israelitisch-Theologischen Lehranstalt und am Jüdisch-Theologischen Seminar in Breslau.[146] 1926 promovierte er an der Universität Wien mit einer Dissertation über die Geschichte der Juden in Deutschland im 13. Jahrhundert. 1928 wirkte er als Hilfsrabbiner und Religionslehrer in Baden bei Wien.[147]
Von 1929 bis 1933 war Zimmels Dozent für Geschichte am Jüdisch-Theologischen Seminar in Breslau.[148] 1932 veröffentlichte er das Buch *Die Marranen in der rabbinischen Literatur*.
Ende Dezember 1936 wurde Zimmels zum Rabbiner des Fünfhauser Tempels in der Turnergasse bestellt. Wie sein Vorgänger Israel Taglicht war auch Zimmels Zionist. Bei seiner Amtseinführung im Februar 1937 betonte er »die Wichtigkeit der Erziehung der Jugend zum jüdischen Volk; man müsse aber auch außerhalb des Tempels für die Vertiefung jüdischen Wissens tätig sein«.[149]
Im Wintersemester 1937 las Zimmels an der Israelitisch-Theologischen Lehranstalt über die Geschichte und Kultur der Juden.[150]
1939 emigrierte Zimmels nach Großbritannien. Ab 1944 unterrichtete er am orthodoxen britischen Rabbinerseminars Jews College in London; von 1964 bis 1969 war er auch dessen Rektor.[151]
1958 veröffentlichte er die Studie *Ashkenazim and Sephardim,* 1975 erschien posthum sein Buch *The Echo of the Nazi Holocaust in Rabbinic Literature*.

Evelyn Adunka ist Historikerin in Wien mit einer Spezialisierung für jüdische Geschichte und Kulturgeschichte.

146 Encyclopedia Judaica, Bd. 16, Sp. 1025.

147 Handbuch österreichischer Autorinnen und Autoren jüdischer Herkunft 18. bis 20. Jahrhundert, Bd. 3, 2002, S. 1517.

148 Kisch 1963, S. 402.

149 Die Stimme, 12.02.1937, S. 3.

150 Landesmann 1997, S. 102.

151 Encyclopedia Judaica, Bd. 16, Sp. 1025.

In der Nacht vom 9. auf den 10. November 1939, der so genannten »Reichskristallnacht«, wurde der Tempel durch von SS-Mitgliedern geworfene Handgranaten in Brand gesetzt und wie alle anderen freistehenden Tempel Wiens zerstört. Eine Zeugin gab 1947 vor der Polizeidirektion Wien die Zerstörung des Tempels detailliert wieder:

> *Am 10. November 1938 um 5 Uhr früh erschienen im Hause Turnerg. 22, in welchem der jüdische Tempel untergebracht gewesen war, einige Männer in Zivilkleidung, welche sich mit verschiedenen Werkzeugen an der Tür des Tempels zu schaffen machten. Die Türe zum Tempel war von diesen bald erbrochen. Nachdem der Tempel geöffnet war, begannen die Männer in diesem alles zu zerschlagen. Ich verständigte die Polizei, von welcher auch bald ein Wachbeamter am Ort erschien, der sich bald wieder entfernen musste, da er gegen die Männer der Partei nicht einschreiten konnte. Um ca. 8 Uhr kamen weitere Männer in Zivilkleidung, welche sich beim Betreten des Tempels mit weißem Zettel legitimierten. Auch diese nahmen an der Zerstörung des Tempels teil. Ca. um 9 Uhr erschienen im Hause SA-Männer in Uniform, welche die beiden Kassen öffneten und aus diesen 50 kg Silber und Geld, deren [sic!] Summe ich nicht kenne, gestohlen haben. Ein SA-Mann forderte mich auf, ihm Benzin oder Petroleum auszufolgen, was ich jedoch verweigerte. Die SA-Leute hatten sich in der Gegend flüssigen Brennstoff beschafft und diesen im Tempel ausgegossen. Der Brennstoff wurde um 9.30 Uhr mit Handgranaten zur Entzündung gebracht, worauf in der Folge der Tempel brannte. Das von der SA gestohlene Gut, darunter auch Teppiche, wurde auf das vor dem Hause stehende Lastauto verladen.*[1]

Viele der jüdischen InterviewpartnerInnen, die in der Gegend aufgewachsen sind, aber auch nicht jüdische, noch immer im Viertel wohnende Menschen, die als Kinder oder Jugendliche die »Kristallnacht« miterlebt haben, erinnern sich an den brennenden Tempel. Wenn JüdInnen ihn sahen, wagten sie nicht stehen zu bleiben. Chava Blodek-Kopelman, die damals ein Kind von sieben Jahren war, hat sich das Bild des brennenden Tempels regelrecht in die Erinnerung eingebrannt. Von dem Tempel vor der Zerstörung hat sie keine Erinnerung:

> *Am nächsten Tag in der Früh sind meine Mutter und ich wo[hin] gegangen, vielleicht in die Schule – ja, in die Schule. Und wir sind vorbeigegangen beim Turnertempel. An das erinnere ich mich wie heute. Der Tempel ist ganz zerstört, und es kommt noch viel Rauch heraus. Schwarz auf der Wand, ich glaub', die war hellgrün. […] Meine Mutter packt mich an der Hand: »Komm schnell«; und ich sehe, sie ist ganz außer sich. Da sind wir schnell um die Ecke gelaufen. Das Bild werde ich bis zum letzten Tag im Kopf haben, den Turnertempel, ich erinnere mich nicht an den Turnertempel von früher, nur so.*[2]

Melanie Kadernoschka, ihrerseits Nichtjüdin, half gerade in dem Gasthaus, das sich gegenüber dem Tempel befand aus. Wie die Zeugin aus dem Jahr 1947 und im Gegensatz zu den jüdischen ZeitzeugInnen konnte sie stehen bleiben und das schreckliche Schauspiel beobachten:

> *[…] Ich habe bei meiner Freundin das Geschirr abgetrocknet, und dafür hab ich etwas zu Essen bekommen. […] Auf einmal gibt's auf der Straße einen Tumult. Wir laufen zum Fens-ter, und im Garten vom Tempel wurde alles rausgeschmissen. Wer's rausgeschmissen hat, das hat man nicht gesehen. Bei dieser Turbulenz hat man nur noch Bücher fliegen gesehen. Ein gro-*

1 Zeugenaussage der Antonia Trach, geb. Stradal, Hausmeisterin, Polizeidirektion Wien/Bezirkspolizeikommissariat Schmelz, 20. August 1947, Zl. Kr I 326/47.

2 Interview mit Chava Blodek-Kopelman, 2007.

ßer Berg. Der war garantiert drei Meter hoch. Und auf einmal hat's einen Fluscher gegeben, und es hat gebrannt. Das hat so gebrannt, dass ich gesagt hab': »Was soll das überhaupt? Was wird da gespielt? Das hat doch keinen Sinn, was zu verbrennen!« – Egal, was man verbrennt, Verbrennungen sind nie gut. – Und wir sind am Fenster gestanden. Irgendwer ist zum Telefon gegangen. – Die Feuerwehr, ja, die ist nicht gekommen. Dann hat der ganze Tempel gebrannt. Und dann ist die Feuerwehr doch gekommen und hat nur mehr darauf geachtet, dass die Nebenhäuser nicht zu brennen beginnen. Somit ist der Tempel abgebrannt – Fensterkrachen, alles, was es nur gibt. Manche haben einen begeisterten Tanz aufgeführt, mit einer Begeisterung wie die Indianer, wenn sie rund ums Feuer hüpfen. Da hab' ich wirklich nur Angst gehabt. Ich bin nicht raus. Man hat ja nicht gewusst, ob man nicht gleich mit zu brennen anfängt. Wir waren im Haus, das wurde von der Feuerwehr abgesichert, damit nichts passiert – und der Tempel ist ja ziemlich freigestanden.[3]

Am 2. Dezember erhielt die IKG Wien von der Bezirkshauptmannschaft die »Bewilligung«, »die bestehenden Baulichkeiten und zwar den Tempel und den Betsaal samt Vorhalle unter Einhaltung der folgenden Bedingungen abtragen zu dürfen. […] Die Demolierung ist bis Jänner 41 zu beenden.« Als Begründung führt das Schreiben an, »der Tempel, der im November 1938 einem Brand zum Opfer fiel«, bedeute »für die Passanten eine Gefährdung«.[4]

Das Gemeindehaus bestand nach der Auflösung aller Vereine und der Zerstörung des Tempels und des angrenzenden Bethauses noch eine Weile weiter. Die Ausspeisung, die seit 1906 in der Herklotzgasse 21 untergebracht war, wurde Anfang 1939 in die Turnergasse verlegt. Die Leiterin der Ausspeisung, Frau Franzi Joseph, gab im Jänner 1939 zu Protokoll, Hauptmann Mörl und Hans Delasbe, beide von der Stillhaltekommission, hätten ihr den Vorschlag gemacht, »die Küche in unser Gemeindehaus XV. Turnergasse 22 zu übersiedeln. Die Herren begründeten es damit, daß das Haus Herklotzgasse im Verkauf stehe und wir bei der Übernahme des Hauses für die in Benützung stehenden Räume den entsprechenden Zins leisten müssten. Außerdem halten sich die arischen Pateien über den verbreiteten Geruch der Speisen auf, auch darüber, daß im Hausflur bei größerem Andrang (unsere Warteräumlichkeiten sind ja sehr klein) viele Leute herumstehen. Beide Herren forderten mich auf, mit ihnen in die Turnergasse 22 zu gehen, um die für uns in Betracht kommenden Räumlichkeiten zu besichtigen […].«[5]

Während alle jüdischen Vereine aufgelöst wurden, bestanden Suppenküchen noch viele Jahre weiter und wurden von der IKG betrieben, um die zunehmend verarmende jüdische Bevölkerung, die weitgehend aus dem Arbeitsleben ausgeschlossen wurde und weniger Lebensmittelkarten bekam, notdürftig verpflegen zu können. So erinnert sich auch Moshe Jahoda an die Ausspeisung in der Herklotzgasse 21:

Das war wieder ein schmerzhaftes Kapitel für mich. Ich, als Kind, ich wollte nicht reich sein, aber ich wollte auch nicht arm sein. Der Gedanke, dass man von barmherziger Ausspeise leben muss – sich am Leben erhalten – das war eine sehr schmerzhafte Episode für mich. Meine Mutter hat dort gearbeitet, und sie hat dann Erlaubnis bekommen, für nach der Arbeit zwei oder drei Portionen mitzunehmen, damit wir nicht dorthin gehen mussten; aber die meisten sind gekommen und haben das abgeholt und sind dann nach Hause gegangen.[6]

3 Interview mit Melanie Kadernoschka, 2008.

4 CAHJP, A/W 2061.

5 Ibid.

6 Interview mit Moshe Jahoda, 2007.

Eine der Ausspeisungen der IKG Wien, ca. 1939 (Anlaufstelle der IKG Wien)

Im Mai 1940 ging das Eigentumsrecht der Liegenschaft, einschließlich des Gemeindehauses, auf dem Weg der »Arisierung« und für einen Betrag von 38.500 Reichsmark an den Transportunternehmer und politisch engagierten Nationalsozialisten Leopold Hölzl (wohnhaft in der Gebrüder-Lang-Gasse 15, also in unmittelbarer Nachbarschaft).[7] 1942/43 errichtete er »unter Verwendung des Sockelrestes des abgetragenen jüdischen Tempels«[8] eine Kleingarage und einen Holzschuppen an der Stelle des ehemaligen Betsaales. 1947 wurde ein Rückstellungsverfahren eingeleitet, das 1950 mit einem Vergleich endete.[9]

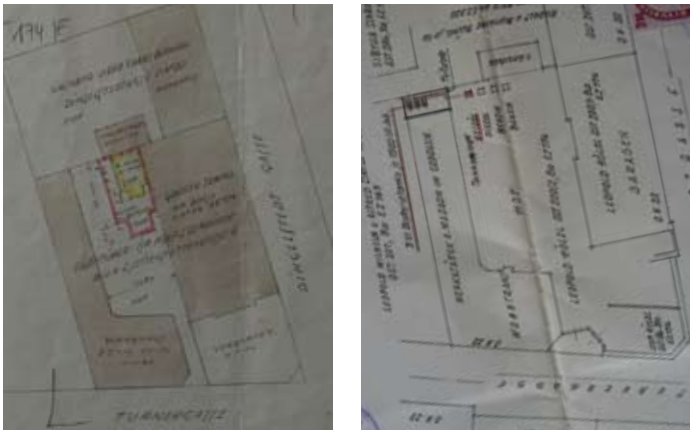
Erweiterung der Garage des Transportunternehmers Leopold Hölzl im Jahr 1953 (Martin Weber)

Die Baugeschichte des Grundstücks nach 1945 setzte jene der NS-Zeit bruchlos fort. In den 1950er-Jahren wurde die Garage bis zur Baulinie der Turnergasse erweitert und im Hof, an der Stelle des ehemaligen Betsaales, eine Tankstellenanlage errichtet. Das ehemalige Gemeindehaus, das die »Reichskristallnacht« und den Krieg unbeschadet überstand, wurde 1966 für Werkstätten und Magazinräume ungestaltet, und 1970 wurde die Tankstellenanlage erweitert.

7 A/VIE IKG / I-III / LG / Wien 15, Turnergasse 22 / 1 / 1.

8 Bescheid der Gemeindeverwaltung des Reichsgaues Wien, Hauptabteilung Bauwesen, Abteilung G 9, Bau-, Feuer- und technische Gewerbepolizei für die Bezirke 15 und 16 vom 7. September 1942 (Bauakt des Magistrats der Stadt Wien, MA 37, Baupolizei, 15. Bezirk, EZ 174).

9 A/VIE IKG / I-III / LG / Wien 15, Turnergasse 22 / 1 / 2.



Links: Plan Turnergasse, 1924; rechts: Plan Turnergasse, 1970 (MA 37, Baupolizei)

1973 wurde das Doppelgrundstück durch die Stadt Wien angekauft. Nach Abbruch des ehemaligen Gemeindehauses und der Garage von Leopold Hölzl wurde 1977 ein siebengeschoßiges Wohnhaus erbaut. Dass die Grundfläche der ehemaligen Synagoge damals in eine Grünanlage umgewidmet wurde, scheint allein bebauungsplanerischen Überlegungen entsprungen zu sein (siehe Abb. S. 179).[10] Im Bauakt ist kein Hinweis zu finden, dass die Umwidmung und Nichtverbauung der Fläche irgendetwas mit der Geschichte des Platzes zu tun hat. In den 1980er-Jahren wurde am Gemeindebau eine Gedenktafel angebracht, die an den zerstörten Tempel erinnert. Die Tafel und ihr Aufruf »Niemals vergessen« sind allerdings von der Straße kaum zu bemerken und fallen nur auf, wenn man zum seitlich zurückversetzten Eingang des Gemeindebaues weiter geht. Dass eine Reihe von sechs Linden auf der Grünfläche ungefähr den sechs Eisensäulen des Tempels, die auf jeder Seite die Frauenempore trugen, entspricht, ist mit ziemlicher Sicherheit nur dem Zufall geschuldet.

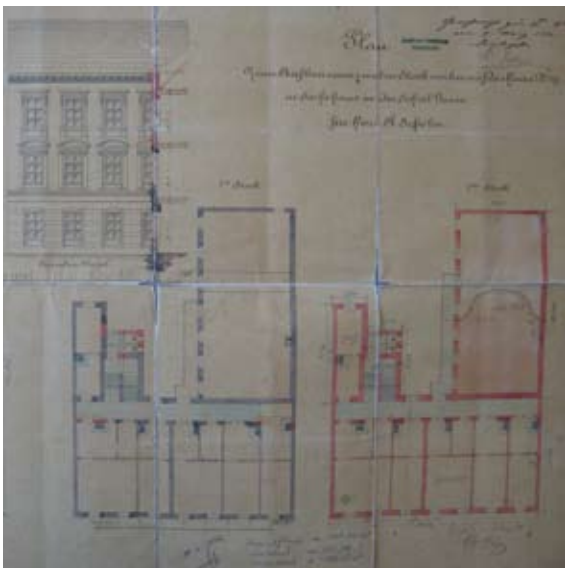
Die Storchenschul 1873–1942

Die so genannte »Storchenschul«[11] bezog ihren Namen vom Storchensteg, einer kleinen über die Wien setzenden Brücke, der auch die Storchengasse seit 1890 ihren Namen entlieh. Das Bethaus in der Storchengasse 21, zuvor Schulgasse 9, »leitete seine Entstehung auf das Jahr 1862 zurück, in welchem dem Herrn Rabbiner Jacob Hirsch in Gaudenzdorf ein Minjan bewilligt wurde«. Es »entstand eigentlich als Filiale der ›Prager Schul‹, überragte diese aber bald an Größe und Zahl der Theilnehmer. Im Jahr 1873 wurde von der Behörde die Errichtung eines größeren Bethauses an Stelle des Minjan bewilligt. Seit dieser Zeit besteht das im Hofraume des Hauses Schulgasse Nr. 9 eigens für gottesdienstliche Zwecke errichtete Betlocale, das im Ganzen 300 Sitze für Männer und Frauen enthält.«[12]

10 Die Baufluchtlinie der Turnergasse wurde auf Nr. 22 und 24 zurückgesetzt. Der Gemeindebau löste die gründerzeitliche Blockrandverbauung auf, und der höhere Baukörper sollte nun von Grünflächen umgeben sein. Dabei wurde die heute einzäunte »Erholungsgebiet- und Parkfläche«, auf der bis 1938 der Tempel stand, an die Magistratsabteilung 42 (Stadtgartenamt) abgetreten. Das Trottoir wurde nach innen versetzt, sodass entlang der Grünfläche Autos quer parken können.

11 Ab wann der Name verwendet wurde, ist nicht greifbar. Man darf vermuten, spätestens nach der Eingemeindung der Vororte und der damit einhergehenden Umbenennung der Schulgasse in Storchengasse. Leopold Stern, der genau an dieser Zeitschwelle schrieb, verwendete den Namen noch nicht, was jedoch nicht bedeuten muss, dass es ihn nicht schon gab.

12 Stern 1892, S. 150.



Storchengasse 21, Aufstockung, 1873 (MA 37, Baupolizei)

Ein Bauplan aus dem Jahr 1874 ist unspezifisch als »Aufbau eines zweiten Stockwerkes […] für Herrn Schober« betitelt. Der Straßentrakt des älteren zweigeschoßigen Biedermeierhauses wurde um gewöhnliche Wohnräume aufgestockt. Die Aufstockung des Hofseitentraktes aber schuf das »eigens für gottesdienstliche Zwecke errichtete Betlocale« (Stern). Es entstand ein Saalraum, der im Bereich des Thoraschreins und bis zur Bima, die in dem orthodoxen Bethaus sicher in der Raummitte lag, über beide Geschoße offen war. Dahinter war über die ganze Raumbreite die Frauenempore eingezogen: mit geschwungenem Abschluss (an den Wänden vorgezogen), möglicherweise leicht ansteigend. Sowohl der Hauptraum als auch die Frauenempore waren über einfache Korridore erreichbar, die von den quer liegenden Erschließungsgängen des Straßentraktes abzweigten – woraus sich eine einfache Übereinstimmung der Geschoßhöhen des Bethauses gegenüber dem Straßentrakt ergibt. 1904 wurde den Korridoren eine einfache Fluchtstiege angesetzt. Die Raumstruktur blieb aber bis zum Umbau in den 1930er-Jahren unverändert.

Während der Chronist der Filialgemeinde Fünfhaus und der unabhängigen Kultusgemeinde, Leopold Stern, dessen eigene Wirkstätten als Kantor und Beamter das Bethaus in der Sperrgasse und der Turnertempel waren, über alle anderen Bethäuser der Gegend und deren Mitglieder kaum ein gutes Wort verlor, äußerte er sich gegenüber der Storchenschul ganz anders:

> *Von allem Anfange war jedoch Seine Ehrwürden Rabbiner Herr Jacob Hirsch die Seele dieser religiösen Vereinigung. Herr Rabbiner Hirsch wirkt nunmehr seit fast dreißig Jahren in diesem Bethause; sein Amt kann ihm bei der Bescheidenheit der Verhältnisse, die hier maßgebend sind, nur sehr gering entlohnt werden. Herr Hirsch findet jedoch in dem Bewusstsein, religiös zu wirken, seine Befriedigung. Als Cantor fungirt in dem Bethause zur Zufriedenheit aller Theilnehmer Herr Carl Grünfeld. Die jährlichen Einnahmen des Bethauses schwanken zwischen 1.200 und 1.400 Gulden. Der Gottesdienst im Betlocale wurde stets in größter Ordnung geführt; der Gottesdienst ist besonders an Feiertagen recht gut besucht. Ein schönes Verdienst haben sich die Leiter des Bethauses dadurch erworben, daß sie jederzeit bestrebt waren, den in unserer Gemeinde bestehenden jüdischen Wohlthätigkeitsvereinen Spenden zuzuführen.*[13]

Seit 1896 wurde die Storchenschul vom Bethausverein »Emunas Aves« (Glaube der Väter) geleitet – als Obmann zeichnete Philipp Hofbauer, Fabriksgesellschafter in Wien 14 (Rudolfsheim), Grimmgasse 39.[14] Dem Bethaus respektive der Synagoge waren im Weiteren eigene Vereine angeschlossen. 1924 wurde für die westlichen Bezirke 12–15 der Armen-Unterstüt-

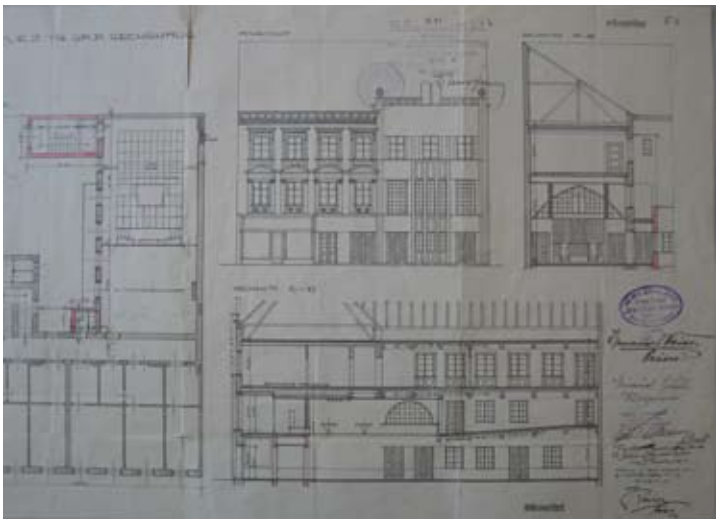
13 Stern 1892, S. 150.

14 Im Protokoll der konstituierenden Generalversammlung scheinen folgende Vereinsfunktionäre auf: Isidor Turner, Cafetier; David Pollak, Handelsmann; A. L. Fischer, Produktenhändler; Adolf Löwenstein, Eier-Exporte; S. L. Schofsberger, Eier-Engros; Eduard Schwarz, Schneider. Vgl. Wiener Stadt- und Landesarchiv, M.Abt. 119, 1.3.2.119.A32 – Gelöschte Vereine/1920–1974 260/23.

zungsverein »Gemilah Chesed« gegründet. Zudem gab es eine sozialen Aufgaben gewidmete Frauensektion und seit 1928 eine Jugendsektion.
Die Talmud-Thora-Schule »für die unteren Gruppen, unterstützt durch den Kantor Schwarz« wurde von Rabbiner Aron Weiss geleitet und zählte im Jahr 1929 ca. 100 Knaben und Mädchen. Rabbiner Aron Weiss hielt morgens und abends Lehrvorträge und scheint auch in allen anderen Aktivitäten des Bethauses und seiner Vereine als aktiv Beteiligter auf.[15]

Rabbiner Aron Weiss, 1930er-Jahre (Haya Izhaki)

1926 firmierte der Bethausverein Emunas Aves als Eigentümer des Hauses und erweiterte im Jahr darauf seinen Raumbedarf durch die Einrichtung einer Talmud-Thora-Schule und eines Sitzungssaales im Erdgeschoß, anstelle des ehemaligen Gasthauses. 1929 spricht der Jahresbericht auch vom bedenklichen baulichen Zustand des Bethauses, der zur Schließung durch die behördliche Kommission wenige Tage vor dem jüdischen Neujahrsfest Rosch Haschanah führte. Nur durch »entsprechende Stützungen« konnte im letzten Moment doch noch das hohe Fest gefeiert werden.[16]



Plan für die Storchenschul von Ignaz Reiser, 1930

15 Vgl. den Jahresbericht aus dem Jahr 1929..

16 Ibid.

Die Planung für den großen Umbau des Bethauses in die zweite Synagoge der Gemeinde durch Ignaz Reiser begann bereits 1930, wurde aber erst 1934 realisiert. – Mit der Bauaufgabe war Reiser wohl vertraut, nachdem er bereits 1926/27 die monumentale jüdische Zeremonienhalle auf dem Wiener Zentralfriedhof und 1928 ein Winterbethaus im Haus der Ottakringer Synagoge in der Hubergasse entworfen hatte.[17] – Einem Teil des Hauses wurde eine neue Fassade vorgeblendet, die den Sakralbau als solchen zur Straße hin auswies. Nun nahm die Synagoge das Erdgeschoß und den 1. Stock ein; im 2. Stock befand sich ein Sitzungssaal oder Winterbetsaal. Die Innenraumstruktur der Synagoge entsprach grundsätzlich jener des alten Bethauses. Allerdings nahm die Synagoge nun nicht nur die gesamte Länge des Hofseitentraktes ein, sondern reichte durch den Straßentrakt hindurch bis zur Fassade, sodass sie zwei unabhängige Eingänge zur Straße hatte. Sie bot 194 Männern und 135 Frauen Platz. Im Hof wurde ein neues Stiegenhaus errichtet, das die alte Fluchtstiege ersetzte. Die Baupläne geben eine Vorstellung von den Stilmitteln des Art Deco, mit denen Reiser der Synagoge in den gedrängten Raumverhältnissen eine prägnante architektonische Erscheinung und sakrale Feierlichkeit zu geben verstand. Leider sind keine Fotos des Baus erhalten; die heutige Erscheinung der Fassade lässt nur wenig vom einstigen Aussehen ahnen, während sich in den Innenräumen kaum mehr als die Raumproportionen erhalten haben. Dennoch sind das, angesichts der fast vollständigen Zerstörung der jüdischen Sakralarchitektur Wiens, bedeutende materielle Zeugnisse. Fotos der Familie des Rabbiners, die auf der Hofgalerie des ersten Stocks, an die sich die zweite Stiege des Hauses anschloss und über die man die Frauengalerie betrat, aufgenommen wurden, zeigen ein wenig von dem großen Rundfenster, das von der Seite die Bima beleuchtete.

Haya Izhaki in der Storchenschul, Galerie im ersten Stock (Haya Izhaki)

Das Bethaus in der Storchengasse 21 bildete unter den religiösen Orten des Viertels einen Gegenpart zum Turnertempel. Diesen besuchten vorwiegend JüdInnen, die wenigstens in zweiter Generation in Wien lebten und ein liberales religiöses Klima bevorzugten. Die Storchenschul hingegen wurde vor allem von JüdInnen aus der Slowakei, aus Galizien und Ungarn frequentiert.[18] Die Einwanderer aus diesen Gebieten, die in den westlichen Außenbezirken Wiens lebten, waren nicht unbedingt strikt orthodox in ihrer Lebensführung – mancher hielt sein Geschäft auch am Samstag offen. Doch wollten sie den religiösen Gewohnheiten ihrer Herkunftsländer treu bleiben und fühlten sich einem bestimmten Ritus verbunden. Zwischen den beiden Orten bestand allerdings kein ausschließender Gegensatz, wie sich aus den Biografien und Erinnerungen der ZeitzeugInnen veranschaulichen lässt. Die Familie von Moshe Jahoda war dem Turnertempel, wo der Großvater lange Zeit Tempeldiener gewesen war, eng verbunden. Moshe Jahoda selbst sang dort im Kinderchor, besuchte aber auch in der Storchenschul die Talmud-Thora-Schule. Haya Izhaki, die Tochter von Aron Weiss, seit 1914 Rabbiner der

17 Genée 1992.

18 Interview mit Haya Izhaki, Tel Aviv 2007.

Storchenschul, betont wiederum, dass sich die Wiener Orthodoxie dieser Zeit – wenigstens außerhalb des 2. Bezirks – nicht vor ihrer Umgebung verschloss. Izhaki hatte in Wien auch nichtjüdische Freundinnen, ihre Eltern nahmen am kulturellen Leben der Stadt teil, und sie besuchte mit ihnen öffentliche, gemischte Schwimmbäder.

In der Reichskristallnacht zertrümmerten NS-Mannschaften die Einrichtung des Bethauses und drangen in die Wohnung ein, wo sie auf den Rabbiner und seine Frau einschlugen und ihr Zerstörungswerk fortsetzten. Haya Izhaki erinnert sich:

> *Wir hatten das Schlafzimmer oberhalb des Bethauses und hörten schon den Lärm vom Zerstören der Bänke und Stühle. Mein Vater hat sich im Klo eingesperrt. Da kamen sie und der Anführer Marek – der hatte unten neben der Molkerei ein Musikgeschäft und wir wussten nicht, dass er so ein Nazi war. Sie kamen mit Stöcken, haben Glastüren zerstört und auf meine Eltern eingeschlagen. Mich haben sie nicht angerührt. Sie riefen: »Wo ist der Rabbiner? Wo ist der Rabbiner?« Da ist mein Vater doch rausgekommen. Sie haben auf ihn eingehaut, ihm die Brillen zerschlagen, meine Mutter hatte blaue Flecken. Ich bin schnell hinunter und habe ein Taxi geholt, und wir sind zu meinen Verwandten in den 6. Bezirk gefahren. Dort haben wir Unterschlupf gefunden [...].*

Geschockt von dieser Begegnung kehrte der Rabbiner nie wieder in das Haus zurück. »Meine Mutter musste mit der Tochter einer Bekannten, die ein wenig älter als ich war, im Bethaus aufräumen – alles, was sie zerstört haben.« Haya holte einige Sachen aus der Wohnung.

Der Rabbiner und seine Frau erlebten nach phasenweiser Trennung im Zuge einer aufreibenden Fluchtgeschichte und der Internierung in mehreren Lagern das Kriegsende, um in Südfrankreich wenige Monate danach im Elend zugrunde zu gehen:

> *Mein Vater ist nicht mehr zurückgegangen, und ist auch nicht in die Reindorfgasse [in die Sammelwohnung] gekommen. Bis zum 11. November [1938] hat er sich bemüht beim amerikanischen Konsulat. Nachdem er nichts erledigt hatte, hat er sich den Bart geschnitten und sich ein Kaskett besorgt. Er hat irgendwie erfahren, man fährt nach Aachen, und da bringt einen jemand nach Belgien hinüber, nach Antwerpen. Ich habe ihn zum Westbahnhof gebracht, er hatte ein kleines Köfferchen. – Es ist ihm einige Male nicht gelungen, zum Schluss ist es ihm aber gelungen, und er ging nach Antwerpen. Dort war schon ein Haus für die Flüchtlinge, und man hat sich um sie gekümmert.*

Rabbiner Aron Weiss inmitten einer Runde jüdischer Flüchtlinge in Antwerpen, 1939 (Haya Izhaki)

> *Meine Mutter blieb in Wien. Mein Vater hatte eine große Bibliothek – nicht nur jüdische, auch antike Schriften. Er dachte, das wird ihm irgendwie helfen. Er wollte, dass meine Mutter sie nach Strassburg zu ihrem Bruder schickt. Da haben die Nazis gesagt: »20.000 Schilling.« Hat sie gesagt: »Ich hab' das nicht.« – Haben sie gesagt: »30.000 Schilling.« Also hat sie das dort ge-*

lassen. Nichts zu machen. Vielleicht haben sie es verbrannt. In Strassburg war mein Onkel, der gut situiert war und der dann selbst nach Oran [Algerien] geflohen ist. – Meine Mutter hat sich ein Jahr lang in Wien allein [durchgeschlagen]. Mein Vater hat alles versucht, dass sie zu ihm kommt. Wie er das gemacht hat, weiß ich bis heute nicht. Als die Nazis nach Belgien kamen, haben die Belgier alle Ausländer, auch die Nichtjuden, nach Frankreich abgeschoben. Da kamen sie in ein Lager […]; das waren die Franzosen, Gendarmen – Gurs hieß das Lager, das war nicht weit von den Pyrenäen.

Rabbiner Aron Weiss und seine Frau im Lager Gurs, Frankreich, um 1940 (Haya Izhaki)

Ich weiß nicht, wie meine Mutter von dort weg ist. Die Familie meiner Mutter, ihre Neffen, die kamen aus Strassburg, das waren sehr gute Menschen. Sie waren bestrebt, meinen Eltern zu helfen. Sie kamen nach Limoges, das war die befreite Zone. Aber! Dort waren die französischen Gendarmen, die waren schlimmer als die Deutschen.
Die Neffen meiner Mutter haben ihren Rabbiner nach Gurs geschickt. Mein Vater sollte schon auf dem Transport sein, da hat man ausgerufen: »Aron Weiss.« Jedenfalls wurde er rausgeholt und nach Limoges gebracht. Dort wohnte er bei den Neffen meiner Mutter, die waren Fleischhauer, haben sich dort ein Geschäft aufgemacht. Einen Bruder haben die Franzosen verschickt [deportiert], die andern zwei wurden gerettet. In Limoges waren meine Eltern, bis Frankreich erobert wurde. Aber zum Schluss war nichts mehr zu essen in Limoges, nur mehr Karotten. Sie waren sehr geschwächt. Meine Mutter ging eine Operation durch: Operation gelungen, Patient gestorben – und nach drei Tagen starb mein Vater. Das war im November 1945. Ja, das war das Ende. Das war noch in Limoges.

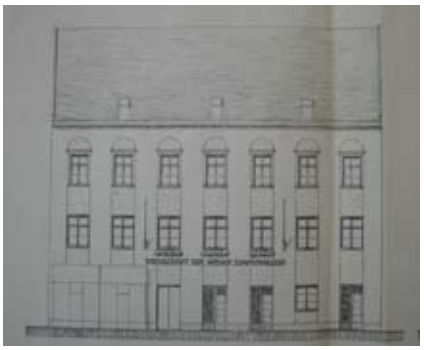
Alle vier Kinder überlebten den Krieg; drei von ihnen waren unabhängig voneinander nach Palästina geflohen. Hayas jüngerer Bruder kam noch kurz vor dem »Anschluss« mit der paramilitärischen zionistischen Organisation Afalpi illegal nach Israel; der andere ebenfalls illegal. Ihre Schwester überlebte den Krieg in Budapest in einer der vom schwedischen Gesandten Raoul Wallenberg eingerichteten Herbergen und mit einem schwedischen Schutzpass[19]. Nach Jahren in einem deutschen DP-Lager und in München kam sie 1949 nach Israel. Haya floh mit dem religiösen Jugendbund Haschomer Hadati (einem Teil der Misrachi) Anfang 1939 nach Israel.

Fluchtschiff, auf dem Haya Izhaki (sitzend, 2. Reihe, 3. von links) gemeinsam mit Mitgliedern zahlreicher Jugendbewegungen nach Israel kam (Haya Izhaki)

19 Vgl. Bierman 1981 u. Derogy 1994.

Nach der »Arisierung« wurde das Haus Storchengasse 21 im Jahr 1942 für die Fachschaft der Wiener Zimmermeister umgebaut. Die Fassade hätte »neobiedermeierlich« umgebaut werden sollen, doch fehlten dafür offenbar die Mittel. So wurde die Fassade des Bethauses nur notdürftig in eine Hausfassade rückgebaut und ihres Schmuckes beraubt. Im Inneren wurden die rituellen Einbauten, insbesondere der Thoraschrein demoliert, die Decke im über zwei Geschoße offenen Vorderbereich wurde geschlossen.

1951 wurde das Gebäude nach dreijährigem Prozess der Israelitischen Kultusgemeinde restituiert.[20]



Umbauplan der Storchengasse 21 für die Zimmermeisterinnung (MA 37, Baupolizei)

Storchenschul, Erdgeschoß des ehemaligen Bethauses: im vorderen Teil die Decke, die 1942 geschlossen wurde, im Hintergrund die originale Betonbalkendecke (Georg Traska)

Storchenschul, gegenwärtiger Zustand der Fassade, die heute unter Denkmalschutz steht und die im Zusammenhang der Hausrenovierung restauriert werden soll (Georg Traska)

Der Haschomer Hazair in der ehemaligen »Storchenschul« 1955–1974

Von 1955 bis 1974 wurde das nach den Verwüstungen und Umbauten wenig attraktive und von allen jüdischen Einrichtungen der Stadt weit entfernte Haus dem Haschomer Hazair, einer linkszionistischen Jugendbewegung, zu Verfügung gestellt. Von der Israelitischen Kultusgemeinde (IKG) damals mehr gelitten als geliebt, entwickelte sich der Haschomer Hazair dennoch zur wichtigsten Jugendbewegung der Nachkriegsjahrzehnte. Ein beachtlicher Teil der heute bekannten Intellektuellen und KünstlerInnen jüdischer Herkunft erfuhr im schäbigen Gebäude der ehemaligen Storchenschul einen wesentlichen Teil jüdischer Sozialisation.

20 A/VIE / I_III / LG / Wien 15, Storchengasse 21 / 1 / 3.

Die Organisation wurde 1913/14 in Polen – im historischen Zusammenhang von Pogromen und zunehmendem Antisemitismus – als »Haschomer« (der Wächter) gegründet. Auch die 1916 entstandene Wiener Gruppe der Organisation wurde stark von jüdischen Flüchtlingen aus dem Osten der Monarchie geprägt, öffnete sich aber auch den Einflüssen des Wandervogels und der deutschen Jugendbewegung.[21] In Österreich fand der Zionismus in den 1930er-Jahren immer mehr Anhänger. Nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten in Deutschland 1933 erlangten die Zionisten bei den Wahlen der IKG die Mehrheit, 1936 bei den letzten Wahlen sogar die absolute (auch während des Austrofaschimus konnte die IKG ihren demokratischen Apparat behalten). Vor dem Anschluss entschieden sich jedoch nur wenige Menschen für die Emigration nach Palästina – als in ein vergleichsweise unterentwickeltes und extrem unsicheres Land mit einer ebenso ungewissen Zukunft. Neben den ideologischen und kulturellen Tätigkeiten bestanden die praktischen Aktivitäten der österreichischen ZionistInnen damals vor allem darin, Land in Palästina zu erwerben und den Aufbau der jüdischen Bevölkerung zu unterstützen. Der Jüdische Nationalfonds Keren Kayemeth (gegründet 1901) kaufte Land in Palästina an und organisierte dessen Urbarmachung sowie Baumpflanzungen, war beteiligt am Aufbau von Kibbuzim und der Gründung von Tel Aviv – wobei die Mittel zu einem größeren Teil aus den überall aufgestellten Sammelbüchsen als von jüdischen Financiers kamen (heute befinden sich 13 % des israelischen Landes in seinem Besitz).

Urkunde des Keren Kayemeth über den Ankauf eines Stück Landes zu Ehren eines verdienten Zionisten/einer verdienten Zionistin (Zwi Nevet)

Historische Sammelbüchse des Keren Kayemeth (Zwi Nevet)

Ähnliche Aufgaben, mit einem Schwerpunkt auf die unmittelbare Unterstützung der Alijah, erfüllte der Keren Hayesod, der 1920 gegründete »Gründungsfonds«, der sich an Zionisten und Nichtzionisten wandte. Daneben investierten JüdInnen auch privat in Palästina, förderten dabei das zionistische Unternehmen und schufen sich, ohne dass dies das erklärte Ziel gewesen wäre, die Grundlage zur Emigration.

Mit dem »Anschluss« wurden die zionistischen Organisationen, insbesondere die Jugendbewegungen, schlagartig zur existenziellen und lebensrettenden Bewegung. Sie gehörten zu den wenigen jüdischen Organisationen, die von den Nationalsozialisten sogar gefördert wurden, da vor Kriegsausbruch das Leitkonzept der NSDAP war, so viele JüdInnen wie nur möglich nach deren möglichst vollständiger Beraubung aus dem Deutschen Reich zu entfernen. Wien war unter der Leitung Adolf Eichmanns und seiner »Zentralstelle für jüdische Auswanderung« der Ort des großen politischen Experiments, das für das ganze Reich vorbildhaft werden sollte.[22]

21 Vgl. Jensen 1995.

22 Vgl. Botz 2008, S. 332-342.

Der Haschomer Hazair war dann der Gesellschaftsrahmen, der mich beschäftigt hat – und mein Leben gerettet hat. Über die Jugendbewegung kam ich auf einen landwirtschaftlichen Vorbereitungskurs nach Achsbach in der Wachau und dann zu einer Umschulungsgruppe des Haschomer Hazair. Im November 1939 sollten wir auf einem illegalen Transport mit einem Donauschiff ins Schwarze Meer und mit einem größeren Schiff nach Palästina reisen und dort illegal einwandern. Aber in Jugoslawien sind wir stecken geblieben, für anderthalb Jahre. Es war ein Glück und ein Unglück, dass meine Eltern mit mir am Transport waren, nicht am selben Schiff. Mein Vater hatte landwirtschaftliches Wissen und wurde 1938 als Leiter eines jüdischen Umschulungslagers aufgenommen. Daher konnte er sich dem Transport anschließen. Die Kinder erhielten im März 1941 von der englischen Mandatsregierung die Einreisebewilligung und sind per Landweg mit der Bahn unter schlimmen Bedingungen 1941 über Jugoslawien, Griechenland, Türkei, Syrien nach Israel gekommen. Ich bin direkt nach Gan Shmuel gekommen. – Das war der Kladovo-Transport.[23]

So gelangte Josef Kohn nach Palästina, während seine Eltern in Jugoslawien ermordet wurden. Er lebt bis heute im Kibbuz Gan Shmuel, wo wir ihn interviewten. Auch in Israel begann er sich schließlich im Haschomer Hazair zu engagieren. »Nach einer gewissen Zeit suchte man jemanden, der nach Österreich passt, um dort den Haschomer Hazair zu leiten, und irgendwie haben sie mich gefunden.« Im Jahr 1972 kam er – gemeinsam mit seiner Frau Bracha und zwei Kindern – als Schaliach (aus Israel abgesandter Leiter) für drei Jahre in die Heimat seiner Kindheit und Jugend, nach Wien, in die Storchengasse 21.

Ich kann heute behaupten, dass ich, bei aller Kritik, Zionist bin. Ich bin der Meinung, dass die Juden hierher gehören und hier leben sollen, dass sie vor allem das nationale, aber auch das private Leben hier aufbauen sollen. – Das musste ich versuchen, der jüdischen Jugend in Wien anzueignen. Das ist groß gesagt. Das Problem ist, dass mir das nicht gelungen ist. Nur wenige Jugendliche sind von Wien nach Israel gekommen. Meiner Meinung nach kannst du [außerhalb Israels] nicht, wenn du nicht religiöser Jude bist, jahrelang oder Generationen lang Jude bleiben, denn du hast keine Bindepunkte. Religiöse Juden haben es sehr einfach. Ich zum Beispiel, als Kind, ich wusste, die Großeltern gehen einmal im Jahr in den Tempel. Das ist viel zu wenig, das ist kein Lebensinhalt. Die Frage der jüdischen Jugendbewegungen im Ausland ist die Existenz einer Jugendbewegung, die zum Judentum [gehört]. Aber was ist der Inhalt? – Jetzt ist das viel leichter, weil du Israel hast. Das Bindeglied zum Judentum ist Israel. Alles was hier geschieht, gibst du weiter, erzählst die Geschichte.

Sicha unter dem Schaliach Josef Kohn (links im Profil), ca. 1972 (Ernst M. Stern)

23 Interview mit Josef Kohn, Gan Shmuel 2007. Kohn wuchs in einem vorwiegend nichtjüdischen Milieu auf, bis er durch den »Anschluss« zu einer völlig neuen Orientierung gezwungen wurde. Vgl. Anderl/Manoschek 2001.

Zum Beispiel die jüdischen Feste. Wenn sie keinen religiösen Inhalt haben, musst du ihnen einen anderen Inhalt geben. Man gibt ihnen eine landwirtschaftliche Bedeutung – und das ist auch die Wahrheit, die religiösen Feste haben einen landwirtschaftlichen Hintergrund. Wenn wir als Erzieher die Verbindung zwischen den religiösen und den Naturfesten finden, ist das eigentlich der Inhalt der Jugendbewegung.[24]

Ernst Meir Stern kam 1943 im englischen Internierungslager der Briten zur Welt und wuchs in den Verhältnissen der Wiener Nachkriegsjahre, die für ein jüdisches Kind in Favoriten noch etwas trister waren als für andere Österreicher seiner Generation, auf. Er stammte zwar aus einer »bewusst jüdischen« Familie, doch hatte er in dem Arbeiterbezirk keine jüdischen Freunde. (»Das ist eben Wien, wo der Sohn eines Nazi, der Sohn eines Katholiken und der Judenbua miteinander spielen und befreundet sind.«) Erst im Haschomer Hazair fand er eine jüdische Umgebung von seinesgleichen. Doch hatte der Haschomer Hazair innnerhalb der jüdischen Gemeinde damals einen schlechten Ruf:

Appell am Winterlager in Hallein, 1963/64 (Ernst M. Stern)

Man kann dort die Kinder nicht hinschicken, denn das sind militante Zionisten. »Es geht militärisch zu, sie tragen blaue Hemden als Uniform, und wenn man einmal nicht kommt, ruft gleich der Gruppenleiter oder die Gruppenleiterin an und fragt, was los ist. Es geht alles so diszipliniert zu und überhaupt – die praktizieren dort die freie Liebe, sind völlig unstandesgemäß, und Zionisten sind sie auch.«

Als es mit dem jüdischen Jugendbund zu Ende ging, mit 16, hat mich ein Bekannter eingeladen zu einer Festveranstaltung des Haschomer Hazair ins Porrhaus. Ich kam dorthin, es war das 50-jährige Jubiläum der Weltbewegung. Es hat mir imponiert, was die dort alles gemacht haben: Theaterstücke, gesungen – sie sind sehr selbstbewusst aufgetreten, alle in blauen Hemden. Das hat mir gut gefallen. Jemand hat mich angesprochen: »Komm doch am nächsten Samstag in die Storchengasse.«

Storchengasse 21, Wandbilder von 1956, wie sie 1974 wieder zum Vorschein kamen, als beim Auszug aus dem Ken (»Nest«) alle darüber liegenden Dekorationen abgenommen waren (Ernst M. Stern)

So bin ich am Samstag hingekommen. Die Mutter hat mich in einen Anzug gesteckt und mir eine Krawatte umgebunden. Als ich dorthin kam, war ein entsetzlicher Wirbel. Ich wurde in Empfang genommen: »Wie alt bist du?« – »16.« – »Ah, du gehörst zur Gruppe Atid. Die sind in deinem Alter und sitzen gerade in dem Zimmer.« Dann wurde ich dorthin geführt. Das Zimmer war ein langer Schlauch. Ich wurde mit Gejohle empfangen, aber sehr freundlich. Als Erstes haben sie mich abgeschirrt, mir das Sakko und die Krawatte weggenommen. – Hier

24 Interview mit Josef Kohn, 2007.

sind alle krawattenlos. Alle saßen um den Tisch herum. Sie hatten eine Sicha, ein Gespräch. Der Gruppenleiter referiert über ein Thema, dann wird darüber diskutiert. An diesem Abend war gerade Anthropologie dran, über die Inuit. Es gab ein großes Gelächter, als die Gruppenleiterin von Pelzunterwäsche erzählt hat. Danach war Kumsitz – das kommt aus dem Jiddischen: Komm und sitz. Alle sind um den Tisch gesessen […] und haben die mitgebrachten Speisen verzehrt – Schokolade, Kuchen, Soletti, Goldfischli. […] So bin ich dort hängen geblieben. Was mich an der Jugendbewegung so fasziniert hat: Man hat dort nicht gefragt nach dem Bankkonto und der sozialen Stellung der Eltern. Einzig und allein, wie man sich gegenüber der Gemeinschaft verhalten hat, zählte.[25]

Storchengasse 21, Festdekoration zu Pessach, 1971 (Ernst M. Stern)

Ernst Stern war einer von denen, die wirklich auf Alijah gehen wollten. Nach drei Monaten in einem Kibbuz hatte er dort schon einen Koffer voller Kleidung hinterlassen. Doch hielt ihn, als er in Wien seine Emigration vorbereiten wollte, nach dem plötzlichen Tod seines Vaters die Verantwortung für die Familie zurück, und schließlich haben sich doch die Bande seines Wiener Lebens so gefestigt, dass er blieb.

Der Haschomer Hazair hatte gute Beziehungen zu den Pfadfindern und zu sozialistischen Jugendorganisationen, verschloss sich also keineswegs der nichtjüdischen Umgebung. Seine Ansiedlung in Rudolfsheim-Fünfhaus hatte etwas Zufälliges, Unbeabsichtigtes. Er war nicht mehr Teil einer aktiven jüdischen Gemeinde, wie sie dort vor dem Krieg bestanden hatte, und das »Ken« (»Nest«) wurde so zur letzten, sehr lebendigen Phase jüdischen Gemeindelebens in dieser Gegend, mit der er jedoch letztlich nur noch wenig zu tun hatte: Die jüdische Vergangenheit des zu diesem Zeitpunkt unattraktiven Hauses, das dem Haschomer Hazair zugewiesen wurde, und jene des Viertels hatten keine besondere Bedeutung mehr für dessen jugendliche Mitglieder. Die Kinder kamen aus allen Teilen Wiens, kaum aber aus dem 12. oder 15. Bezirk, in die Storchengasse.

25 Zu Ernst Meir Stern vgl. auch Ehlers/Segal/Talmi 2006, S. 214-222.

Das Vereinshaus in der Herklotzgasse 21 1906–1939

Das Vereinshaus in der Herklotzgasse 21, von dem dieses Forschungs- und Ausstellungsprojekt seinen Ausgang nahm, sollte vor dem Krieg zum wichtigsten zionistischen Ort der südwestlichen Bezirke werden. Gegründet wurde es aber in einem etwas anderen Geist: 1906 kaufte Regine Landeis das 1869 erbaute Schulgebäude in der Herklotzgasse und stellte es jüdischen Vereinen zu Verfügung.

Relief über dem Eingang, die Stifterin mit einer Gabe für ein Mädchen, 1906 – angebracht anlässlich des Hauskaufes durch Regine Landeis und der Widmung des Hauses für die Kinderfürsorge (Georg Traska)

Regine Landeis, 1852 als Tochter von Simon und Theresia Steinherz in der alten ungarischen Judengemeinde Mattersdorf (heute Mattersburg im Burgenland) oder in Sechshaus geboren,[26] heiratete 1870 in der Großen Schiffgasse den aus Pesth stammenden Taschner Leopold Landeis, der als Wäschehändler zu Reichtum kam und 1908 verstarb. Die Familie war eng mit der Gemeinde in den südwestlichen Vororten verbunden.[27]

Gleich nach dem Ankauf durch Regine Landeis waren hier ein jüdischer Knabenhort mit 49 und ein Mädchenhort mit 65 Schulkindern, ein Verein zur Ausspeisung armer jüdischer Kinder, als dessen Präsidentin Regine Landeis fungierte,[28] und im Turnsaal der Schule der zionistisch ausgerichtete »Jüdische Turnverein in Fünfhaus«,[29] ab 1926 Turnverein »Makkabi«, untergebracht. 1909 folgte eine Heimstätte für jüdische Kinder sowie im 2. Stock ein »Waisenkinder-Asyl«.

26 Nach den Geburtsmatriken geboren in Mattersdorf, nach den Sterbematriken geboren in Wien Sechshaus. Ihr Bruder Sandor wurde 1848 sicher in Sechshaus geboren, auch nach den Geburtsmatriken. Diese Familiendaten stellte Wolf-Erich Eckstein aus den verschiedenen Matrikenbüchern der IKG Wien zusammen. An dieser Stelle sei ihm herzlich dafür gedankt.

27 Das Ehepaar Landeis lebte nach der Hochzeit in der Gumpendorferstraße 22 im 6. Bezirk, ab 1876 in der Gumpendorferstraße 117, unweit der Gemeinde »Sechshaus«, und später in der Schönbrunnerstraße 179 in Meidling, also im Bereich der Gemeinde. Die Tochter, Emma Landeis, heiratete 1895 im Turnertempel Albert Steiner und nach dessen Tod im Jahre 1908, wieder im Turnertempel, Heinrich Fischler. Sie wurde im Juli 1942 nach Theresienstadt deportiert und starb zwei Monate später in Treblinka.

28 Festschrift anlässlich des fünfundzwanzigjährigen Bestandes des Israelitischen Humanitätsvereines »Eintracht« (B'nai B'rith). Wien 1903–1928. Wien 1928, S. 78 u. S. 101f.

29 »Der Zweck des Vereines ist die Pflege und Verbreitung des Turnens als Mittel zur Erhöhung der Mannhaftigkeit, allgemeinen Tüchtigkeit und des Nationalgefühls im jüdischen Volke und hiemit: Aneiferung, Gelegenheit und Anleitung zur körperlichen Ausbildung. […] Ein Mitglied, das sich […] ein mit der jüdisch-nationalen Idee nicht vereinbares Benehmen zu Schulden kommen lässt, [...] ist vom Turnrate aus dem Vereine auszuschließen.« Wiener Stadt- und Landesarchiv, M.Abt. 119, 1.3.2.119.A32 – Gelöschte Vereine/1920–1974 284/26. 1900 wurde bereits in Fünfhaus der Turnverein »Zion« mit nahezu denselben Statuten gegründet. 1913 gab es außerdem Pläne für die Einrichtung eines Turnsaales im Souterrain des Gemeindehauses in der Turnergasse 22, doch wurden diese offenbar nie ausgeführt.

Herklotzgasse 21, Turnhalle, fotografisch inszenierte »Menschenpyramide«, ca. 1930; im Hintergrund ein zionistisches Plakat: »Unser Streben sei auf Erden | Stark und frei | Muss Juda werden | Strahlend soll es auferstehen.« (Alisa Waksenbaum)

Von Beginn an war im ersten Stock ein die ganze Hauslänge einnehmender und in der Mitte teilbarer Saal angelegt, der jahrzehntelang das Herz des Vereinshauses und ein wichtiger Treffpunkt für die jüdische Gemeinde darstellte.[30]

Hilda Sobota, 1906 geboren und in der Sechshauserstraße aufgewachsen, erinnert sich an ihre Kinderjahre 1912–1920 in der Herklotzgasse 21:

> *In der Herklotzgasse war ein jüdisches Haus, das der Kultusgemeinde gehört hat. Im zweiten Stock war ein Waisenhaus und unten war ein Speisesaal, in dem wir nach der Schule essen gingen. Es gab auch einen Hort, da haben wir gespielt, und es war ein sehr schöner Turnsaal im Haus. In diesem Haus gab es auch einen jüdischen Kindergarten. Meine jüngste Schwester Ella hat in dem Kindergarten ihren Mann Ludwig kennen gelernt. Das war eine Kinderliebe! Im Kindergarten gab es einen Schrank mit Spielzeug, und jeden Tag um zwei Uhr, wenn die Kindergärtnerin gesagt hat, »holt euer Spielzeug«, ist meine Schwester sitzen geblieben, und er hat es ihr gebracht. Immer! Sie hat sich um kein Spielzeug kümmern müssen. Sie haben 1932 im Turnertempel in der Turnergasse geheiratet.*[31]

Hildas Schwester Ella wurde 1909 geboren, was darauf schließen lässt, dass es hier bereits 1915/16 einen Kindergarten gegeben haben muss, der vermutlich mit dem Kinderhort verbunden war. Diese Erzählung bestätigt gemeinsam mit dem »Stiftungsrelief« von 1906, dass der ursprüngliche Zweck der Stiftung vor allem die Kinderfürsorge war. Zionistisch war nur der Turnverein. 1912 beging die Stifterin Selbstmord und vererbte das Haus dem Ausspeisungsverein, der es bis zur »Arisierung« besaß. 1918 wurde die Heimstätte für jüdische Kinder zu einem Kriegswaisenhaus erweitert, und zwar im »ersten (teilweise), zweiten und dritten Stock« mit einer Maximalbelegung von 87 Kindern. »Die vorstehende Bewilligung wird auf Kriegsdauer beschränkt und dem Kuratorium die eheste Verlegung der Heimstätte in ein Gebäude in freier Lage, mit großer Bewegungsmöglichkeit für die Kinder und mit Ausschluß der Zusammenlegung mit andersartigen Fürsorgebetrieben nahegelegt.«[32] Das Haus war also für einige Jahre

30 Vgl. »Plan für Herstellung diverser Adaptierungen im Hause XV. Herklotzgasse N. 21, C.N. 126, Frau Regine Landeis gehörig […], 20. Juli 1906«; Bauakt des Magistrats der Stadt Wien, MA 37, Baupolizei, 15. Bezirk, EZ 126. – Der Saal ist auch der zentrale Ausstellungsraum, in dem 2008 die Geschichte der Vorstadtgemeinde und die Lebenswege ihrer überlebenden Mitglieder dargestellt werden.

31 Hilda Sobota wurde im Juli 2002 von Tanja Eckstein für Centropa interviewt. Sie starb im Oktober 2003, kurz vor ihrem 97. Geburtstag. Tanja Eckstein sei an dieser Stelle herzlich dafür gedankt, dass sie uns das Interview, das keinen Eingang in die Online-Datenbank von Centropa gefunden hat, zukommen ließ, nachdem sie auf unser Projekt aufmerksam geworden war. Vgl. www.centropa.org/index.php?nID=1.

32 Erlass der k.k. n.ö. Statthalterei vom 14.08.1918, Z.VI-360/6; Bauakt des Magistrats der Stadt Wien, MA 37, Baupolizei, 15. Bezirk, EZ 126.

fast vollständig von Waisenkindern belegt, in einer eher provisorischen und sehr beengten Einrichtung. 1922 übersiedelte das Waisenhaus schließlich in die Goldschlagstraße 84.

1920 wurde die zionistische Bezirkssektion Wien XII, XIV, XV – Meidling, Rudolfsheim und Fünfhaus – in der Herklotzgasse 21 gegründet (Hietzing und das dazugehörige Penzing hatten offenbar eine eigene Organisation; der 12. Bezirk trat im November 1936 aus).[33] Ihr unterstanden der Zionistische Jugendverband (Hanoar Hazioni), die Frauenorganisation WIZO (World Jewish Zionist Organisation) und ab 1927 ein jüdischer Kindergarten, der sich an der Montessori-Pädagogik orientierte. Die Aktivitäten der Jugendorganisation waren denen des Haschomer Hazair ähnlich (die Gruppen geteilt nach Altersklassen, mit Sommerlagern und Hachscharah-Kursen für die Älteren, das heißt Vorbereitung für die Auswanderung nach Palästina), doch war der Hanoar Hazioni politisch weniger weit links angesiedelt. Wie der Haschomer Hazair für Josef Kohn, so war auch der Zionistische Jugendverband für viele unserer InterviewpartnerInnen lebensrettend, während Eltern und jüngere Geschwister häufig zurückblieben und ermordet wurden: die Eltern und Geschwister von Israel Hadar und von Katharina Merkel und Moshe Jahoda; die Eltern von Josef Kohn, Paul Zwickers und Anny Götzlers Mutter, Mutter und Schwester von Katriel Fuchs, Dita Segals Vater.
Andere wieder starben in Internierungslagern oder auf der Flucht: die Eltern von Arie Feier auf Mauritius, Haya Izhakis Eltern in Südfrankreich und die Eltern von Stella Finkelstein in Jugoslawien. Die Großeltern, so sie 1938/39 noch lebten, wurden zu einem noch größeren Teil ermordet.

1927 wurden im 2. und 3. Stock Unterkunftsräume für Obdachlose geschaffen, 1930 wurde überlegt, dieselben Räume als Filiale der Versorgungsanstalt der IKG Wien (Seegasse 9, 9. Bezirk) in ein Krankenlager umzuwandeln.[34]

Durch die zahlreichen Aktivitäten, Treffen und Veranstaltungen in diesem Haus wurden alle Jüdinnen und Juden dieser Gegend angesprochen. Neben den genannten formellen Vereinsansiedlungen wurde insbesondere der große Festsaal im ersten Stock für verschiedene Zwecke verwendet. Er diente den Jugendlichen als Klubraum und den Väter, die im Ersten Weltkrieg gekämpft hatten, als Treffpunkt ihres »Bundes jüdischer Frontkämpfer«.

Eine Gruppe des Bundes jüdischer Frontkämpfer; 2. v. re.: Lajos Kürschner, Vater von Dita Segal, der seine Kameraden auch in der Herklotzgasse 21 traf (Dita Segal)

Die ebenfalls in dem Festsaal stattfindenden, vom Kindergarten veranstalteten Purim- und Chanukka-Feste gehörten zu den größten geselligen Veranstaltungen der vorstädtischen Gemeinde.

33 Wiener Stadt- und Landesarchiv, M.Abt. 119, 1.3.2.119.A32 – Gelöschte Vereine/1920–1974 9942/36.

34 CAHJP, A/W 1187,1 und 2.

Arie Feier, in der Mitte sitzend, bei der Purim-Feier in der Herklotzgasse 21, ca. 1927/28 (Arie Feier)

Chava Blodek-Kopelman im Purim-Kostüm, ca. 1937 (Chava Blodek-Kopelman)

An hohen jüdischen Feiertagen wurden die großen Räume des Hauses, die nach baupolizeilicher Widmung bis zu 398 Personen fassten, für Gottesdienste verwendet.[35] Je nachdem, wie viel Platz die verschiedenen Vereine brauchten, gab es in wechselndem Ausmaß auch jüdische Wohnparteien. So wuchs hier Zwi Preminger, der Cousin von Alisa Waksenbaum (geb. Preminger), zwischen 1932 und 1938 im ersten Stock des Hauses auf und ging hier auch in den Kindergarten (vgl. Abbildung S. 12).

In der Erinnerung unserer InterviewpartnerInnen nimmt der von Malka Verständig geleitete Kindergarten den größten Teil ein, nicht unbedingt in der Ausführlichkeit der Erzählungen, aber in der Bedeutung, die das Gefühl dieser sozialen Einrichtung bis heute gibt. 11 unserer GesprächspartnerInnen waren hier in den Kindergarten gegangen. Sie haben ihn als einen zentralen Ort einer meist schön erinnerten Kindheit erlebt – neben dem Turnverein ist er der wichtigste Knotenpunkt für ein gemeinsames Gedächtnis der Überlebenden an die lokale

Arie Feier (li.), Salka Feier (re.) und Malka Verständig (hinten li.) auf einem Kindergartenfoto des ersten Jahrganges in der Herklotzgasse 21, 1927; Malka Verständig wurde 1942 in Jugoslawien ermordet

Kindergartenfoto des Jahrganges 1928, mit Malka Verständig und Salka, Identifikation der Kinder nach Israel Hadar: obere Reihe: Erster von links Eli Kassner, ganz rechts Anny Götzler, links von ihr Oskar Riesel; sitzende Reihe: Zweiter von links Walter Herlinger (Israel Hadar), Vierte von links Hanni Pollak, Fünfte Lilly Rot (wahrscheinlich in der Shoah ermordet)

35 Bauakt des Magistrats der Stadt Wien, MA 37, Baupolizei, 15. Bezirk, EZ 126.

Gemeinde (siehe auch den Artikel von Chava Blodek-Kopelman). Die Gründerinnen des Kindergartens waren Stella Hochstim, die Mutter von Chava Feier, und Fani Feier, die Mutter von Leo Feier.

Moshe Jahoda

Meine selige Mutter hat mich in den Kindergarten gebracht, 3 Jahre war ich da. Ich war glücklich in diesem Kindergarten, und in diesem Kindergarten habe ich die ersten Begriffe bekommen, was es heißt: jüdische Religion, was es heißt: ein Shabbat, ein jüdischer Feiertag. So hat es angefangen, und danach hat es alle möglichen Aktivitäten gegeben, wo wir eingeladen waren. Es hat hier einen größeren Saal gegeben, mit einer Bühne, in diesem Haus, wo wir als Kinder zu den Feiertagen alle möglichen Aufführungen gemacht haben, Theaterstücke usw. Die Eltern und die Familien sind gesessen in diesem Saal. Das sind alles wichtige Ereignisse, die sich alle noch in meinem Gedächtnis befinden.

Alisa Waksenbaum

Malka war sehr lieb. Bei Schönwetter waren wir unten in der Sandkiste, sonst oben im Zimmer. – So wie ihr Büro nach rechts geht, war links die Tür. – Den Vormittag verbrachten wir im Kindergarten mit Spielen: Rahmen mit Stoff, mit Schuhbandeln, Drückern, Knöpfen, Reißverschluss – mit praktischen Sachen und allen Arten – zu verbinden. Zu Mittag wurde ich vom Dienstmädel abgeholt, wir haben nicht dort gegessen.

Kindergarten in der Herklotzgasse 21, die Sandkiste im Hof; stehend Dritte von rechts: Alisa Waksenbaum, links Malka Verständig, rechts die Mitarbeiterin Frau Sporer (Alisa Waksenbaum)

Bastelarbeiten aus dem Kindergarten in der Herklotzgasse 21 (Chava Blodek-Kopelman)

Ella Kaufmann

In der Herklotzgasse 21 bin ich in den Kindergarten gegangen. Ich glaube, das war einer der ersten – wie hat das geheißen – ja, Montessori-Kindergärten. […] Es war außergewöhnlich. Wir haben jeder eine Kiste bekommen, z. B. haben wir gelernt: Zuschnüren, Knöpfen – alles, was man Kindern beibringen muss. Das war sehr interessant, eine wunderbare Sache, die Montessori-Schule. […] Sachen wie Maschen machen, Bausteine und Kleinigkeiten, die zur Selbstständigkeit erziehen. Das hat mich beeindruckt.

Der Kindergarten, ich glaube, der war im 1. Stock. Ich erinnere mich an die kleinen Tische und kleinen Sessel, und es gab Büchsen von Keren Kayemeth, blau-weiße Büchsen. Wir haben Lotto-Spiele gehabt von Palästina. Da ist man so gegangen und hat den Samen auf Felder gestreut. Im Sommer waren wir sicher in einem Schrebergarten [zeigt ein Foto] – hier die Sandkiste, das war nicht im Hof.

Sommeraufenthalt im Schrebergarten (Erika Goldschmied-Zimmerman)

Hier haben wir Heinzelmännchen gespielt:

Heinzelmännchen-Spiel, Eintragung der Namen, mit denen das Foto als Erinnerungsstück zwischen den ehemaligen Kindergartenkindern kursiert; von diesen konnten interviewt werden: Dita Segal, Erika Goldschmied-Zimmerman und Eva (Chava) Blodek-Kopelman (Chava Blodek-Kopelman)

Wir waren die drei Freundinnen, das »Trio«. Die Genia [Preminger, Kusine von Alisa Waksenbaum] ist früh weg – mit Kapitalistenzertifikat nach Palästina. Die haben scheinbar Familie hier gehabt, da waren noch die Engländer damals da. Und die Dita ist auch früher weg, die sind nach Ungarn geflüchtet. Dort hat sie dann dasselbe Schicksal erwischt, das uns in Österreich traf, denn er [Hitler] ist dann auch nach Ungarn gekommen.

Nach dem »Anschluss« arbeitete der Kindergarten noch einige Monate weiter (vermutlich bis Ende Mai, höchstens bis August 1938).[36] Im Festsaal, der sich im ersten Stock befand, wurden vermutlich bis zur Reichskristallnacht[37] Umschulungskurse der WIZO veranstaltet, andere Bereiche dienten als Lager für die Ausspeisung.

36 Ende Mai richteten die Leiterin der WIZO, Elke Fischer, und der Leiter der Zionisitschen Bezirkssektion XIV/XV, Karl Jellinek, ein Bittschreiben an die IKG hinsichtlich der Unterstützung des Kindergartens. Am 28. August 1938 wurde der Verein endgültig gelöscht. A/VIE IKG I-III / VEREI / Zionistische Bezirkssektion XIV, XV / 1.

37 Die Fürsorge-Zentrale der IKG Wien richtet am 28. Dezember 1938 an den Stillhaltekommissar für Vereine, Organisationen und Verbände die Bitte, die Schlüssel zu den »noch aus der Zeit vom 10. November« versperrten Räumen im 1. Stock, »die früher als Magazin und für Umschulungskurse der Kultusgemeinde verwendet wurden«, der Verwaltung der Ausspeisung zu übergeben. A/VIE IKG I-III / VEREI / Verein zur Ausspeisung für die Bezirke XII-XV / 1.

Inge Rowhani berichtet auf Basis der hinterlassenen Briefe ihrer Mutter, die hier als Hausbesorgerin und Köchin in der koscheren Ausspeisung gearbeitet hatte, dass die Herklotzgasse 21 auch nach dem »Anschluss« noch ein Treffpunkt blieb. Sowohl legale wie auch illegale Auswanderungen wurden von hier aus organisiert, das Haus wurde zu einem Zufluchtsort und Nachtquartier für aus ihren Wohnungen Vertriebene. Mehrfach wurde es von SS, SA und anderen nationalsozialistischen Gruppen durchsucht, gefolgt von Deportationen und Beschlagnahmungen.[38]

Israel Hadar (Walter Herlinger)

Das ist vielleicht ein wichtiger Punkt, das muss ich erzählen: Bei einem meiner Besuche in der Herklotzgasse fand ich eine kleine Notiz an der Wand: Wer an Englischkursen interessiert ist, der soll mit diesem Platz in Verbindung treten. Ich habe mir gedacht, was hab' ich Besseres zu tun? Ich hab' genug freie Zeit, geh'n wir zur Englischstunde. Also hab' ich mich an diese Adresse gewandt, ich glaub', das war ein Anruf. Es hat sich herausgestellt, das war eine Tarnung von einer zionistischen Jugendbewegung, die hieß Hanoar Hazioni (»Zionistische Jugend«). Diese Jugendbewegung war weder links noch rechts – allgemeine Zionisten. Sie hatten einen Klub in der Praterstraße aufgestellt, neben dem Nestroy-Denkmal, im 2. Stock. Ein schöner Klub. Ich war sehr überrascht, dort waren noch viele Mädels und Buben meines Alters, die sich auch angeschlossen haben – ich war damals 14 Jahre alt, das war noch im Jahre 1938. Es gab dort auch Madrichim (Jugendführer) für gewisse Gruppen, größere oder kleinere. Wir erhielten Vorträge über Zionismus, und wir lernten hebräische Lieder, die schon in Palästina gesungen wurden. Wir waren in einer geordneten Gruppe tätig bei unseren Treffen im Heim in der Praterstraße. Und wir waren natürlich auch am Palästina-Amt in der Marc-Aurel-Straße tätig. Die wollten den jungen Menschen helfen, dass sie auch landwirtschaftliche Schulung erhielten, um nach Palästina auszuwandern. Die Jewish Agency und die zionistische Bewegung waren dort organisiert. Damals gab die englische Regierung noch Affidavits her – so eine Art Affidavit. Sie mussten dafür zahlen, sie mussten für jeden Menschen eine gewisse Summe aufbringen. Das Palästina-Amt hat sich gesorgt darum, dass die jungen Menschen nicht verloren gehen in diesem Regime der Nazis. Und wie haben sie das unternommen? Erstmals hat man Umschulungskurse veranstaltet in einer Schule (ich hab' vergessen, wie die Gasse heißt), dort brachte man jüdische Handwerker hin, die sowieso nichts Besseres zu tun hatten, die Geschäfte waren ja alle geschlossen. Dort hat man in einem Blitzkurs – das ist überhaupt nicht zu glauben – vielleicht vier oder fünf verschiedene Handwerke gelernt. Ich weiß noch, was ich dort gelernt habe: Ich war in der Spenglerei und musste einen Trichter selbst zuschneiden und zusammenlöten. Dann bin ich ein paar Meter weiter zu einem Schmied mit einer richtigen Schmiede, dort hab' ich einen Hammer von einem halben Kilo fabriziert. Der nächste Schritt war: Ich hab' gelernt, einen Hobel zu halten, beim Tischler. Ich habe nicht viel gelernt, hab' dort nichts fabriziert, was der Rede wert wäre, aber wir haben gelernt, wie die Hobel zu halten [sind]. […] So bin ich eines Tages in das Haus in der Herklotzgasse gekommen. Ich weiß nicht mehr, was die Ursache meines Besuches war […] – und fand da die kleine Notiz an der Wand. So habe ich mein Leben gerettet, denn sonst wäre ich ja nie zu dieser Jugendbewegung gekommen.[39]

Die Aktivitäten in der Herklotzgasse 21 fanden ein jähes Ende, als das Haus im Februar 1939 von Edmund Zezulka auf dem Weg der »Arisierung« erworben wurde und die Ausspeisung auf Druck der arischen Mieter und wegen des nach dem Besitzerwechsel angedrohten Mietzinses in die Turnergasse 22 übersiedelte. Auch alle anderen Vereine wurden noch 1938 geschlossen.

38 Rowhani-Ennemoser 2004 S. 53.

39 Am 10. November 1939 verließ Israel Hadar Wien in Richtung Triest.

Mitgliedskarte des Zionistischen Jugendverbandes Wien (Hanoar Hazioni) für die Sektion in der Herklotzgasse 21 von Walter Herlinger (Israel Hadar)

Wie man die gänzliche Beseitigung jüdischer MieterInnen – in erster Linie ging es hier offenbar gegen die Hausbesorgerin Maria Flohr,[40] die Mutter von Inge Rowhani – durch Denunziation beförderte, belegt mit aller Deutlichkeit eine Eingabe der »arischen Wohnparteien« der Herklotzgasse 21 vom Dezember 1938:[41]

> An die Ortsgruppe XV. Henriettenplatz Wien, Sechshauserstraße 26
>
> Betrifft: Mißstände im Hause XV. Herklotzgasse 21
>
> Es wird gemeldet, daß im oben genannten Hause derzeit 5 arische Hausparteien wohnen, unten im Erdgeschoß befinden sich eine jüdische Ausspeisung, die derzeit im Betrieb steht, ferner sind noch 2 jüdische Parteien im Haus. Die Hausbesorgerin (Jüdin, der Mann in Dachau) ist tagsüber meistens überhaupt nicht im Hause, die Schlüssel vom Hausboden und vom Keller sind in einen Kasterl in der Einfahrt deponiert und jedermann zugänglich, mit einem Wort keine Aufsicht im Hause. Des Nachts ist das Haustor wiederholt offen, das Licht im Stiegenhaus brennt die ganze Nacht hindurch. Es wird von den Wohnparteien (arischen) ein hoher Zins (Goldzins) eingehoben und ist keine Ordnung im Hause. Der Hof ist ebenfalls offen. Dortselbst befindet sich die Waschküche, die Parteien fürchten sich, die Wäsche in der Waschküche im eingeweichten Zustande über Nacht zu lassen, da der Hof offen steht und die Glastür leicht eingedrückt werden kann. Der Wäscheboden wird nicht gereinigt und ist versaut. Wenn jemand um eine Auskunft kommt, ist er gezwungen, bis in den III. Stock hinaufzugehen, da unten niemand Verlässlicher ist, um Auskunft zu geben. Die arischen Hausparteien stellen die Bitte, diese Übelstände zu beseitigen, da die Hausbesorgerin kein Interesse an dem Hausbesorgerposten hat.
>
> Heil Hitler
>
> Die arischen Wohnparteien des Hauses Herklotzgasse 21[42]

Im März 1952 wurde das Haus an die Israelitische Kultusgemeinde als Rechtsnachfolgerin des Ausspeisungsvereins rückerstattet. Zwischen 1980 und 1986 wurden in der im Erdgeschoß gelegenen ehemaligen HausbesorgerInnen-Wohnung, die aufgrund ihres schlechten baulichen Zustands nicht mehr vermietet wurde, Akten der IKG eingelagert. Diese erwiesen sich bei ihrer Wiederentdeckung im Jahr 2000 als Kernbestand des Archivs der IKG Wien, das nun zu

40 Maria Flohr war mit den jüdischen Postboten Georg Flohr verheiratet. Sie war bei ihrer Heirat zum Judentum übergetreten, daher nach den Nürnberger Gesetzen keine Jüdin, allerdings eine »Rassenschänderin«. Vgl. Rowhani-Ennemoser 2004.

41 Zu den Verhaltensweisen der »Arier« und den »gesetzlichen Regelungen« siehe den Artikel von Florian Wenninger, *Nachbarliche Raubzüge*, in diesem Band.

42 CAHJP, A/L 1595.

den bedeutendsten und besterhaltenen Archiven der großen jüdischen Gemeinden Europas zählt.[43] Die IKG verkaufte das Haus in den späten 1990er-Jahren an den Patentanwalt Thomas Haffner, der es renovieren, die Turnhalle in einen Veranstaltungsraum umbauen ließ und die heutige Mietergemeinschaft von Künstlern und sozialen Organisationen darin unterbrachte.

Das Waisenhaus in der Goldschlagstraße 84

Bereits seit 1890 befand sich in der Goldschlagstraße das von Max Freiherr von Spinger gestiftete Waisenhaus.[44] Nach einer entsprechenden Vereinbarung übersiedelten 1922 auch die Waisenkinder aus den engen Verhältnissen der Herklotzgasse 21 in die Goldschlagstraße 84. Organisation und Finanzierungen solcher Institutionen waren komplex. In diesem Fall gab es einerseits die Springer'sche Stiftung, deren Kuratorium auch laufende Kosten trug, die IKG Wien und die B'nai B'rith-Loge »Eintracht«, die die Patronanz der »Heimstätte für verlassene jüdische Kinder« und des »Vereins zur Gründung und Erhaltung von Horten für schulpflichtige Kinder« übernommen hatte und diese personell wie finanziell förderte. Gelegentlich kamen Beiträge internationaler Hilfsorganisationen wie des American Jewish Joint Distribution Committee sowie von privaten Förderern hinzu.[45]

Max Freiherr von Springer'sches Waisenhaus, Goldschlagstraße 84 (Bezirksmuseum Rudolfheim-Fünfhaus)

In der Goldschlagstraße 84 lebten Vollwaisen, aber auch Halbwaisen, deren verbleibender Elternteil mit der Sorge für die Kinder überfordert war. Ein solches Kind war der 1926 geborene Katriel (Karl) Fuchs.

> *Als ich ein kleiner Bub war, haben wir in Rodaun gewohnt, in ärmlichen Verhältnissen. Mein Vater ist nach dem Putsch 1934 verschwunden. Später habe ich mir zusammengereimt, dass er ein Schutzbündler war.[46] Damals habe ich nichts davon verstanden und hatte nur einen Zorn auf ihn. Die Mutter ist Waschen und Putzen gegangen. Meine kleine Schwester Ruth und ich, wir wurden durch die IKG an zwei jüdische Waisenhäuser vermittelt: ich in das in der Goldschlagstraße, die Baron-Springer-Stiftung, und meine Schwester nach Döbling [in das heutige Maimonides-Zentrum in der Bauernfeldgasse]. Wir kamen als Halbwaisen dorthin, weil meine Mutter nicht mehr weiter wusste.*
> *Ich kam ins Waisenhaus als Buberl und hatte keine Ahnung, was los ist. Es war eingeteilt in die so genannten Kleinen, die Volksschulklassen, und die Großen, die Hauptschulklassen. So*

43 Vgl. dazu auch den Beitrag *Wie wird historisches Wissen aktiv?* im vorliegenden Band.

44 Stern 1892, S. 148.

45 Vgl. Festschrift 1928, S. 41, S. 43, S. 82 u. S. 113.

46 Auch der Vater von Israel Hadar (Walter Herlinger) war aktiver Sozialdemokrat und verschwand während des Bürgerkrieges, um für den Schutzbund zu kämpfen.

Katriel Fuchs auf der Rückseite: »Ein Elendsbild aus dem Waisenhaus, ungefähr im Jahr 1936/37« (Katriel Fuchs)

langsam gewöhnt man sich. Wie in jedem Waisenhaus – siehe Oliver Twist – gab es auch dort einen Miniterror. Gleich am Anfang hat mir einer von den Großen gesagt, du gehörst mir – du trägst mir die Schultasche, putzt mir die Schuhe und gibst mir deine Mehlspeise. So war's. Kaum war ich ein Großer, hab' ich das Gleiche gemacht: Der hieß Kowatsch, wie er ausgeschaut hat, weiß ich nicht mehr: Hörst Kowatsch, du gehörst mir. Ich schäme mich heute noch. Das ist der Weg der Welt, inzwischen bin ich ein besserer Mensch.

Als wir in die Schule gegangen sind, haben sie uns einen Kahlkopf geschoren. Es gab zwei Angestellte, einer war für die gröberen Arbeiten zuständig, Menizky hat er geheißen – und sie haben uns in Badewannen gestopft. In die Schule sind wir gegangen wie ganz normale Schüler, aber wir haben anders ausgeschaut: erstens die Glatzen und dann die »Brennnessel-Anzüge«: Dreiviertelhosen mit schwarzen Kniestrümpfen und hohen Schuhen. Das hat ziemlich komisch ausgeschaut. Ich ging in die öffentliche Schule in der Selzergasse. – Unlängst, als ich zu Besuch war, habe ich mir die Liste der Schüler angeschaut: lauter türkische Namen, vielleicht zwei arme »Franz«. Das ist der Lauf der Zeit. – Es war ein gutes Waisenhaus von Seiten der Administration. Vor dem Essen mussten wir immer aufstehen und ein Gebet herunterratschen. Das muss ursprünglich einmal Hebräisch gewesen sein, im Lauf der Jahre hat es geklungen wie der ärgste Kauderwelsch, ich hab' nichts davon verstanden. Danach haben wir essen dürfen. Es war spartanisch, aber nicht schlecht. Zwei Schlafsäle, die wir einmal im Monat polieren durften. Wir haben uns eine Hetz gemacht, haben uns unter den Betten durchgehantelt und den Boden mit dem Hintern poliert.

Offizielle Abbildungen des Waschraums und Krankenzimmers im Waisenhaus, Goldschlagstraße 84, 1930er-Jahre (Bezirksmuseum Rudolfsheim-Fünfhaus)

Mit den anderen Kindern in der Schule, die in der Wurmsergasse gewohnt haben – das hat die »Wurmsergassen-Platten« geheißen –, haben wir uns herausgefordert zu richtigen Schlachten: Heut Nacht bersch ma uns. Wir haben uns richtig, wie bei einer Kriegserklärung, getroffen und mit alten Eiern und Paradeisern beworfen, und am nächsten Tag sind wir wieder scheinheilig in der Schule gesessen und haben voneinander abgeschrieben. Das war unser Alltag. […] – Ich war Bester in Deutsch. Es gab eine kulturelle Monatszeitschrift, darin wurde ein Gedicht von mir veröffentlicht. Den Religionsunterricht in Liesing habe ich geschwänzt.

Was die Freizeit im Waisenhaus betrifft: […] Ich bin jedes Wochenende für 64 Groschen mit dem 60er und dem 63er zur Mutter nach Rodaun gefahren. Im Waisenhaus war ein großer

Garten, im Hinterhof, dort hat der Präfekt mit uns Kinderspiele gespielt, unter anderem »Vater, Vater, leih' mir die Scher'« oder »Zur Suppe, zur Suppe, die Knödel sind heiß«. Solche Sachen haben wir gespielt. Das war ganz lustig. Es haben sich Cliquen gebildet.

Offizielle Bilder des Waisenhauses in der Goldschlagstraße 84: Musikkapelle des Hauses; Turnen im Garten, 1930er-Jahre (Bezirksmuseum Rudolfsheim-Fünfhaus)

Einmal im Jahr, im Sommer, sind wir in die Ferien nach Neulengbach gefahren. Dort wurden auch romantische Bande geschlossen, und wir haben uns per Poste restante unschuldige Liebesbriefe geschrieben. – Der interne Terror ist weitergegangen. Der Dachboden wurde abgedichtet mit Decken, die Großen haben jeder einen Sklaven gehabt, einen Gladiator, und wir, die besten Freunde, haben uns oft gegenseitig prügeln müssen, mit Ledergürteln. Das haben wir auch irgendwie eingesteckt. Das war in Neulengbach. Wir waren auch ein paar Freunde untereinander, haben zusammengehalten und uns gegenseitig geholfen.

[…] Es war kein orthodoxes Waisenhaus, die Betonung lag nicht einmal auf dem Judentum als solches, wir waren irgendwie verlassene Kinder. […] Die Präfekten waren fürs Benehmen verantwortlich. […] In der Früh haben wir uns melden müssen – ob die Fingernägel rein sind und ob der Hals gewaschen ist, dann sind wir in die Schule gegangen, ohne Aufsicht, die war um die Ecke. […] Wir haben keinem Präfekten vertraut, das hat uns auch nicht interessiert; die waren da, um auf uns aufzupassen.

Es gab eine große Bücherei, ich habe mit 11, 12 Jahren begonnen, Gorki zu lesen, Tolstoi, Dostojewski und Gustav Freytag (der passt zwar nicht genau rein). Meine ganze deutsche Klassik stammt von damals her. Eine richtige klassische Erziehung habe ich nicht gehabt. Der Anschluss ist zu früh gekommen und hat uns in der Mitte erwischt – ich kenn' keinen Kleist, keinen Goethe, keinen Schiller, außer die paar Gedichte, die wir gehabt haben.

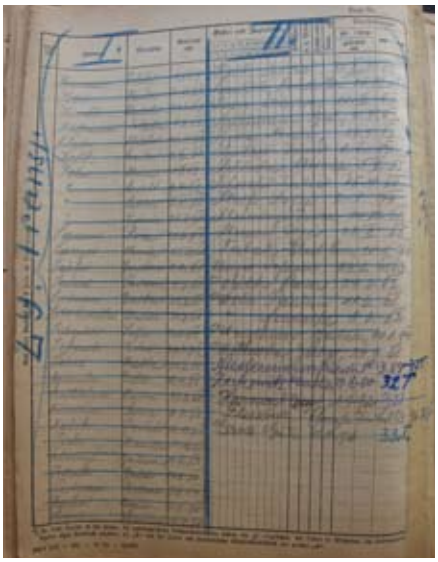
Im Februar/März 1939 wurde das Waisenhaus aufgelassen, wobei für das Schicksal der Kinder und ihre Überführung ins rettende Ausland bis dahin keine kollektive Lösung gefunden wurde.[47] Die Jugendlichen, darunter der damals 13-jährige Katriel Fuchs, hatten relativ gute Chancen, über die Jugend-Alijah zu fliehen. Katriel kam in ein Lehrlingsheim und dann als Lehrling bei verschiedenen jüdischen Handwerkern im 2. Bezirk unter, um schließlich beim zweiten Versuch mit Hilfe des Menschenschmugglers Josef Schleich[48] über Slowenien aus dem Deutschen Reich gerettet zu werden.

47 Ein Brief des Amtsvorstandes Emil Engel an Baron Dr. Hugo Lederer spricht von Zuweisung der Kinder an das Israeltische Waisenhaus in der Probusgasse im 19. Bezirk; vgl. CAHJP, A/W 178,3. Doch wurde dieses Heim zur selben Zeit aufgelöst; vgl. Duizend-Jensen 2002, S. 50.

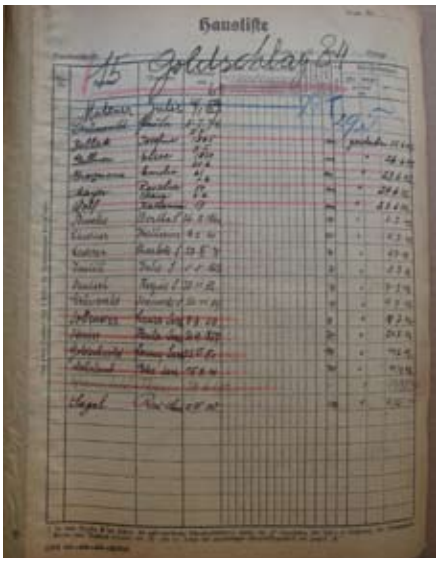
48 Vgl. Brunner 2000; Fröhlich 2007; vgl. auch das Kapitel *Verfolgung, Flucht und Ermordung in der Erinnerung der Überlebenden* im vorliegenden Band.

Sofort nach Auflösung des Waisenhauses wurde das Gebäude in ein Altersheim umfunktioniert. In einer Übersicht der Leitung der Altersheime der IKG Wien vom 4. April 1940 wird eine Belegung von 126 Personen (124 Frauen und 2 Männer), und zwar nur kranke Pfleglinge, genannt. Im August 1941 ließen sich eine Kommission von SS-Leuten, darunter SS-Obersturmbandführer Brunner, und fünf Herren in Zivil Garten und Gebäudepläne zeigen, im September besichtigte Ingenieur Mrozowsky vom Stadtbauamt die Anlage.

In den »Hauslisten« von 1942, die die IKG Wien von allen in Wien lebenden JüdInnen zu führen hatte, scheinen 138 Frauen und zwei Männer als BewohnerInnen der Goldschlagstraße 84 auf. 55 von ihnen wurden deportiert, davon 44 im Transport 29. 17 Frauen starben noch im selben Jahr im Altersheim in der Goldschlagstraße. Fünf jüngere BewohnerInnen wurden in den 2. Bezirk verlagert. Die übrigen Frauen »warteten« hier auf ihre Deportation.



Hausliste des Jahres 1942, Bewohnerinnen der Goldschlagstraße 84; durchgestrichen (i. O. blau) = deportiert; die Nummer des Transportes am linken und rechten Blattrand (Anlaufstelle der IKG Wien)



Hausliste des Jahres 1942, Bewohnerinnen der Goldschlagstraße 84; durchgestrichen (i. O. rot) = hier verstorben (Anlaufstelle der IKG Wien)

In den »Hauslisten« von 1943 scheint die Adresse Goldschlagstraße 84 nicht mehr auf. Man kann daher mit hoher Wahrscheinlichkeit annehmen, dass von den alten und kranken Menschen, die 1942 hier lebten, niemand den Krieg überlebte. Wer keines natürlichen Todes starb, wurde ermordet.

We were very glad to get from you two airgraphs.
I shall endeavour to send you in the next future
another several photographs from the house we live in
and from us.

Today is the first lovely day after a long
time of rains. On the place before the
room there is a busy life now. The
will soon be ready, and a very nice
roses is just in preparation. Also lau
where different trees will be planted. Th
be ready for the next monday, the 15th
Jewish month Shwat, called hamishasso
This day is a cheerful holliday for chi
settlements in Palestine young people
[illegible] is the new year
of the [illegible] (evening) of every Jewish
month [illegible] new moon and the 15th full moon)
[illegible] you are all well and
hope you are now the same. Mother asks you to be

Florian Wenninger

Die jüdische Bevölkerung im 15. Bezirk, 1938–1945

Im Jahr 1938 wurde aus Rudolfsheim (bis dahin der 14. Bezirk) und Fünfhaus (bis dahin der 15. Bezirk) im Zuge einer großen Verwaltungsreform der 15. Wiener Gemeindebezirk gebildet. Damals wie heute ist Rudolfsheim-Fünfhaus keine Gegend, in der sich Wohlhabende bevorzugt niederlassen. Die Mehrheit der Menschen, die hier leben, stammt traditionell aus ärmeren Verhältnissen und verdient sich als ArbeiterInnen oder Angestellte ihren Lebensunterhalt, FreiberuflerInnen und Beamte sind demgegenüber deutlich unterrepräsentiert. Zudem ist der 15. Bezirk schon seit dem 19. Jahrhundert aufgrund der verhältnismäßig schlechten und daher relativ billigen Wohnungen ein Bezirk, in dem sich viele NeowienerInnen niederlassen, die sich erst eine Existenz aufbauen müssen und über ein geringes Startkapital für ihr Leben in der Großstadt verfügen. Die Zahl der BettgeherInnen lag im Jahr 1934 etwa 20 % über dem Wiener Schnitt,[1] Elendsquartiere und Überbelag fand man hier besonders häufig.

Im Jahr 1934 war jede fünfte in Rudolfsheim-Fünfhaus lebende Person nicht auf dem Gebiet der Republik Österreich geboren worden. Unter den ZuwanderInnen besonders stark vertreten waren Menschen, die aus Gebieten stammten, die seit 1918 zur Tschechoslowakei gehörten. Eine andere wichtige Gruppe von ZuzüglerInnen, Polen und Polinnen, war dagegen im Vergleich zum Rest Wiens deutlich unterrepräsentiert. Ähnliches traf auf Menschen aus Deutschland zu.[2]
Wie also setzte sich die jüdische Bevölkerung in Rudolfsheim-Fünfhaus vor dem »Anschluss« im März 1938 zusammen und was charakterisierte sie?

An dieser Stelle ist es notwendig festzuhalten, dass der Begriff »jüdisch« differenziert betrachtet werden muss: Die jüdische Religion sieht in einem Juden oder einer Jüdin zunächst das Kind einer jüdischen Mutter, unabhängig von der religiösen Überzeugung der betreffenden Person. Die nationalsozialistische Ideologie wandte sich nicht gegen das Judentum als Konfession, sondern behauptete die Existenz einer »jüdischen Rasse«, über die Zugehörigkeit zur selbigen entschied einzig die Abstammung.
Eine dritte Dimension des »Jüdischseins« bestand und besteht im Selbstverständnis des betreffenden Personenkreises: Wie auch im Fall getaufter KatholikInnen fühlten sich keineswegs alle »geborenen« Juden und Jüdinnen als solche, es gab zahlreiche (im Vergleich zur ursprünglich katholischen Bevölkerung in den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts sogar mehr) Konfessionslose, also Personen, die ihren Austritt aus der israelitischen Religionsgemeinschaft erklärt hatten.[3]

1 Volkszählung von 1934, S. 159: Auf 1.000 EinwohnerInnen im 15. Bezirk kamen statistisch gesehen 1,3 BettgeherInnen, wienweit waren es aber nur 1,1 je tausend.

2 Volkszählung von 1934, S. 14f.: Der aus der CSR stammende Personenkreis umfasste im 15. Bezirk 15,97 % oder 19.794 Personen. Aus Polen stammten dagegen nur 1.551 Personen, was 1,25 % der Wohnbevölkerung entsprach, wienweit lag der polnische Bevölkerungsanteil bei 2,83 %, war also mehr als doppelt so hoch. Die gebürtigen Deutschen machten in Rudolfsheim 0,74 % oder 917 Personen aus, in ganz Wien lag ihr Anteil dagegen bei 1,15 %.

3 Der Anteil der von den Nazis als »Nichtglaubensjuden« verfolgten Menschen betrug immerhin 13,3 % der »Glaubensjuden«, vgl. Moser 1999, S. 16f. Für Rudolfsheim-Fünfhaus ergäbe sich in Anlehnung daran eine bereinigte Zahl von 5.888 Verfolgten. Von diesen sind heute gut 40 Prozent namentlich bekannt.

Nachfolgend wird für die Jahre 1938 bis 1945 von der »jüdischen Bevölkerung« als jener Personengruppe gesprochen, die von den Nationalsozialisten ungeachtet ihrer religiösen Selbstverortung als »jüdisch« verfolgt wurde. Für die Jahre davor bezieht sich dieser Begriff auf jene Menschen, die sich bei den Volkszählungen zur jüdischen Glaubensgemeinschaft bekannt hatten.

Im 15. Bezirk befand sich vor 1938 das jüdische Waisenhaus in der Goldschlagstraße 84 (vgl. Abb. S. 116), das später in ein Altenheim umgewandelt wurde. Sämtliche BewohnerInnen von 1939 wurden in den folgenden Jahren ermordet. Das Gebäude existiert heute nicht mehr, an seiner Stelle steht ein Wohnblock. (Florian Wenninger)

Im Jahr 1934 gaben auf dem Gebiet des späteren 15. Bezirks 5.575 Personen ihre Konfession mit »israelitisch« an, das entsprach einem Anteil von 4,5 % der Wohnbevölkerung. Damit handelte es sich um eine vergleichsweise kleine Gruppe, im Schnitt waren 9,4 % der WienerInnen jüdisch, mithin doppelt so viele wie in Rudolfsheim-Fünfhaus.[4] Aus den genannten Zahlen zur Herkunft von ZuwanderInnen lässt sich ersehen, dass Juden und Jüdinnen, die während des Ersten Weltkrieges aus ihrer Heimat flohen, um Zerstörung und Verfolgung zu entkommen, und die vornehmlich aus Polen und der Ukraine stammten, sich kaum im 15. Bezirk ansiedelten. Es handelte sich demnach um eine alteingesessene Bevölkerungsgruppe, die großteils bereits seit mehreren Generationen in Wien lebte.

Die Jüdinnen und Juden unterschieden sich soziologisch kaum von ihrer Umgebung, die Mehrzahl verdiente ihren Lebensunterhalt als ArbeiterInnen und HandwerkerInnen sowie im Kleinhandel.[5] Ausnahmen bildeten allenfalls die Geschäftsleute der Mariahilfer Straße und der Reindorfgasse, die aber überwiegend nicht im Bezirk lebten. Der höhere Beamtenanteil unter der jüdischen Bevölkerung lässt auf ein besseres durchschnittliches Bildungsniveau schließen, was angesichts vergleichbarer Untersuchungen keine Überraschung wäre.

4 Volkszählung von 1934, S. 159.

5 Einer im Rahmen eines Forschungsprojektes am Wiener Institut für Staatswissenschaft erstellten Datenbank zufolge waren 70 Prozent der Juden und Jüdinnen im 15. Bezirk in Industrie und Gewerbe tätig, fünf Prozent waren Beamte (gegenüber einem Durchschnitt von 3,4 %), zwei Prozent gingen freien Berufen nach (dieser Wert entspricht der Hälfte des Wiener Gesamtschnitts). Dabei ist aber zu beachten, dass die zugrundeliegenden Daten mehrheitlich aus dem Jahr 1939 stammen, als bereits zwei von drei als jüdisch Verfolgten das Land verlassen hatten.

Neben der Mariahilfer Straße bildete die Reindorfgasse das zweite Zentrum jüdischen Wirtschaftslebens im 15. Bezirk. Die Aufnahme stammt aus der Jahrhundertwende. (Bezirksmuseum Rudolfsheim-Fünfhaus)

Wohl gab es im Bezirk koschere Infrastruktur und ein eigenes Bethaus, allerdings war der Tempel im ersten Bezirk am Shabbat nur durch einen längeren Fußmarsch zu erreichen. Zudem befand sich der Bezirk außerhalb des Eruvs[6] der Gemeinde, auch dieser Umstand machte ihn für streng gläubige Menschen wenig attraktiv. Bei der jüdischen Bevölkerung von Rudolfsheim-Fünfhaus handelte es sich daher vermutlich mehrheitlich um eine liberale bis säkular lebende, alteingesessene Gruppe. Punktuelle jüdische Ansiedlungsgebiete sind im Bezirk nicht auszumachen, allerdings bildete die Herklotzgasse sicherlich ein kulturelles Alltagszentrum, während Reindorfgasse und Mariahilfer Straße Ähnliches für den gewerblichen Bereich darstellten. Neben Handwerk, Kleinhandel, Textilmanufaktur und -handel waren jüdische Geschäftsleute im Unterhaltungsbereich und hier wiederum speziell in der Filmbranche stark bzw. dominant vertreten. Die Mehrheit des jüdischen Gewerbes gehörte im 15. Bezirk aber zum so genannten »Elendsgewerbe«. Abseits einiger Geschäfte auf der Mariahilfer Straße wurden insbesondere die Kleinbetriebe im Zuge der Arisierung bis Kriegsende liquidiert.

Dem monatelangen offenen Terror nach dem »Anschluss« im März 1938 waren auch die jüdischen Verfolgten im fünfzehnten Bezirk schutzlos ausgeliefert. Zwar galten für sie theoretisch vorerst noch dieselben Rechte wie für die restliche Bevölkerung, aber in der Praxis wurden diese von Behörden, Polizei und Gerichten schlichtweg nicht mehr durchgesetzt. In bis dahin selbst im Altreich ungekannter Hemmungslosigkeit tobte sich der Wiener Mob den ganzen Frühling und Sommer 1938 an den mit einem Mal vogelfreien Jüdinnen und Juden aus. Sachbeschädigungen, das Beschmieren von Wohnungstüren und Geschäftsauslagen, die allgegenwärtigen Pöbeleien und Demütigungen, die noch eigens darzustellenden Beraubungen und massenhafte körperliche Gewalt bis hin zum Mord geschahen unter dem Applaus weiter Bevölkerungsteile und mit stillschweigender Duldung, nicht selten mit aktiver Hilfe des Staatsapparates, der für die Hilfesuchenden meist nur Spott und Hohn übrig hatte.

6 Streng Gläubigen schreibt die Thora vor, am Shabbat keinerlei körperlicher Arbeit nachzugehen. Das schließt das Verbot ein, außerhalb des eigenen Hauses Gegenstände unabhängig von ihrem Gewicht und Zweck zu tragen oder zu bewegen. Um dieses Gebot im Alltag zumutbar einhalten zu können, definieren viele jüdische Gemeinden ein gemeinsames Gebiet – etwa Viertel mit starkem jüdischem Bevölkerungsanteil oder Synagogen – als Gemeinschaftsterritorium und damit als »zum eigenen Haus gehörig«. Vorbedingung dafür ist aber, dass der entsprechende Raum durch einen Zaun oder eine Mauer begrenzt ist. Der Wiener Eruv vor 1938 verlief zwischen Donau und Donaukanal, schloss also den zweiten und den zwanzigsten Bezirk ein. 2008 wurde ein neuer Eruv fertiggestellt, der im Wesentlichen entlang des Gürtels verläuft und die Bezirke 1–9 sowie die Brigittenau (20. Bezirk) beinhaltet.

Bei den meisten derartigen Aktionen und Raubzügen bedurfte es gar nicht erst einer Initiative von SA oder SS: Es handelte sich um Privatinitiativen einfacher Nazis sowie von Menschen, die ihre Zuneigung zur braunen Bewegung erst entdeckten, nachdem sie die Möglichkeit erkannt hatten, sich so konkrete materielle Vorteile auf Kosten der entrechteten jüdischen Bevölkerung zu verschaffen. Begleitet wurde all das von einer beispiellosen Hetze in den Medien, allen voran der *Stürmer* und der *Völkische Beobachter*, wobei noch schwerer die Unzahl von Verboten, Einschränkungen und diskriminierenden Sondervorschriften wog, die auf alle einprasselten, die nach den »Nürnberger Rassegesetzen« als jüdisch galten: Sie zielten bekanntlich darauf ab, den Betroffenen die ökonomische Existenzgrundlage zu rauben, sie vom Rest der Bevölkerung zu isolieren und ihnen nach Möglichkeit das Leben zur Hölle zu machen. Alle jüdischen JournalistInnen, Beamten, LehrerInnen und städtischen Angestellten verloren unmittelbar nach dem »Anschluss« ihren Arbeitsplatz, jüdischen Anwälten und Ärzten wurden die Lizenzen entzogen, jüdische SchülerInnen wurden schon bald in eigenen Klassen, dann in eigenen Schulen zusammengefasst, jüdische Studierende von den Universitäten verwiesen; viele Betriebe entließen lange vor den entsprechenden Erlässen ihre jüdischen ArbeiterInnen und Lehrlinge oder vergaben keine Aufträge mehr an jüdische HandwerkerInnen und LieferantInnen; für jüdische Mieter war der gesetzliche Mieterschutz de facto außer Kraft gesetzt, und obwohl niemand die Hausherren dazu anhielt, wurden jüdische Mietparteien massenhaft gekündigt. Der jüdischen Bevölkerung war der Aufenthalt in Theatern und Kinos, Parks, Sportplätzen und Schwimmbädern verboten, noch vor einschlägigen Verboten wurden sie in vielen Cafés, Geschäften und Lokalen nicht mehr bedient; sie durften sich nur noch von jüdischen Ärzten behandeln lassen, keine Haustiere mehr halten, weder Autos, Radios noch Plattenspieler besitzen, keine Bibliotheken benützen, keine Zeitungen abonnieren, mussten zwangsweise als zweite Vornamen »Sarah« bzw. »Israel« annehmen und schließlich ab September 1941 den Judenstern tragen.

Wie die Betroffenen im 15. Bezirk auf diese Entwicklung reagierten, lässt sich nur ungenau rekonstruieren.[7] Auszugehen ist nach den bisher zugänglichen Quellen von einem Anteil von etwa 65 Prozent, denen die Flucht ins Ausland gelang. Die vier wichtigsten Aufnahmeländer für die ExilantInnen aus Rudolfsheim und Fünfhaus waren neben den USA und dem damaligen britischen Mandatsgebiet Palästina, Australien und Großbritannien. Dokumentiert sind darüber hinaus fünf Emigrationen aus dem 15. Bezirk nach China, vier nach Bolivien, jeweils drei nach Argentinien, Brasilien, Indien, Mexiko und Chile sowie jeweils zwei nach Kanada, Schweden, Marokko und in die Schweiz. Einzelne Personen fanden darüber hinaus in Irland, Uruguay, Kolumbien und Ecuador Aufnahme.[8]

Für eine erfolgreiche Flucht waren mehrere Faktoren ausschlaggebend. Sie hing wesentlich vom gewählten Zeitpunkt, Alter, materiellen Hintergrund und den Sprachkenntnissen der Flüchtenden sowie allfälligen Beziehungen ins Ausland ab. Grundsätzlich waren die Chancen früher besser als später, für junge Männer mit abgeschlossener Ausbildung am besten, mit zunehmendem Alter und ohne Vermögen immer schlechter.

Obgleich die meisten Juden und Jüdinnen in Rudolfsheim-Fünfhaus aus eher ärmlichen Verhältnissen stammten, war die Auswanderungsquote im gesamtösterreichischen Vergleich nicht unterdurchschnittlich. In Verbindung mit der vergleichsweise hohen Zahl von Flüchtlingen,

7 Die nachfolgenden Angaben stützen sich auf die Auswertung der Aktenbestände der Vermögensanmeldungsverordnung (VEAV), die am 10. Mai 1945 erlassen wurde (StGBL. Nr. 10). Durch diese wurden aber nur Werte über 1.000 Schilling erfasst, insbesondere ärmere Bevölkerungsteile sind folglich nicht enthalten.

8 In dieser Aufzählung nicht enthalten sind Personen, die in Länder flüchteten, die nach Kriegsausbruch von der Wehrmacht besetzt wurden. Da die meisten von ihnen der Shoah zum Opfer fielen, finden sich in den Akten nur sehr spärlich Hinweise auf kontinentaleuropäische Fluchtländer. Nachweislich hielten sich 1945 vier RudolfsheimerInnen in Belgien und drei in Frankreich auf, ursprünglich dürften die Fluchtbewegungen in diese Länder aber durchaus mit jener nach Großbritannien vergleichbar gewesen sein.

die sich nach Palästina wandten,[9] und der verhältnismäßig geringen Zahl an streng Religiösen ist die Vermutung naheliegend, dass der 15. Bezirk über einen relativ hohen zionistischen Organisationsgrad verfügte: Die zionistische Bewegung unterstützte und organisierte nach Kräften Auswanderungen nach Palästina, unbesehen des materiellen Hintergrundes, zudem war ihren SympathisantInnen der Gedanke an Auswanderung nicht fremd, und so entschlossen sich viele bereits unmittelbar nach dem »Anschluss« für eine Flucht.

Zurück blieben vor allem jene, die kein Visum bekamen, aufgrund von Alter und Krankheit das Wagnis einer beschwerlichen Reise ins Ungewisse nicht mehr auf sich nehmen oder Angehörige nicht zurücklassen wollten. Diesen Menschen stand ein jahrelanger Leidensweg bevor, der fast ausnahmslos mit ihrer Ermordung endete. Etwa 26 Prozent der Juden und Jüdinnen aus Rudolfsheim-Fünfhaus wurden in den Konzentrations- und Todeslagern ermordet, das entspricht etwa 1.500 Menschen. Ungefähr 90 Personen verübten aus Verzweiflung, später oft auch, um der eigenen Deportation zuvorzukommen, Selbstmord. Nur dreien, die durch eine/n nicht jüdische/n EhepartnerIn geschützt waren, gelang es nachweisbar, bis Kriegsende in Wien zu überleben. Hilfestellungen größeren Ausmaßes durch »ArierInnen«, auch nur für einzelne Verfolgte, sind nicht bekannt. Nach dem Zusammenbruch des Dritten Reiches kehrten nur wenige Überlebende zurück, offenkundig waren es nicht einmal genug, um wieder einen Betraum einzurichten und gemeinsam Gottesdienste abzuhalten – dafür wäre eine Gemeinde von mindestens zehn Männern nötig gewesen.

Florian Wenninger ist Politikwissenschaftler und arbeitete als »Gedenkdiener« in Yad Vashem.

9 17 % oder 26 Personen bei einem Sample von 156 Flüchtlingen. Insgesamt konnten sich etwa 9.000 österreichische Flüchtlinge nach Palästina retten, das entsprach einem Anteil von etwa sieben Prozent.

Verfolgung, Flucht und Ermordung in der Erinnerung der Überlebenden

Über den »Anschluss« an das Deutsche Reich, über den Nationalsozialismus und seine Durchsetzung in Österreich – insbesondere auch hinsichtlich einer völlig neuen »Judenpolitik«, wie sie das Altreich in den 5 Jahren seit der NS-Machtergreifung nicht zu Wege gebracht hatte – wurde mit großer Intensität geforscht.[10] Die lokalhistorische Perspektive dieses Projekts ist fruchtbar für die mikrosoziologisch zu beantwortende Frage danach, wie die politisch ermöglichte und gesteuerte Beraubung der jüdischen BürgerInnen von der Bevölkerung umgesetzt und genutzt wurde (siehe den Artikel von Florian Wenninger *Nachbarliche Raubzüge*). Sonst hätte die Studie über eine Vorstadtgemeinde der bestehenden NS-Forschung nichts Grundsätzliches hinzuzufügen. Das folgende Kapitel beschränkt sich darauf, die für die jüdische Bevölkerung so katastrophalen Ereignisse durch die Erinnerungen unserer InterviewpartnerInnen zu vermitteln und das Schwergewicht ganz auf die individuellen Stimmen zu legen.[11] Immer von Neuem zu begreifen und von keiner historischen Forschung fassbar sind die Zusammenhänge der Ereignisse in der individuellen Erfahrung und Erinnerung. Die Perspektive ist – aufgrund des Alters derer, die das erlebt haben – vor allem jene von Kindern und Jugendlichen. Die Vielfalt des Erlittenen und der »Zufälle des Überlebens« kann auf diesen Seiten nur angedeutet werden. – Die kollektive und politisch geplante Organisation von Überleben und Flucht unter der Zwangs- und Gewaltherrschaft wurde an verschiedenen Stellen in der Geschichte der Gemeinde Sechshaus angesprochen und kommt teilweise in diesem Band im Artikel über das archivarische Gedächtnis, *Wie wird historisches Wissen aktiv?*, zur Sprache.

Der »Anschluss«

Alisa Waksenbaum

[...] Das Haus hat meinen Eltern gehört, in einer der Wohnungen haben wir gewohnt: in der Mittelgasse 26, 2. Stock, Tür 6. Die anderen haben wir vermietet. Die meisten Mieter waren jahrelang dort, man hat sich aber nicht sehr viel getroffen. Eines Tages war eine Wohnung zu vermieten. Drei Fräulein sind gekommen. Drei Schwestern, sehr hübsch und gut gekleidet, bestes Benehmen. Die Eltern haben sich erkundigt, womit sie bezahlen wollten. Sie seien Waisen, hätten aber einen reichen Onkel, und sie wollten studieren. Der Vater hat ihnen die Wohnung vermietet, für einige Jahre. Am Freitag, den 12. März, war der Anschluss. Im Radio haben wir die Rede von Schuschnigg gehört. Ich kriege heute noch eine Gänsehaut, wenn ich daran denke. Vom Fenster der drei Fräulein hing eine riesige Hakenkreuzfahne. Da haben wir gewusst, wer der Onkel war. Sie waren in der Sekunde bereit. Das war ein Schock für uns alle.

[...] Die Eltern waren entsetzt, sie konnten nichts machen. Sie wussten, dass seit 1933 der Nationalsozialismus in Deutschland war, sie hatten Verwandte dort. Doch war es dort nicht gleich so arg wie in Wien. Und es ist noch ärger geworden. Nach ein paar Tagen gab es eine Hausdurchsuchung. Sechs SS-Männer mit Revolver und Gewehr. Ich war noch ein Kind, die Mutter war da, und die Großmutter hat bei uns gewohnt; meine Schwester und das Dienstmädchen. Wir hatten vier Zimmer. Sie haben uns alle ins letzte Zimmer hingestellt: Mich und die Großmutter haben sie mit dem Gewehr bedroht, meine Mutter musste sie bei der Durchsuchung begleiten. Es war ein großer Schreck. Sie haben allerlei mitgenommen, mein Sparbuch. Da haben wir schon gewusst, wir müssen so bald wie möglich weg.

10 Vgl. Botz 1988 sowie die zahlreichen Publikationen der Historikerkommission der Republik Österreich.

11 Alle Interviews wurden 2007 von Michael Kofler, Judith Pühringer und Georg Traska geführt.

Mein Vater hat alles nur Mögliche unternommen. – Er hatte ein Holzgeschäft am Matzleinsdorfer Platz, und auch in Baden und im 12. Bezirk hatte er einen großen Holzplatz. Die wurden sofort von Kommissaren übernommen, die Konten und alles. Wir versuchten, so bald wie möglich weg zu kommen. Die Eltern von Zwi [Preminger] gingen noch vorher. Die hatten kein Vermögen und waren polnische Staatsbürger. So konnten sie leichter raus. Mit Vermögen war es viel komplizierter.

Das Haus der Premingers in der Mittelgasse 26 (Alisa Waksenbaum)

Anny Götzler und Stella Finkelstein

Stella: Hast du verstanden, dass man uns rauswirft und umbringt?
Anny: Das haben wir nicht verstanden. Man hat schon gesagt: Der fährt weg, der fährt weg. – Ich hatte eine sehr gute Freundin, Erika Lustig, sie wohnte in der Stiegergasse 16 [im 15. Bezirk]. Ihre Großeltern hatten vis-a-vis ein Deckerlgeschäft. Wir waren viel zusammen. Als Schuschnigg abgedankt hat, waren wir auf der Straße. Ich sehe mich Ecke Ullmannstraße stehen, und wir umarmen uns; und ich habe geglaubt, wir überleben den nächsten Tag nicht mehr. Das war ja noch nicht der 10. November [die Reichspogromnacht].
Schuschnigg – ich hör ihn noch – seine letzten Worte: »Gott schütze Österreich.« Da hat eigentlich die richtige Angst begonnen. Der ist verhaftet worden – und der ist verhaftet worden. [...] Vor allem die Burschen hat man nach Dachau geschickt. Ein paar Wochen später kam die Urne, man musste noch 50 Mark bezahlen. – Wir haben uns auf einem Platz getroffen und Ausflüge gemacht. Wir waren verliebt: ich in meinen Cousin, und Erika Lustig in den Bruder vom Hans Lazarus, Julius Lazarus, der lebt in Amerika. [...] Hans haben sie nach Dachau geschickt. Dann kam die Urne.

Der Einmarsch

Dita Segal

Ja, ich nenn' das den »Siegeszug«. – Wir sind alle zu den Großeltern. Dann hat es geheißen, Juden müssen alle Fenster zumachen und dürfen kein Licht anzünden. Natürlich hat man dann gewusst, wo die Juden sind, es war doch alles hell beleuchtet, und die Häuser waren geschmückt von oben bis unten. Das war wie ein Feuermeer, die Fahnen vom obersten Stockwerk bis zum Trottoir, das war alles rot, rot, noch Fahnen und noch Fahnen. – Die ganze Familie hat sich versammelt bei den Großeltern, weil das an der Mariahilfer Straße war [auf der Route von Hitlers triumphalem Einmarsch]. Dann haben wir dort gewartet. Die Leute haben sich die Sessel hingebracht, das war eine Menge, das kann man sich nicht vorstellen. Alle haben sie Fahnen in der Hand gehalten. Und die Leute haben dort geschlafen. Sie haben dort eine Nacht und einen Tag gewartet, bis er kam. Dann kam der Einzug, die Panzerwagen und die deutsche Armee: Österreicher zurück zum Mutterland. Österreicher, von jetzt an gibt es deutsche Kultur, das war so der Chor – ein Land, ein Volk, ein Führer, Sieg heil, Sieg heil, Sieg heil. Dann das Militär und die Macht des Einmarsches, dann der Hitler im offenen Auto

und der Göring und der Goebbels und die alle. Das haben wir alles vom Fenster aus beobachtet. Und da hab' ich meine Eltern und Großeltern angeschaut – das war ja stundenlang dieser Einmarsch, die haben Militär gebracht und die Panzereinheiten und Kanonen und alles Mögliche, was nur in ihrem Besitz war – und da hab' ich die Angst und die Verzweiflung gesehen.

Trotzdem hat man nicht daran geglaubt. Mein Großvater: »Ich!? Ich hab' doch gekämpft für Österreich, ich bin ein Soldat, mir wird man gar nichts machen.« Die Menschen haben nicht glauben wollen, die Menschen haben es nicht erfasst, es ist ihnen nicht ins Bewusstsein gedrungen, in welcher Gefahr sie schweben – und überhaupt, dass so etwas in Wien vorkommen kann. Das hab' ich gesehen, und ich erinnere mich, die Großmama hat mich umarmt und hat gesagt, heute schlafen wir zusammen, und ich hab' mich so an sie gekuschelt – und wir sind im Bett gelegen, und die Scheinwerfer von den Geschützen sind immer übers Bett gewandert. Ich hab' gesagt, »Oma ich hab' solche Angst«, und sie hat gesagt: »Nein, nein, ich umarm' dich doch, du brauchst dich gar nicht zu fürchten.«

Angst

Chava Blodek-Kopelman

Ich erinnere mich, von diesem Tag an hat man bei uns kein Licht gemacht, nur ein kleines schwaches Licht oder Kerzen. Man hat aufgehört, Radio zu hören – und wenn, dann sehr leise. Das war nicht sofort nach dem Anschluss, das war etwas später. Ich erinnere mich, meine Eltern waren schrecklich nervös, und da war eine Angst in der Luft. Das ist das Meiste, an das ich mich erinnere. Alles ist ernst geworden, sofort. Es war doch alles sofort, über Nacht ist das geschehen. Und man hat geflüstert – damit ich nicht hören kann, viel auf Polnisch. Damals hab' ich schon begonnen zu verstehen. Mein Vater hat gleich zu arbeiten aufgehört und begonnen, zu arrangieren, dass er sofort weg kann. Der Anschluss war im März, im Mai ist mein Vater schon weg.[12] *Ich erinnere mich an den Tag, an dem er weggefahren ist. Es war schrecklich für mich, das war wirklich eines meiner ersten Traumata. Ich hab' gewusst, er fährt weit weg. Ich hab' nicht verstanden, wohin. – Und dass wir später zu ihm kommen, ja; aber man wusste nicht wann. Wir haben ein kleines Stokkerl aus Holz gehabt in der Küche, und ich hab' das Stockerl zur Tür geschleppt und bin hinauf und hab' mich an meinem Vater angehalten und hab' ihn nicht weggehen lassen. An das erinnere ich mich. Es hat nicht geholfen, er ist doch irgendwie*

Chava Blodek-Kopelman mit ihrer Mutter, 1934 (Chava Blodek-Kopelman)

12 In vielen Fällen flohen die Männer zuerst, da vor allem diese unmittelbar nach dem »Anschluss« verhaftet und in die Konzentrationslager geschickt wurden. Von Massendeportationen und -vernichtung wusste zu diesem Zeitpunkt noch niemand.

weg. Von da an hab' ich sehr viel geweint. Das war immer Sehnsucht nach dem Papa, ich hab' ihn sehr geliebt.

[...] Meistens war es Angst. Was ich so gehört habe, was man gesprochen hat: dass dieser und dieser mit einer Zahnbürste das Trottoir geputzt hat, und diesen hat man geschlagen, und diesen hat man weggeschickt, und dieser Freundin hat man die Urne von ihrem Mann geschickt, der lebt schon nicht mehr. Diese Sachen habe ich gehört, in diesen zwei Monaten, als mein Vater noch da war. Ich hab' nicht verstanden, warum und wieso. Zu dieser Zeit hab' ich nicht einmal gewusst, Jude, Nichtjude. Bei einem Kind ist alles gleich. So habe ich begonnen, zu verstehen. Ich war hellblond und hatte blaue Augen. Es war keine Gefahr für mich, allein auf der Straße zu gehen. Und ich weiß, meine Mutter hat mich manchmal mitgenommen – meine Mutter hatte schwarzes Haar und grüne Augen – damit sie, wenn sie mich sehen, glauben, wir sind keine Juden. Aber sehr selten sind wir irgendwo hingegangen.

Ausschluss aus der Schule und Sammelschulen

Dita Segal

Eines schönen Tages – ich ging in die 2. Klasse – kam ich in die Schule in Begleitung meiner Mutter. Da kam die Lehrerin aus dem Klassenzimmer, mit Tränen in den Augen, hat mich gestreichelt und umarmt und hat gesagt: »Mein Kind, du darfst nicht mehr hier lernen. Juden ist das Lernen in öffentlichen Schulen verboten. Es tut mir schrecklich leid, aber du musst nach Hause.« Das war ein Schock für mich, ich hab' dort gelernt mit allen Kindern zusammen, und auf einmal durfte ich nicht mehr lernen. Meine Mutter hat mich nach Hause gebracht, sie wollte mich trösten: »Weißt du was, ich werde mit dir lernen.« – Aber meine Mutter hatte auch Tränen in den Augen. Ihre Augen waren bang, was weiter sein wird. Ich hab' furchtbar geweint – ein Kind, von heut' auf morgen wirft man es aus der Klasse. Daran kann ich mich erinnern, den ganzen Weg hab' ich gesagt: »Aber Mama, ich bin doch eine gute Schülerin, ich bin doch ein braves Kind, ich war immer folgsam.« – Ich konnte das einfach nicht begreifen.

Dann kam eine Verordnung. Wo das war, kann ich nicht sagen – es war eine Schule, da haben sie alle jüdischen Kinder zusammengepfercht, es war überhaupt kein Platz, es war ganz unmöglich, dort zu lernen, ich war doch damals kaum acht Jahre alt, mein Vater hat mich hingebracht. Man musste mehr als eine halbe Stunde zu Fuß gehen, bis man hinkam. Da waren Mädel und Buben zusammen – und der Lärm! Vor lauter Schreck hätten sie mich bald zerdrückt. Mein Vater hat das gesehen und gesagt: »Hier gehst du nicht mehr hin.« Aber sie: »Wer hier die Kinder nicht mehr hinbringt, wird bestraft.« Aber ich ging nicht hin; mein Vater hat mich einfach nicht mehr mitgenommen. Ich war dort insgesamt zweimal.

»Juden und Hunden Eintritt verboten« – Verdrängung aus dem öffentlichen Raum

Dita Segal

Man kann den Anschluss erzählen, aber man kann auch erzählen, wie es im 15. Bezirk war nach dem Anschluss. Ich glaube, dass ich vielleicht das erzählen werde. Das Erste war, dass überall auf den Bänken, wo wir spazieren waren, solche Zettel aufgeklebt waren. Juden durften sich nicht mehr auf eine öffentliche Bank setzen, das war verboten. Dann kam ich nach Schönbrunn und wollte mit den Kindern spielen – »Florian, Florian, hat gelebet sieben Jahr«. Da sagten die Mütter [zu ihren Kindern]: »Ja, kommt nur her, spielt nicht mit dem Judenkind.« Da hab' ich gewusst, sie haben mich aus dem Kreis ausgestoßen. Ich habe gefragt: »Mutti, bin ich nicht so wie alle Kinder?« Da hat eine geschrien: »Nein, du bist ein Juden-

kind.« Na, also, bin ich ein Judenkind. Dann ist Mama mit mir spazieren gegangen – vor dem Portal links durch eine Heckenrosenlaube und auf anderen Wegen – und wollte mich ablenken. Sie hat mit mir Ball gespielt, aber ich hab' geweint, ich wollte zu den Kindern. Von dem Augenblick an haben sie mich nicht mehr mitspielen lassen. Und dann kam der schöne Tag, da war ausgeschrieben beim Eintritt von Schönbrunn: »Juden und Hunden Eintritt verboten.« Dann konnte man nur unter Gefahr hineingehen. Mein Vater wagte es doch auf Umwegen, weil ich Schönbrunn so geliebt hatte, ich bin ja dort aufgewachsen. Da hat er mich beim Hintertor hereingenommen. Aber es war sehr gefährlich, wenn sie einen erwischt haben, dann gab es Verhaftung und hohe Geldstrafen. Also, es hat sich nicht gelohnt.

Dita Segal mit ihren Eltern; Rückseite: »Spaziergang im Feuerwerkpark Wien, 1932« (Dita Segal)

Katriel Fuchs

Jedenfalls, in den Parks ist schon gestanden: »Juden und Hunden Eintritt verboten.« Aber auf den Straßen sind wir irgendwie gegangen, und man hat uns nicht angepöbelt. Es hat schon begonnen, gefährlich zu sein. – Na ja, mir hat man zwei Vorderzähne ausgeschlagen – aber bis dahin. Man hat die Boote im Heustadelwasser vermietet. Ich, der Fischi [Katriel Fuchs' Spitzname für seine Schüchternheit und Verträumtheit], bin immer mit gesenktem Kopf durch die Gegend gegangen, und auf einmal bei der Friedensbrücke, beim Donaukanal, haben mich ein paar Halbwüchsige, 4–5 Stück, aufgehalten: »Bist a Jud?« Und bevor ich noch etwas sagen konnte – paff, ane in die Goschen kriegt, zwei Zähne weg. Es hat Jahre gedauert, bis ich mich getraut habe zu lächeln.

Die »Reichskristallnacht«

Zwi Nevet

Ich habe den 10. November, die Kristallnacht, miterlebt. Ich habe gesehen, was die Nazis aufgeführt haben. Sie haben die Juden rausgezogen mit den Tallis [Gebetsmantel] und aufwischen lassen, haben sie mit Füßen traktiert, mit den Händen geschlagen. Das Haupt waren die Nazis, die SA, mit braunen Käppis.

Katharina Merkel

Mein Vater war ja nicht da, nur wir waren da. Ein Bekannter kam zu uns rein. Er hat uns nur durchsucht, von der Kredenz hat er das Geschirr rausgeschmissen, aber nicht viel. Also, er hat uns nicht geschlagen, aber er hat demoliert – aus Neid, aus ich weiß nicht was.

Ich erinnere mich sehr gut an den Tempel. Die Großmutter ist ein Jahr vorher gestorben, und nach elf Monaten, wenn das Trauerjahr zu Ende ist, geht man in den Tempel, und man sagt zum letzten Mal Kaddisch, das Totengebet. Und wir sind dann nach Hause, das war am 8. November 1938. Und in der Früh haben wir gehört, dass der Tempel abgebrannt ist. Das war dann die Kristallnacht. Das heißt: Das Letzte, was im Tempel gesagt worden ist, in der kleinen Stube neben dem großen Tempel, war der Name Luise Willig. Das ist mir ganz besonders im Gedächtnis geblieben. Und dann hat's gebrannt. Das habe ich aber nicht gesehen.

Luise Willig in Bad Ischl, 1934/35 (Ella Kaufmann)

Dita Segal

Außer dass alle Tempel gebrannt haben, kam in der Früh auch noch der Hausmeister zu meiner Mutter und sagte: »Sie haben einen dringenden Anruf von Ihren Eltern, Sie sollen sofort kommen.« Damals durften die Juden schon nicht mehr mit der Elektrischen [Straßenbahn] fahren, das war verboten. Meine Mama hat sich nichts daraus gemacht, hat sich angezogen und ist los. Von der Sechshauser Straße in die Mariahilfer Straße [Nr. 76–78, 7. Bezirk], das war ja nicht gleich um die Ecke. Was war los? Sie haben meinen Großvater verhaftet und wollten ihn aus der Wohnung zerren mit der Großmutter. Er sollte die Wohnung leeren, hat sich aber geweigert und ist nicht gegangen. Also haben sie ihn geschlagen. Und überhaupt: Geld, Geld, Geld, sie wollten den Schmuck, und sie wollten die Schätze, und sie wollten ...

Mein Großvater hatte bei einer Versteigerung wunderschöne chinesische Vasen gekauft, und die standen so da. Sie haben ihn gezwungen, auf die Leiter zu steigen – da hat er sie heruntergeworfen, und sie sind in tausend Scherben [zerbrochen]. Da haben sie ihn geschlagen. Dann ist meine Mama angekommen. Sie hat doch irgendwie vermittelt, und der Großvater ist zusammengebrochen. Sie hat gesagt, jetzt kann man ihn nicht wegführen. Also hat sie ihn ins Bett geschleppt, und sie haben daraufhin die Wohnung verlassen. Aber meine Mutter ist bei ihnen [den Großeltern] geblieben – man hat ja nicht gewusst, was sich abspielen wird. [...] In der Früh ist der Gauleiter gekommen und ist hinein ins Geschäft, hat gesagt: »Sie geben mir sofort die Schlüssel, und Sie geben mir die Kassa und drollen sich von hier, Sie Saujude.« – Und mein Großvater: »Ich? Mein Geschäft, das seit Generationen bei uns ist? Nein, ich geh' nicht.«

Also hat eine Debatte angefangen. Erstens haben sie sich sofort zu der Kassa gesetzt, sie haben das okkupiert. Sie haben ihn ins Verhör genommen und haben ihn geschlagen, und meine Tante war auch dort, denn sie konnte schon nicht zurück in ihre Wohnung, und das Kind war noch klein. Sie haben ihn verhört und geschlagen und gesagt: »Ja, Sie geben [uns] nicht die Schlüssel und das Geld – dann werden wir einfach Ihre Frau [seine Tochter] mitnehmen mit dem Kind.« Und da ist meine Mama angekommen. Meine Tante war außer sich, sie hat das Kind schützen wollen. – »Sie kommen mit, Sie kommen mit.« Sie haben sie bei den Haaren

gezogen, sie hat geweint. Da hat meine Mama gesagt: »Nein, sie geht nicht mit, wer mitgeht, das bin ich.« Und sie ist mitgegangen, und sie war drei Tage verschollen, sie war in der Gestapo. Das war der erste Teil.

Der zweite Teil war, dass ich mit meinem Vater zu Hause geblieben bin, und wir haben immer auf ein Telefonat gewartet, was geschieht, wo meine Mutter ist. Wir hatten doch keine Ahnung, was los ist, wir wussten ja noch nicht, wo sie eigentlich ist. So verging Stunde um Stunde. Es waren immer Nachrichten: Wissen Sie was, den hat man verhaftet und den hat man verhaftet. Und wissen Sie, was los ist?

Die Frauen von den reichen [jüdischen] Leuten mussten mit der Zahnbürste, mit der Lauge, den Trottoir aufwischen, und der Pöbel hat sie geschlagen. Und dann hat man sie mit der Lauge begossen; es war einfach ganz unmenschlich.

Der Doktor Schiff, der in unserem Haus gewohnt hat, hatte eine Einreisebewilligung nach Shanghai, und es war schon alles verpackt. Er hatte eine große Kiste im Eingang stehen, und das Wohnzimmer war noch Wohnzimmer, es war schon gegen Abend, und es war alles verdunkelt. Da sind wir zu ihm gegangen, denn der Papa hat gemeint, wenn wir bei ihnen seien, dann werden wir der Gefahr entrinnen. Also wir waren wirklich bei ihnen und haben Nachrichten gehört unter der Daunendecke – man sollte nicht hören, dass wir die Nachrichten hören. Es hat sich auf den Straßen getan, schrecklich, wir haben einen Spalt offen gelassen, wir sind im Finstern gesessen. Wir haben gesehen, wie man die Menschen gejagt und geschlagen hat. Einen Cousin von meiner Mutter, den sie acht Monate lang versteckt hatte, haben sie einfach so genommen, wie er war, und haben ihn in die riesige Auslage eines Fotogeschäfts geschmissen; er war ganz zerschunden. Dann haben sie ihn gezwungen, mit bloßer Hand alle Scherben aufzuklauben. Und nach dem allen haben sie ihn verhaftet und nach Dachau geschickt. – Dann sind sie gekommen, und alle haben gesagt: Ja, sie sind schon im dritten Haus, sie sind schon im zweiten Haus, vor unserem Haus. Also dann: »Aufmachen, aufmachen!« So sind sie gekommen: »Papiere. Ja, sie haben Einreisebewilligung.« [...] Da hat mein Papa gesagt: »Ich wohne im ersten Stock.« – »Also, Sie kommen mit!« – Wie der Dr. Schiff aufgemacht hat, hat er mich hereingesteckt in die Kiste. Unter allen Sachen dort war ich begraben in der Kiste, und er hat den Deckel zugemacht und das Schloss versperrt. Ich weiß bis heute nicht, wieso ich nicht erstickt bin in der Kiste. Ich hatte eine schreckliche Angst, das kann man gar nicht beschreiben, das ist keine Angst, das ist Lebensfurcht. Von der Mama haben wir gar nichts gewusst, und da haben sie meinen Vater weggenommen. [...] Sie haben meinen Vater mit dem Gesicht zur Wand gestellt, mit dem Revolver an den Schläfen. Sagt mein Vater: »Aber ich bin doch ein Frontkämpfer!« So naiv, wenn ich heute daran denke. – »So, das waren Sie, Sie Saujude, Sie haben sich ja wahrscheinlich alle Medaillen gekauft.« – Da hat mein Vater seine Tapferkeitsmedaillen herausgeholt und das [Verdienst-]Kreuz, das war sein Heiligtum. – Sie haben alles mitgenommen, die Dokumente. Sie haben ein Pogrom gemacht in der Wohnung, sie haben gar nichts ganz gelassen. Meine Spielsachen – was sie nicht mitgenommen haben, haben sie zertrümmert. – Damals haben sie noch akzeptiert, dass mein Vater ungarischer Staatsbürger war. Den Perserteppich haben sie um 50 Reichsmark gekauft und haben eine Quittung gegeben, sie haben das ehrlich gekauft. Und das Hochzeitsservice von der Mama haben sie auch ehrlich gekauft, mit Quittung für 50 Reichsmark. Und was ihnen nicht gefallen hat, haben sie zertrümmert. Dann sind sie abgezogen [...].

Mein Vater hat einen Schock bekommen. Er ist heruntergekommen und hat mich nicht gesehen, da hat er den zweiten Schock bekommen. Da haben sie die Kiste aufgemacht und haben mich rausgezogen. – Und gar nichts von meiner Mutter. Ich habe bei den Schiffs geschlafen, und mein Vater ist in die Wohnung zurück. Ich sollte schlafen, aber das ging einfach nicht. Die Kristallnacht war schon vorbei – den hat man erschossen, und den hat man nach Dachau gebracht – und dann ist doch meine Mama erschienen, sie war beim Verhör [gewesen], es war wirklich kein Erholungsheim, für drei Tage bei der Gestapo zu sein.

Das war die Kristallnacht. Ich bin bis zum heutigen Tage nicht aus diesem Trauma heraus, aus dieser Furcht. Das ist auch der Grund, warum ich nie mehr nach Wien gefahren bin. Ich kann meine Furcht nicht überbrücken. Es sind andere Zeiten, und es sind junge Leute. Es ist kein Vergleich. Aber die Furcht sitzt in mir, ich kann diese Erinnerungen nicht bewältigen. Die Enttäuschungen der Kindheit, die großen Enttäuschungen, die ersten Schocks nach so einer liebevollen und guten Kindheit, die ich gehabt habe. Und dann ist die Familie zerfallen.

Chava Blodek-Kopelman

Dann waren wir viel zu Hause und unsere Hausbesorgerin, die Frau Eder, die war wirklich ein Engel. Wir waren die einzigen Juden im Haus. Sie hat immer gesagt: »Bei mir Juden? Was fällt Ihnen ein? Sicher nicht! Kommt nicht in Frage.« Echt Wienerisch hat sie gesprochen. Und dann hat sie uns das immer erzählt: Heute war man wieder da. Sie war fantastisch zu uns.[13] *Ihre Tochter war eine Sekretärin beim SS-Amt. Die hatte die Tür neben uns, mit ihrem Mann. Sie hat die Mutter jeden Tag angeschrieen, dass sie das macht: »Zum Schluss wirst du draufzahlen und ins Gefängnis gehen.« Und wegen dieser Nachbarin waren wir noch viel leiser als früher. Ich erinnere mich, beim Gehen hinauf auf den Stiegen musste man ganz leise gehen, nicht sprechen, schnell, schnell, und dann herein bei der Tür, und dann auch zu Hause leise sein. – Ich seh' das Bild von einer Kerze in der Badewanne. Das ist das Licht. Ringsherum die Kristallnacht. Das waren einige Nächte, da war nur die Kerze in der Wanne. Die sehe ich.*

Edith Jäger (eine nichtjüdische Zeitzeugin)

Als wir in die Herklotzgasse gezogen sind, 1937 – das Haus steht nicht mehr, es war ein altes Haus in U-Form –, haben wir im 1. Stock gewohnt, im hinteren Teil. Unter uns im Parterre hat ein Ehepaar mit kleinem Mädchen gewohnt, ich glaube Lazar haben sie geheißen. Er dürfte ein bekannter Fußballer gewesen sein. Als dann der Hitler kam – ich hab' das nicht mitgekriegt, ich kann mich nur an die kleine Evi erinnern, ein entzückendes Mädchen mit schwarz gelocktem Haar. – Die waren eines Tages nicht mehr da, und ich kann mich nur erinnern, dass die Mutti gesagt hat: »Ja, die sind gestorben.« Und viel später, als ich schon erwachsen war, hat mir die Mutter erzählt, dass der Mann natürlich sofort verhaftet worden ist und dass die SS dieses Kind ermordet hat – an die Wand geschlagen und umgebracht hat. Ich weiß nur, dass die Frau Lazar – die war keine Jüdin – oft bei der Mutti war und geweint hat, und die Mutti hat sie getröstet. Erst als ich erwachsen war, hat sie mir erzählt, was da wirklich passiert ist.

Vertreibung aus den Wohnungen und Einweisung in Sammelwohnungen[14]

Dita Segal

Ich kann mich nicht genau an die Verordnung erinnern, aufgrund derer sie die Juden aus der Provinz gesammelt und nach Wien gebracht haben. Laut dieser Verordnung mussten alle in Wohnungen untergebracht werden oder haben sich allein in den Wohnungen unterbracht. Die haben ja nichts gehabt. Also, auf einmal waren in der Wohnung von der Großmutter in jedem Zimmer 2–3 Familien, die da gewohnt haben. Hat die Großmutter gesagt: »Ja, und wo sollen wir wohnen?« – Im Dienstmädelzimmer, neben der Küche, da war so ein schmales, kleines Zimmer. So viele Leute in der Wohnung – das war eine große Wohnung von 5 Zimmern, und es hat keine Waschmöglichkeiten gegeben – das war schrecklich. Das war der Anfang vom Ghetto. Das war schon so beengt, und die Menschen hatten auch wenig Geld, das sie gerettet haben, um sich noch etwas zu essen zu kaufen.

13 Eine ganz ähnliche Geschichte von der schützenden Hausbesorgerin erzählte auch Ella Kaufmann.

14 Einige unserer InterviewpartnerInnen erwähnten die Vertreibung, ohne jedoch näher darauf einzugehen (vgl. auch das Kapitel *Die Storchenschul* in diesem Band).

Moshe Jahoda

Ich weiß, dass mein Vater, der ein sehr stolzer Mann war, zum amerikanischen Konsulat gegangen ist. Er hat sich dort das Telefonbuch von New York angeschaut und hat sich die Namen herausgeholt und Adressen von Jahodas oder Brück – das war der Name meiner Mutter. Dann hat er zahllose Briefe geschrieben und um Hilfe gebeten. Einige wurden beantwortet: »Wir bedauern, wir können nicht.« Lauter »can'ts«. Das hat damals Affidavit geheißen: »Wir können Ihnen kein Affidavit verschaffen. Es tut uns leid.«

Eric Sanders[15]

Donnerstag, 21. April 1938
Fredi und ich um zwei Uhr früh aufgestanden. Regen. Zu Fuß zum Passamt: Hietzinger Hauptstraße, Korso, Hietzinger Brücke, Schloßallee, Mariahilfer Straße, Schadekgasse, Gumpendorfer Straße, Getreidemarkt, Secession, Ringstraße, Oper, Neuer Markt. Erreichten die Bräunerstraße genau um drei viertel fünf. Wir waren die Ersten. Um sieben Uhr ungefähr zweihundert Personen hinter uns. Noch immer Regen. 8.15 Uhr: Die ersten zehn Leute dürfen hinein. 8.30 Uhr: Antragsformulare für Reisepass und Ausreisebewilligung erhalten.

Mittwoch, 27. April
Passamt, siebzig Personen vor uns, Ansuchen eingereicht.

Freitag, 6. Mai
Acht Uhr Passamt, Bräunerstraße. Riesenschlange. 10.30 Uhr: benötige Polizeibestätigung.

Montag, 9. Mai
Polizeistube, Ansuchen um »Keine-Vorstrafen-Bestätigung«.

Dienstag, 10. Mai
Polizeibestätigung erhalten.

Mittwoch, 11. Mai
Passamt, Bräunerstraße, Zimmer 14. Zu früh. Zur Kultusgemeinde um Formular für Beweis, Jude zu sein.

Donnerstag, 12. Mai
Passamt, Bräunerstraße, Zimmer 14. Erhielt Bewilligung für Reisepass. Zimmer 12: erhielt Ausreisebewilligung.

Freitag, 13. Mai
Auswanderungsamt. Stempel für Reisepass. Zur Kultusgemeinde, um Ansuchen einzureichen. Zum britischen Konsulat um Antragsformular.

Sonntag, 15. Mai
Muttertag. Mutti wegen Fredi sehr unglücklich.

Mittwoch, 18. Mai
Hietzinger Rathaus. Post aus England. Onkels legale Einladung, nach England zu kommen, und Einschreibung in eine Handelsschule.

Donnerstag, 19. Mai
9.45 Uhr: Zollamt.

15 Eric Sanders trug in seinem Tagebuch minutiös die zahlreichen, aufreibenden Wege ein, die für die Vorbereitungen einer offiziellen Ausreise nötig waren. Wir haben mit Eric Sanders, der im 15. und später im 13. Bezirk aufgewachsen ist, ebenfalls 2007 ein Interview geführt, zitieren hier jedoch direkt aus seiner Autobiografie, Sanders 2008, S. 64-67.

Freitag, 20. Mai
Zehn Uhr: britisches Konsulat mit Handelsschuleinschreibung. Lange, lange Schlange.

Als ich im Passamt des britischen Konsulats endlich vor der Dame stand, die wahrscheinlich Tausende von Ansuchen zu überprüfen hatte, und ihr meine Einschreibung ins Clark's College, London, überreichte, schüttelte sie ablehnend den Kopf: »Damit setzen Sie doch nicht Ihre Schule fort!« Entsetzt schaute ich sie an. Ich weiß nicht, was sie in meinen Augen las. Verzweiflung vermutlich. Dann sagte sie mit einer wegwerfenden Handbewegung und tröstender Stimme, »Oh, never mind«, und bewilligte mit ihrer Unterschrift das Visum. In England erfuhr ich viel später, dass diese Dame, Mrs. Holmes, die englischen Einreisegesetze vielfach übertreten hatte, um der größtmöglichen Zahl von Antragstellern die Einreise nach England zu ermöglichen. [...]

Samstag, 21. Mai
Zum britischen Konsulat.

Montag, 23. Mai
Wiener Rathaus.

Dienstag, 24. Mai
Taxamt, Zollamt, Rathaus.

Montag, 30. Mai
Britisches Konsulat, bis halb drei Uhr gewartet.

Mittwoch, 1. Juni
Fredis siebzehnter Geburtstag.

Donnerstag, 9. Juni
Fredi fährt weg. Um 6.45 Uhr Fredi, Mutti und Papa zum Ostbahnhof gefahren. Um 8.30 Uhr geht der Zug.

Mehr als zwei Personen durften Fredi nicht zum Bahnhof begleiten. Ich nahm von meinem geliebten Bruder Abschied. Einige Tage später schlossen die Eltern das Geschäft endgültig.

Dienstag, 21. Juni
Passamt. Erfolglos.

Mittwoch, 22. Juni
Acht Uhr Passamt, Wehrgasse.

Mittwoch, 6. Juli
Passamt, Wehrgasse.

Samstag, 9. Juli
Muttis Dienstmädchen-Permit eingetroffen.

Sonntag, 17. Juli
Muttis Abreise. Zehn Uhr am Westbahnhof. Abfahrt 11.30 Uhr.

Dienstag, 9. August
Singerstraße, Wehrkommando.

Mittwoch, 10. August
Wehrkommando, Falkestraße 1. Bescheinigung – nicht wehrpflichtig.

Freitag, 12. August
Britisches Konsulat. Mein Studentenvisum bewilligt.

Montag, 15. August
Briefe von Mutti mit Erlaubnis vom Londoner Home Office und vom britischen Konsulat für meine Einreise. Nachmittags gepackt. Abends mit Papa ins Auhof-Kino: *Premiere* mit Zarah Leander, Attila Hörbiger und Theo Lingen.

Mittwoch, 17. August
Neun Uhr morgens mit Reisepass zum britischen Konsulat. Nachmittags Devisenbüro, Glasergasse.

Donnerstag, 18. August
Abschiedsparty am Nachmittag mit Liesel Kober, Eva Guttmann, Kurt Landsberger.

Freitag, 19. August
Einreisevisum vom britischen Konsulat abgeholt.

Samstag, 20. August
Belgisches Konsulat, Ansuchen um Durchreisevisum.

Montag, 22. August
Früh zur Kultusgemeinde. Wieder hin um sechs Uhr abends, erhielt Fahrkarte nach London.

Dienstag, 23. August
Devisenbüro, englisches Geld (zwei Pfund).

Donnerstag, 25. August
Abreise von Wien. Papa, Tant' Kamilla und Frau Hönigsberg mit mir zum Westbahnhof. Zugabfahrt 10.35 Uhr.

Abschied und das Trauma der Trennung

Moshe Jahoda

Als ich zum Südbahnhof gekommen bin, haben sie uns durchgelassen durch so einen schmalen Weg von Gittern. Durch Polizeigitter sind wir durchgegangen, und die Eltern haben keine Erlaubnis gehabt, uns zu den Zügen zu begleiten. Ich bin schon am Ende gewesen und fast am Eingang, wo die Schienen sind, und plötzlich höre ich von links die Stimme meiner Mutter. Der Polizist wollte sie zurückdrängen, und sie hat sich über das Gitter gebeugt und hat mich geküsst, und ich habe gesagt: »Mutti, ich schäme mich, die Kinder schauen mich an.« Kindische Reaktion. Als ich drinnen war [...], habe ich mir gesagt, ich habe es gewusst, hundertprozentig: »Du hast dich idiotisch benommen. Das war das letzte Mal in deinem Leben, dass dich deine Mutter geküsst hat.«[16]

Moshe Jahoda mit seiner Schwester Gerti (Moshe Jahoda)

Moshe Jahoda Eltern Robert und Hermine Jahoda (Moshe Jahoda)

16 Den Eltern und der 1931 geborenen Schwester Gertrude gelang die Flucht nicht: Sie wurden in Auschwitz ermordet.

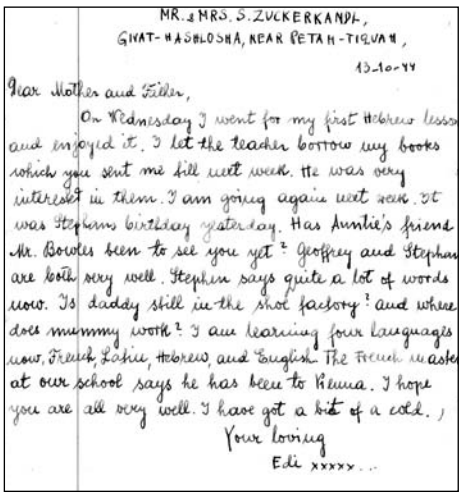
Ich kann dir über den letzten Augenblick am Bahnhof mit meinen Eltern erzählen. Ich war sehr aufgeregt über die Reise. Sie haben mir einen Namen und eine Nummer umgehängt. Mein Vater sagte mir, ich fahre nach England. Ich erinnere mich an meine Mutter, die bittere Tränen weinte. Aber mein Vater sagte: »Klara, wir müssen das machen. Wer weiß, was sonst passiert.« – Und er hat uns alle gerettet. Heute habe ich große Bewunderung für ihn. Damals war ich ihm sehr böse. [...] Ich war glücklich. Ich habe nicht verstanden, was vorgeht. Ich war glücklich – ein Kind von sieben Jahren geht auf Reisen. [...] Ich war sehr unabhängig.

Dieser Abschied ist Eddie Arads früheste Erinnerung. Die Erinnerung an seine höchstwahrscheinlich guten und wohlbehüteten Kinderjahre davor wurden durch die Trennung von seinen Eltern im Dezember 1938 bis zum heutigen Tag blockiert. Sie erwachten auch nicht wieder nach dem Wiedersehen mit seiner Eltern in Palästina im Jahr 1945.

Edi Zuckerkandl (Eddie Arad) mit seiner Mutter bei einem Picknick, ca. 1938 (Sharon Sanders)

Edi Zuckerkandl (Eddie Arad) in England, 1939 (Sharon Sanders)

In England kam Eddie zu verschiedenen Gastfamilien, und ab 1941 stand er mit seinem Vater in Briefkontakt. Schon damals konnte er sich nur schwer an seine Eltern erinnern, und als einziger unserer InterviewpatnerInnen hat er Deutsch fast vollständig »vergessen«. Eddies Vater hatte Englisch gelernt, nur um mit seinem Sohn und dessen Pflegeeltern in Briefwechsel treten zu können, denn deutsche Post wäre während des Krieges abgefangen worden. Die Alltäglichkeit und Höflichkeit der Briefe lässt nichts von der inneren Erschütterung ahnen. – So verhältnismäßig »glimpflich« die Fluchtgeschichte Eddies und seiner Familie scheint: Die lebenslange Wirkung, sofern man eine solche Aussage überhaupt machen kann, war eine der schlimmsten.


MR. & MRS. S. ZUCKERKANDL,
GIVAT-HASHLOSHA, NEAR PETAH-TIQVAH,

13-10-44

Dear Mother and Father,

On Wednesday I went for my first Hebrew lesson and enjoyed it. I let the teacher borrow my books which you sent me till next week. He was very interested in them. I am going again next week. It was Stephens birthday yesterday. Has Auntie's friend Mr. Bowles been to see you yet? Geoffrey and Stephen are both very well. Stephen says quite a lot of words now. Is daddy still in the shoe factory? and where does mummy work? I am learning four languages now. French, Latin, Hebrew, and English. The French master at our school says he has been to Vienna. I hope you are all very well. I have got a bit of a cold.)

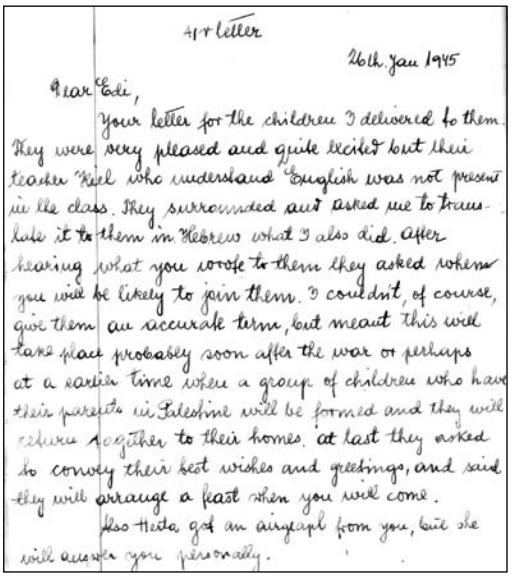
Your loving
Edi xxxxx...

13. Oktober 1944

Liebe Mutter, lieber Vater,

Am Mittwoch bin ich zu meiner ersten Hebräisch-Stunde gegangen. Ich habe dem Lehrer meine Bücher, die du mir geschickt hast, bis nächste Woche geborgt. Er hat sich sehr dafür interessiert. Nächste Woche gehe ich wieder hin. Gestern war Stephens Geburtstag. Hat Tantes Freund Mr. Bowles euch schon getroffen?[17] Geoffrey und Stephen [den Kindern seiner Pflegeeltern] geht es beiden sehr gut. Stephen sagt jetzt schon viele Worte. Ist Papa noch immer in der Schuhfabrik? Und wo arbeitet Mama? Ich lerne jetzt vier Sprachen: Französisch, Latein, Hebräisch und Englisch. Der Französisch-Lehrer unserer Schule sagt, er war einmal in Wien. Ich hoffe, es geht euch allen gut. Ich bin ein bisschen verkühlt.

In Liebe,
Edi xxxxx


4th letter

26th Jan 1945

Dear Edi,

Your letter for the children I delivered to them. They were very pleased and quite excited but their teacher Hiel who understand English was not present in the class. They surrounded and asked me to translate it to them in Hebrew what I also did. After hearing what you wrote to them they asked when you will be likely to join them. I couldn't, of course, give them an accurate term, but meant this will take place probably soon after the war or perhaps at a earlier time when a group of children who have their parents in Palestine will be formed and they will return together to their homes. At last they asked to convey their best wishes and greetings, and said they will arrange a feast when you will come.

Also Herta got an airgraph from you, but she will answer you personally.

26. Januar 1945

Lieber Edi,

deinen Brief an die Kinder habe ich weitergegeben. Sie haben sich sehr darüber gefreut und waren recht aufgeregt, aber ihr Lehrer Hiel, der Englisch versteht, war nicht in der Klasse. Sie haben mich umstellt und gebeten, den Brief zu übersetzen, was ich auch tat. Nachdem sie gehört haben, was du ihnen schreibst, fragten sie, wann du etwa kommen würdest. Ich konnte ihnen natürlich keine genaue Antwort geben, meinte aber, das würde wahrscheinlich kurz nach Kriegsende geschehen oder vielleicht sogar noch früher, wenn eine Gruppe von Kindern, die ihre Eltern in Palästina haben, zustande kommt und sie gemeinsam nach Hause reisen können. Zuletzt baten sie mich, dir ihre besten Wünsche und Grüße auszurichten, und sagten, sie würden zu deiner Ankunft ein Fest veranstalten. Auch Herta hat einen Airgraph[18] von dir erhalten und wird dir persönlich antworten.

Wir waren sehr glücklich, von dir zwei Airgraphs zu erhalten. Ich werde mich bemühen, dir in nächster Zukunft noch einige Fotos von unserem Haus und von uns zu schicken.
Heute ist der erste schöne Tag nach einer langen Regenperiode. Auf dem Platz vor dem Esszimmer geht es jetzt sehr lebendig zu. Der Fischteich

17 Eddie nennt seine Pflegeeltern in den Briefen immer »Tante« und »Onkel«.

18 Airgraphs waren eine frühe Technologie des Mikrofilms, die 1940 eingesetzt wurde, um das Postvolumen im Briefverkehr mit britischen Truppen im Mittleren Osten zu verringern. Vgl. www.kg6gb.org/airgraphs.htm.

wird bald fertig sein, und ein schönes Rosenbeet wird gerade vorbereitet, ebenso Rasenflächen und Plätze, an denen verschiedene Bäume gepflanzt werden sollen. Das muss alles bis nächsten Montag fertig sein, den fünfzehnten Tag des jüdischen Monats Schwat, der Hamischassar Bischwat genannt wird. Das ist ein freudiger Feiertag für Kinder. Junge Leute pflanzen in allen Siedlungen in Palästina neue Bäume, denn dieser Tag ist das Neue Jahr oder der »Frühling« der Bäume. (Der erste Tag oder Abend jedes jüdischen Monats ist immer Neumond und der Fünfzehnte ist immer Vollmond.)

Wir waren sehr glücklich, dass es euch allen gut geht, und hoffen, dass das noch immer so ist. Mutter bittet dich, mit deinem neuen Fahrrad vorsichtig zu sein, damit du nicht stürzt.
Wir sind Mrs. Purkin sehr dankbar für die drei Briefe, die wir von ihr erhielten, und entschuldigen uns, dass wir noch nicht geantwortet haben. Ich werde das so bald wie möglich nachholen. Wir waren alle so froh, dass ihr alle Weihnachten und deinen Geburtstag so gut verbracht habt – und danke bitte Onkel und Tante für ihre Liebenswürdigkeit. Möchtest du ihnen bitte unsere besten Wünsche ausrichten, für sie selbst und für Geoffrey und Stephen.
Danke, Eddie, für deine netten Briefe, die du jetzt öfter schreibst, und schreib uns bitte auch, ob du etwas von hier haben möchtest.

Deine dich liebenden Eltern,
Zuckerkandl[19]

Fluchtwege

Katriel Fuchs

Die Jüdische Gemeinde hatte damals noch Geld, und für jeden musste eine Reichssteuer entrichtet werden – 1.000 RM für jeden, der ausreisen durfte. Sie hat für uns bezahlt, und das bringt mich zu einer anderen Geschichte: Das war in der Steiermark, da war ein gewisser Josef Schleich.[20] Er war aus einer Familie, die hat sich scheinbar über Jahrhunderte mit Schleichhandel beschäftigt: Er konnte Slowenisch [...]. Dieser Mensch war unser Lebensretter, der hat uns in einem Schuppen Unterkunft gestattet, und er hat auch eine Taxi-Firma gehabt, so hat er uns an die jugoslawische Grenze befördert. Wir wurden sogar noch von einem deutschen Wehrmachtskommando bis an die Grenze begleitet, damit wir ja verschwinden und nicht mehr wiederkommen, denn es wurde bezahlt, alles abgerechnet. Auf der anderen Seite waren die jugoslawischen Grenzwächter, die waren bestochen. Während sich die Wachposten abgewechselt [haben], haben die gesagt: »Jetzt rennt über die Lichtung rüber!« Und dort haben uns die Schleicher übernommen und haben uns durch die Karawanken gelotst, bis wir am nächsten Tag in der Früh an der Drawa angekommen sind. Man hat uns dort bei Marbach, Maribor, in ein Wirtshaus gebracht. Dort hat man uns Essen gegeben. Ich hab' das erste Mal in meinem Leben einen Schweinsbraten gegessen, der hat wunderbar geschmeckt, und einen Rotwein dazu [getrunken]. Für uns war das ein Abenteuer, das erste Mal im Ausland, eine Sprache, die wir noch nie im Leben gehört haben. Wir wurden bis dahin als Gruppe betreut, es waren auch verschiedene darunter, die ich nicht gekannt habe. Wir waren im Ganzen 20–25 Jugendliche. In der Nacht hat man uns gesagt: »Kommt mit!« –Man hat uns zu einer Böschung gebracht. Der Lockführer von einem Lastzug war bestochen [worden], damit er kurz dort stehen bleibt – 2, 3, 4, 5 Minuten. Wir hätten auf einen bestimmten Waggon aufspringen sollen, und in Zagreb hätte man uns erwartet, um uns weiter zu betreuen.

19 Kopien der Briefe erhielten wir von Sharon Arad, der Tochter von Eddie Arad, der wir an dieser Stelle herzlich dafür danken.

20 Vgl. Brunner 2000; Fröhlich 2007.

Ich war besoffen, das erste Mal in meinem Leben, das Schweineschnitzel und der Wein und die Aufregung und alles. Ich habe friedlich geschlafen. In der Früh bin ich aufgewacht, klarer Himmel, niemand ist da. Nur die Gleise, über die ich vor Jahren gedichtet habe: »Nur die Schienen blinken« – das ist mir noch in Erinnerung. Jedenfalls: Ich hab' nicht gewusst, wo Süden, wo Norden ist. Ich habe angefangen, irgendwohin zu gehen. Da ist ein Landgendarm auf mich zugekommen und hat mich etwas gefragt. Ich hab' ihn nicht verstanden, er hat mich nicht verstanden. Also hat er mich zum Polizeirevier gebracht. Dort haben sie mich eingesperrt über Nacht, haben mir Essen gebracht. Die haben nicht gewusst, was sie mit mir anfangen sollen. Ich war 15 Jahre alt, mit einem kleinen Rucksack, kurzer Hose, sonst hab' ich nichts gehabt, keine Ausweise – die hatten sie uns abgenommen. Sie haben uns zu Fuß bis nach Spielberg – an die Grenze – geschickt, mich und den Wachmann. Wir sind zwei Tage schön langsam gegangen, der Wachmann ist bei jedem Wirtshaus eingekehrt und hat versucht, mit mir zu kauderwelschen. Dann sind wir zur Grenze gekommen, da waren Tanksperren, und drüben haben die Hakenkreuz-Fahnen geweht. Er hat zu mir gesagt: »Du Austrianic, du dort gehen, deine Heimat.« Und ich bin gegangen und komm' dort durch. Auf der anderen Seite steht breitbeinig ein SA-Mann und schaut mich an. Sagt so eine kleine Stimme: »Ja, i bin wieder da.« Der hat auch nicht genau gewusst, was er mit mir machen soll. Das war irgend so ein Dorf. Er hat gesagt: »Da, warte mal.« Dann hat er gesagt: »Komm, tu was.« – Ich habe Holzscheite aufstapeln müssen, und dann hat er den Stapel wieder umgeworfen und gesagt: »Fang von vorne wieder an.« [...] Dann kam die Eingebung. Das war die internationale Bahnstation, von Jugoslawien nach Wien, direkt, die Südbahn, und ich seh, der Zug kommt. Ich nehm mein Packerl und spring' auf – und fahr' in die falsche Richtung. Na ja, in die andere Richtung hätt' ich sowieso nicht fahren können. Der ist gefahren und gefahren, und unterwegs waren Kontrollen, aber hauptsächlich für die Armee. Dann ist auch der Schaffner gekommen, und ich werde bis heute diesen Engel nicht vergessen: Ein blondes Mädel ist mir gegenüber gesessen, vielleicht 20, und hat gesehen, das mit mir irgend etwas nicht in Ordnung ist. Da hat sie die Karte für mich bezahlt und hat gesagt: »Der gehört zu mir.« Wir sind dann um Mitternacht am Südbahnhof angekommen, und ich bin verschwunden. Ich habe nicht einmal – das tut mir bis heute Leid – diesem Engel »Danke« sagen können. Was mach' ich jetzt? Nach neun Uhr war sowieso Ausgangssperre für Juden, und es war Mitternacht oder so. Ich bin halt brav die Prinz-Eugen-Straße hinuntergegangen, wo wir uns noch vor Kurzem mit den Gestapo-Leuten getroffen haben und wo mein Vater plötzlich aufgetaucht ist. Und ich komm' in die Obere Donaustraße – damals war Rodaun schon »judenrein«, und meine Mutter hat mit einer anderen Frau, der Frau Probst, in der Oberen Donaustraße zusammengewohnt. Ich habe noch gesehen, wie sie zusammen mit anderen Frauen die Friedensbrücke oder die Schwedenbrücke hat putzen müssen. Ich komm' dort an und klopf' an. Dass meine arme Mutter nicht der Schlag getroffen hat, denn wer klopft um 1 oder 2 Uhr in der Nacht an? Sie sieht das Buberl vor sich: »Um Gottes willen, du bist wieder da.« Jetzt hab' ich eine Zeit lang eine Untergrund-Existenz geführt in Wien. Keine Papiere, es hat mich nimmer gegeben offiziell. Ich hab' wieder mein altes Leben aufgenommen, bin in das Lehrlingsheim, hab' dort geschlafen und Tischtennis gespielt. Dann ist es immer enger und enger geworden. Wir haben auch dort ein paar Behinderte gehabt, die wurden abtransportiert, zu den berühmten Mengele-Experimenten am Spiegelgrund. Also, die waren weg eines schönen Tages.

Dann wurde ein weiterer Transport für uns Jugendliche organisiert. Da waren schon nicht mehr nur Jugendliche, sondern auch ältere Leute dabei. Wieder dieselbe Prozedur, derselbe Schleich. Da hab' ich gar nichts mehr gehabt, nur dieselben kurzen Hosen und ein leichtes Hemd, aber es war schon Winter, November oder so. Wir sind wieder über die Grenze gegangen, und man hat den Älteren gesagt: »Lasst die schweren Sachen zurück. Es ist schwierig.« Aber die wollten sich nicht von ihren Koffern trennen. Da ist man über eine Schlucht, und man hat auf einem vereisten Brett gehen müssen. Und da ist einer mit seinem Koffer abge-

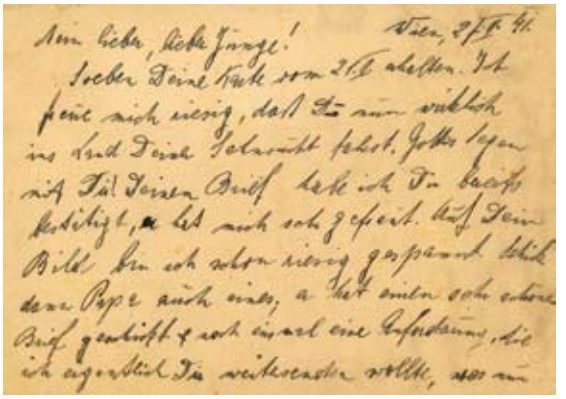
stürzt in die Tiefe – den Schrei hör' ich heute. Der ist dahin, ist nichts zu machen. – Wieder sind wir bis Maribor gekommen, an die Drawa, die Drau. Aber diesmal kein Wirtshaus, kein gar nichts. Da haben ein paar Autos gewartet, man hat drei Jugendliche hinten in den Kofferraum reingesteckt, und in wilder Fahrt ist es losgegangen bis nach Zagreb. Ich hab' unterwegs noch ein kleines Buberl auf den Rücken genommen, weil der überhaupt nicht gehen konnte. Vor Anstrengung hab' ich geschwitzt, und der Schweiß ist mir am Leib zu Eis geworden. Ich bin angekommen in Zagreb und hab' fast 41 Grad Fieber gehabt und eine Lungenentzündung selbstverständlich. Aber dort war eine jüdische Gemeinde, die uns empfangen hat, und man hat mich ins Krankenhaus eingeschleust. Ich habe Todesangst gehabt, dass man mich entdekken würde. Ich habe nicht genau gewusst, wo ich bin. – Jedenfalls bin ich rausgekommen und bei einer jüdischen Familie untergebracht worden: Bei einer haben wir geschlafen, bei einer anderen hab' ich Mittagstisch gehabt, und bei einer dritten hab' ich Jugoslawisch gelernt. Die Geschichte würde weitergehen, noch und noch.

Von Zagreb aus konnte Katriel noch den Briefkontakt mit seiner Mutter aufrechterhalten. Katriels Mutter und Schwester wurden ermordet, sein Vater verschwand in Russland. Am 27. Februar 1941 schrieb Helene Fuchs an ihren Sohn Katriel in Zagreb aus einer Sammelwohnung in Wien:

Mein lieber, lieber Junge!

Soeben Deine Karte vom 21. II. erhalten. Ich freue mich riesig, dass Du nun wirklich ins Land Deiner Sehnsucht fährst. Gottes Segen mit Dir! Deinen Brief habe ich Dir bereits bestätigt, er hat mich sehr gefreut. Auf Dein Bild bin ich schon riesig gespannt. Schick dann Papa auch eines; er hat einen sehr schönen Brief geschickt & noch einmal eine Anforderung, die ich eigentlich Dir weitersenden wollte, was nun hinfällig ist. Ich glaube, auch unsre Tage in Wien sind gezählt. Wie Gott will bin ich auf alles gefaßt! Schreib vielleicht auf jeden Fall auch Onkel Hans nach Liesing, daß ich deine Adresse erfahre. Du bist ja mein gescheiter Bub, auf den ich mich verlassen kann.

Innige Küsse und alles Gute



Postkarte von Helene Fuchs an ihren Sohn Katriel in Zagreb, Sammelwohnung, Obere Donaustraße 81/71a, 27. Februar 1941

Dita Segal

So sind zwei Jahre im Ghetto [im 2. Bezirk in Wien] vergangen. Sie hatten kein Einkommen, sie hatten nichts. Es gab eine Lebensmittelzuteilung, aber die war sehr schwach. Der Großvater hat sich dort mit dem Schuhmachen ein bisschen arrangiert. Nach anderthalb Jahren sagte jemand zu den Großeltern. »Es ist eine Selektion in dem Viertel, in dem Ihre Tochter [meine Tante] ist, gehen Sie schnell hin.« Das war Freitagabend. Die Großmama ist hingerannt, und die Suppenteller waren noch warm, und die [Shabbat-]Kerzen haben gebrannt, und sie war schon nicht mehr da.

Meine Großeltern kamen nach zwei Jahren mit ihrer Schwester [der Großmutter] nach Theresienstadt. Sie haben in der Badhausgasse 14 gewohnt, in Theresienstadt. Da kam eines Tages eine Frau und sagt: »Ja hören Sie, Frau Rotter, da steht einer an der Straßenecke und singt das Fiakerlied! Und alle Leute geben ihm ein Stückchen Brot.« Meine Großmama ist auch hingegangen – und wer war das, der das Fiakerlied gesungen hat? Ihr Bruder aus Brünn. Er hat in der Schweiz gewohnt, und dann haben sie beschlossen, nach Brünn zu übersiedeln. Seine Frau war Opernsängerin, und er war auch dort. Nach ein paar Wochen kam ein Transport mit deutschen Juden aus Augsburg, und da kam der jüngste Bruder. Also waren alle Geschwister versammelt in Theresienstadt. Die älteste Schwester ist an Schwäche gestorben, die war schon eine alte Frau. Auch der älteste Bruder, der war in der Festung beim Verhör. Dann ist er rausgekommen, da war er schon nicht mehr Mensch, nur ein Schatten, und ist dann einfach eingegangen. Und die Frau ist, nachdem er gestorben war, mit der ersten Selektion nach Auschwitz [deportiert worden]. Die Großeltern mit dem jüngsten Bruder sind dort geblieben. Aber da es ein Musterlager war in Theresienstadt, konnten sie jedes halbe Jahr eine Karte schicken. Das war vorgedruckt: »Es geht uns gut, wir beschäftigen uns [...].« Nur die Unterschrift – da wussten wir, dass sie noch am Leben sind. Auch wir konnten jedes halbe Jahr eine Karte und ein Paket [aus Ungarn] hinschicken. Meine Mama hat wirklich gehungert und Pakete geschickt, die aber nie angekommen sind.

Wie wir nach Auschwitz gekommen sind, meine Mama und ich, haben wir alle Frauen, die wir gesehen haben, nach meiner Tante gefragt. Da haben wir noch gar nicht begriffen, wo wir eigentlich hingekommen sind. Wir sind durch Wiener Neustadt gefahren. Es war Sommer, es war Mai, und die Leute waren alle so hübsch angezogen und hatten Blumen – und die Kinder. Und wir in den Viehwaggons, ohne Wasser, ohne nichts, auf den Nebengeleisen. Da hab' ich gedacht: Na ja, vor fünf Jahren sind wir durch Wiener Neustadt nach Ungarn und jetzt gehen wir in eine ganz andere Richtung. Aber wir haben nicht gewusst, dass wir nach Auschwitz fahren.

Also, nachdem die letzte Karte vom Großvater [an uns] mit dem Stempel »Adresse unbekannt« zurückgekommen ist, haben sie schon gewusst, dass wir weg sind. Da hat der Großvater gesagt: »So, jetzt hab' ich genug. Ich mach' nicht mehr weiter; von meiner Tante weiß ich nichts, von der Hede weiß ich nichts – mir ist es genug.« – Und da kamen sie und haben gesagt am Umschlagplatz: »Meldet euch, wir brauchen 200 Juden, die bringen wir in die Schweiz.« Da haben die Leute gesagt, »Das ist ein Bluff, die bringen uns nach Auschwitz«, und haben sich nicht gemeldet. Sie haben sich nicht getraut. Der Bruder von meiner Großmutter hat gesagt: »Kommt nicht in Frage, ihr geht nicht.« Der Großvater hat aber gesagt: »Es kommt ja in Frage. Ich will nicht weiter leben, ich will gar nichts, ich will Schluss machen.« Und er hat sich eingeschrieben. Und nach drei Jahren in Theresienstadt sind sie in die Eisenbahn eingestiegen, und es waren keine Viehwaggons, es waren Personenzüge mit verhängten Fenstern. Dann sind sie gefahren und gefahren, sie wussten ja nicht wohin. Auf einmal hat der Zug gestoppt. Sagt die Großmutter: »Jetzt sag' ich dir schon Lebewohl.« Da kam auf einmal das Rote Kreuz

und sagte, »Sie sind in der Schweiz«, und haben ihnen Milch gebracht und Essen und haben sie nach Lugano gebracht. In Lugano war ein Hotel, das war vorbereitet für die Flüchtlinge. Dort haben sie gewohnt bis zum Ende des Krieges.

Mein Vater war ein sehr starker Mann. Sie haben ihn in ein Bergwerk genommen, und dort ist fast niemand am Leben geblieben. Sie mussten diese schrecklich großen Steine schleppen, und er hat einen Bruch bekommen. In der Aufsicht war auch ein Wiener Offizier, der hat die Pferde betreut. Irgendwie war es mit Pferden verbunden. Der hat es dann durchgesetzt, dass er meinen Vater dorthin genommen hat. Er sollte die Pferde pflegen, er sollte den Stall reinigen. Das hat man erzählt. – Wie es war, weiß ich nicht. Ich habe in den 70 Jahren noch keinen Menschen gefunden, der mit meinem Vater war. Einen einzigen! Der hat das erzählt. – Wie sie gesehen haben, dass er meinem Vater dort geholfen hat, haben sie ihn an die Front versetzt. Dann hat man meinen Vater in Quarantäne gegeben. Und sie haben ihm gesagt, man habe gesehen, dass man meine Mutter erschossen hat und dass ich allein geblieben bin. Da ist mein Vater halt trotz des zweiseitigen Bruchs – er hat nur noch 40 Kilo gewogen, er war schon ein Muselmann – aufgestanden und hat gesagt, er muss mich finden in der ganzen Weltgeschichte. – Da war ein Transport, das war schon vor der Befreiung von Auschwitz, das war ein Transport, den man nach Gleiwitz geführt hat. Dort in der Nähe war ein verminter Wald. Der Transport hatte 30.000 Menschen, die man alle dorthin gejagt hat. Es war im Jänner und ein großer Schnee und Frost. Mein Vater ist nicht weit gekommen, er ist umgefallen. Dann haben sie ihm einen Kopfschuss gegeben und er war weg. Und das alles, nachdem er sich dort geplagt hat, ein ganzes Jahr lang.

Nachricht von der Vernichtung

Israel Hadar (Walter Herlinger)

Ich habe immer noch gehofft bis zum Jahre 1944, dass ich meine Eltern wiedersehen könnte [...]. Ich war in einem Kibbuz von polnischen Einwanderern, von Hanoar Hazioni. Und dann eines Tages erscheint im Kibbuz eines der Mitglieder der Jugendbewegung aus Polen. Die war im Ghetto in Warschau, und die wusste viel und hat uns die Wahrheit mitgeteilt. Das ist nicht nur bei uns passiert, auch in anderen Plätzen, in Tel Aviv und in Kibbuzim. Das war ein Schock. Denn plötzlich wusste man, dass dort so eine Vernichtung herrscht.

Israel Hadars Eltern, Leopold und Resi Herlinger, die 1942 in Mali Trostinec ermordet wurden (Israel Hadar)

Israel Hadar kurz vor seiner Flucht mit seinem jüngeren Bruder Heinz, der ebenfalls deportiert und ermordet wurde (Israel Hadar)

[...] Zwischen 1947 und 1950, schätze ich, wandte ich mich an die Israelitische Kultusgemeinde in Wien. Da hat man mir ganz genau geschrieben, und zwar auf einem Formular. Jeder hatte ein Formular für sich: Resi Herlinger, Leopold Herlinger, Heinz Herlinger, am 17. August nach Minsk deportiert und nicht in der Rückkehrkartei erscheinend. – Von dem Moment an hab' ich gewusst, ich hab' mich für nichts zu beeilen, um nach Wien zurückzukehren. So bin ich erst 1957 nach Wien zurückgekommen.

Ankunft in Israel

Paul Zwicker (li.) mit drei Freunden im Kibbuz, ca. 1940

Paul Zwicker

Ich glaub', das Schwere [der Lebensverhältnisse in Palätina], das haben wir nicht so empfunden. Das Schwere war, dass wir mit 15 aus dem Haus heraus sind, und die Jugend, die Familie war nicht mehr. Das war das Schwere. Aber dass wir mit einer Gruppe hergekommen sind, hat uns das erleichtert. Auch das Ideal [...].

Paul Zwicker (li.) mit denselben drei Freunden, ca. 2001 (Paul Zwicker)

Chava Blodek-Kopelman

Am 13. Februar 1939 sind meine Mutter und ich in Palästina angekommen: mit dem Schiff nach Haifa, und da hat mein Vater gewartet. Das ist ein gelbes Bild, denn es war so eine starke Sonne, die ich in meinem Leben noch nie gesehen hab. Der Himmel war blau, und alles rundherum war gelb. Und oft, wenn eine sehr starke Sonne scheint, bin ich dort. – Das war eine schreckliche Freude, meinen Vater wiederzusehen. [...]

Stella Finkelstein

Wir waren glücklich. Natanya hat bestanden aus einem Kino und einer Schule und ein paar kleinen Häusern. Heute ist es eine große Stadt. Da hat man uns abgeschälte Orangen gegeben, und jeder hat eine Spalte bekommen. Das war das Erste, was ich gegessen habe. Dann hat man ein Taxi gebracht und hat uns hingeführt, wohin wir wollten. Da waren meine Geschwister, also bin ich dann nach Tel Aviv gefahren. Das war alles gefährlich. Die Araber haben geschossen auf was sie konnten. In Tel Aviv bin ich angekommen und hab' meinen jüngsten Bruder getroffen und meinen älteren Bruder. Die haben mich nach Hause genommen.
1938 bin ich angekommen. [...]
Zwei Tage später hab' ich mir gleich Arbeit gesucht. Ich wurde ein Dienstmädchen bei einer Familie, die es sich erlauben konnte. [...]

Dann hab' ich bei meiner Schwägerin als Schneiderin gearbeitet und hab' bis zu meinem achzigsten Lebensjahr gearbeitet.

Ella Kaufmann mit ihrer Mutter im Gänsehäufl, ca. 1928 (Ella Kaufmann)

Ella Kaufmann

[...] Ich hab' gewusst, dass meine Eltern auf der Pat-ria überführt worden sind. Drei Monate waren sie am Meer. Er [Ellas Cousin] hat gesagt, mein Vater ist auf der Liste der Überlebenden der Patria.[21] Ich hab' gedacht, Mutter ist schwächlicher, ich weiß nicht, ob sie überlebt hat. Erst Tage später hab' ich erfahren, dass sie beide überlebt haben. Aber man durfte sie nicht besuchen, die Engländer haben es nicht erlaubt. Nach anderthalb Jahren durfte ich sie durchs Gitter sehen. Sie waren arrestiert [!] von den Engländern, ich glaube sogar, voneinander getrennt, und haben in Baracken gewohnt. Das ist kein Vergleich damit, was sich in Deutschland getan hat, aber die Engländer haben auch ganz gut gepiesackt.

Arie Feier im Mai 1938 in Palästina (Arie Feier)

Arie und Chava Feier

Arie: Wir sind [im Mai 1938] in Atlit mit einem illegalen Schiff angekommen und wurden dort von kleinen Schiffen abgeholt und ans Ufer gebracht und auf verschiedene Plätze aufgeteilt. Ich bin mit einem Schulfreund nach Tel Aviv gekommen. Wir haben versucht, die Ben Jehuda [Straße] zu finden. Mein Freund hatte in Wien Hebräisch gelernt und hat einen Mann gefragt, wie man zur Ben Jehuda kommt. Der Mann gab keine Antwort. Da habe ich auf Deutsch gefragt, und sofort haben wir den Weg gefunden.

Chava: In der Ben Jehuda war eine Freundin seiner Mutter. Man hat sich geschämt, auf der Straße Deutsch zu sprechen. Aber Ivrit war so schwer. Die moderne Sprache war auch ganz anders [als das biblische Hebräisch]. Die Leute haben sich lustig gemacht, weil wir einen so starken Akzent hatten. Es hat Jahre lang gedauert.

Arie Feier schrieb in einer kleinen Familienbiografie über die Flucht, die folgende Internierung und den Tod seines Vaters im englischen Internierungslager, während er selbst, vier Jahre nach seiner Ankunft in Palästina, in der englischen Armee diente:

Die Eltern versuchten, nach Palästina auszuwandern. Der Zweite Weltkrieg brach aus, erst im Oktober 1940 konnten sie mit einem von Eichmann kontrollierten Transport Wien verlassen. Sie durften 10 DM mitnehmen. Mit einem Donaudampfer kamen sie nach Rumänien. Das Schiff, das sie illegal nach Palästina bringen sollte, hieß »Altantik« und war ein Frachter unter

21 Die Hagana hatte einen Sprengsatz an der im Hafen liegenden Patria angebracht, der das Schiff seeuntauglich machen und verhindern sollte, dass die illegal nach Palästina gekommenen Passagiere nach Mauritius geschafft werden. Doch war der Sprengsatz zu stark, und 270 Menschen kamen um. Die Überlebenden wurden in ein Internierungslager nach Atlit gebracht.

panamischer Flagge. Über 1.500 Flüchtlinge musste das Schiff aufnehmen. Es fehlte an Platz, und die sanitären Bedingungen waren unmenschlich, es war ein Albtraum. Die Beziehungen zum Kapitän und der Besatzung waren schlecht. Der Proviant reichte bloß für einen Monat, doch die Fahrt dauerte acht Wochen. Nach einigen Wochen Fahrt fehlte es an Heizmaterial, und das Schiff lag völlig still. Die »Atlantik« sendete SOS. Ein Schlepper brachte das Schiff nach Zypern. Für Proviant, Feuerung und Wasser musste jeder Flüchtling zwei Dollar erlegen. Jetzt fuhr das Schiff Richtung Palästina, begleitet von einem englischen Schiff. Die Engländer planten, die Flüchtlinge auf der »Patria« (ein Flüchtlingsschiff) auf eine Insel zu verfrachten. Da die »Patria« versenkt wurde, musste man die Flüchtlinge in ein Lager südlich von Haifa bringen. Männer und Frauen wurden getrennt in Wellblechhütten untergebracht. Nach einigen Tagen wurden die Flüchtlinge trotz passiven Widerstandes auf Deportationsschiffe gebracht. Obwohl die Kinder meiner Eltern [so auch Arie Feier] in Palästina lebten, mussten sie das Land verlassen, ohne sie je gesehen zu haben. Die Bedingungen auf den Schiffen waren beschämend. Nach drei Wochen Fahrt kamen die Deportierten auf der Insel Mauritius an. Die Männer wurden wie Sträflinge in einem leeren Gefängnis untergebracht. Frauen und Kinder wohnten in Baracken. Die Inter-

Blatt aus einem von Arie Feier zusammengestellten Album: li. oben ein Foto seiner Eltern auf Mauritius, 1942; darunter eine handschriftliche Notiz von Samuel Feier; re. oben eine Urkunde der Zionistischen Assoziation Mauritius in Erinnerung an Samuel Feier; li. unten der Grabstein Samuel Feiers am jüdischen Friedhof von Mauritius; re. unten eine Urkunde der Zionistischen Weltorganisation (Arie Feier)

nierten versuchten, ein normales Leben zu führen. Für die Kinder gab es Schulunterricht, für die Erwachsenen Kurse und Arbeit bei verschiedenen Projekten. Auch für kulturelle Betätigung wurde gesorgt. Das Klima war tropisch mit viel Regen, und Malaria und andere typische Krankheiten brachen aus.

In Palästina, im Sommer 1942 verlangten die jüdischen Behörden (Sochnut) einen Freiwilligen aus jedem Kibbuz zur Aufstellung neuer Einheiten im englischen Militär. Ich meldete mich für meinen Kibbuz »Maale Hachamisha«. Mein Vater starb an Malaria im Gefängnis von Mauritius am 24. Juni 1942. Die Nachricht erreichte mich bereits in englischer Militäruniform.

Das Grab meines Vaters ist eines der 128 Gräber des jüdischen Friedhofs in Mauritius.[22]

Moshe Jahoda

Ich meine, der größte Teil von uns hat objektiv keine Möglichkeit gehabt, sich der Vergangenheit zu widmen. Das haben die viel Älteren gemacht. Ich habe auch Bekannte von Seiten meiner seligen Eltern getroffen, denen es gelungen ist, auszuwandern und nach Palästina zu kommen. Die haben sich dort öfters zusammengetan und sich untereinander sehr gut verstanden. Viele von ihnen haben Sehnsucht gehabt, große Sehnsucht nach Wien, und viele von ihnen haben sich dieser Sehnsucht hingegeben. Ich weiß noch, als sie sich getroffen haben, haben sie auch so genannte Heimatlieder gesungen. Das sind diese Dinge gewesen, die ich total abgelehnt habe, denn ich war stolz. Ich wollte auf keinen Fall trauern nach dieser Heimat, die mich nicht haben wollte und die sich sehr grausam mir gegenüber, meiner Familie, meinen Freunden, meinen Verwandten gegenüber benommen hat.

Moshe Jahoda (vor der Fahne) bei einer Demonstration der Jugendorganisation Noar Oved in Haifa, 1945/46 (Moshe Jahoda)

Ella Kaufmann

Jetzt ärgere ich mich, dass man uns weggeschickt hat, dass der Hitler gekommen ist. Es wird immer ärger. Irgendwie ist eine Sehnsucht zurückgeblieben – vielleicht mit dem Alter – nicht nach den Menschen, aber nach dem Land: das Wasser, die Donau, der Regen, das alles fehlt.

22 Wir danken Arie Feier für die Zurverfügungstellung der unveröffentlichten Autobiografie.

Nachbarliche Raubzüge – die »Arisierungen« im 15. Bezirk

Die Geschichte des Holocaust ist in der österreichischen Öffentlichkeit seit gut zehn Jahren kein Tabuthema mehr, erfährt im Gegenteil breite mediale und wissenschaftliche Aufmerksamkeit. Interessant ist dabei, wie sehr wissenschaftlicher und öffentlicher Diskurs sich in der thematischen Schwerpunktsetzung unterscheiden. Wesentlich stärker als in der wissenschaftlichen steht im Zentrum der öffentlichen Beschäftigung das Opfer und sein zum Martyrium verklärtes Leid, während gleichzeitig die Frage nach dem politischen, sozialen und ökonomischen Kontext ebenso wie jene nach den TäterInnen von deutlich nachgeordnetem Interesse ist.

Die Gründe sind nahe liegend: Ein seiner Geschichte entledigtes, auf seine individuelle Bedrängnis reduziertes Opfer ist eine dankbare Identifikations- und Projektionsfläche, aus der man keine Verbindlichkeiten ableiten muss.

Die Geschichte der TäterInnen gäbe eventuell mehr zu denken und würde die Flucht ins Irrationale, in die Harmonie empfindlich stören. Nicht nur, dass diese Menschen nach wie vor unter uns leben und viele von ihnen dank ihrer damaligen Handlungen materiell reüssierten – und damit zahlreiche Angehörige nachgeborener Generationen –, auch die schlichte Banalität ihrer Motive gibt zu denken und erfordert eine deutlichere Positionierung, als sie vielen Menschen lieb ist: Ist Habgier nicht auch zum legitimen Wunsch nach ökonomischem und damit gesellschaftlichem Aufstieg umdeutbar? Wie weit ist »Schuld« eine zutreffende Kategorie, wenn jemand, im heutigen Wirtschaftsdeutsch formuliert, ein zufällig geöffnetes »window of opportunity« nützt – auch wenn damit andere um ihre Existenz gebracht werden? Schließlich hatte der/die individuelle TäterIn auf das Zustandekommen der sie/ihn mit einem Mal begünstigenden Situation nur sehr bedingten Einfluss, wie AriseurInnen nach 1945 vor sich und der Welt stets betonten. Nachfolgend wird versucht, am Beispiel des 15. Bezirks die tatsächlichen Ausmaße der Beraubung während der NS-Ära anschaulich zu machen und dabei ein Hauptaugenmerk den ProfiteurInnen zu widmen.

Die »Entjudung« der Wirtschaft

Wie im Falle der Begriffe »Jude« bzw. »Jüdin« ist es schwierig, sich der NS-Diktion auch in anderen Bereichen gänzlich zu entledigen. Gemeint ist an dieser Stelle besonders die Bezeichnung »Arisierung«, in Wahrheit nichts als ein Euphemismus für die rücksichtslose Beraubung einer zuvor definierten Opfergruppe. Wird sie hier dennoch verwendet, dann aus dem einfachen Grund, dass es sich gleichzeitig um das präziseste Vokabel handelt: Die Vorgehensweise des Faschismus stellte eine neue Dimension antijüdischer Politik dar, folglich mussten neue Terminologien geschaffen werden, die letztlich nach wie vor nicht überholt, das heißt durch allgemein akzeptierte und gebrauchte Begrifflichkeiten ersetzt sind.

Allgemein lässt sich die Beraubung der jüdischen Bevölkerung auf dem Gebiet der Republik Österreich in drei Phasen einteilen:[1]

Phase 1: »Wilde Arisierungen«: nach dem »Anschluss« auf eigenen Antrieb von NSDAP-Mit-

1 Vgl. u. a. Witek 2001, S. 795-817, Botz 1974, S. 122-136, Botz 1988, Etzersdorfer 1995, Wojak/Hayes 2000, Fuchs 1989, Loitfellner 2000, Moser 1983, S. 89-99 u. Teuschl 1993.

gliedern und ZivilistInnen bis Mai 1938 vorgenommene »Requierierungen« von jüdischem Eigentum.

Phase 2: »Staatlich unterstützte Beraubung«: Sie umfasst die Zeit zwischen der Gründung der Vermögensverkehrsstelle (VVst.) am 18. Mai 1938 und dem Novemberpogrom am 9. und 10. November desselben Jahres, in der noch keine gesetzlichen Verpflichtungen für Jüdinnen und Juden bestand, ihren Besitz zu veräußern, in der aber mannigfaltige Formen entwickelt wurden, ihnen diesen anderwertig abzupressen.

Phase 3: »Beschleunigte Entjudung«: Die letzte Periode setzte mit dem Novemberpogrom ein, als die antisemitische Enteignungspolitik auch gesetzesoffiziell wurde.

Setzt man die dritte Phase bis zum Kriegsausbruch am 1. September 1939 an, so könnte ergänzend noch ein vierter Abschnitt hinzugefügt werden: Die Einziehung und Veräußerung der letzten verbliebenen jüdischen Vermögenswerte nach Einsetzen des Massenmordes zwei Jahre später.

Bereits unmittelbar nachdem die deutschen Truppen ihren »Blumenfeldzug« in die Ostmark starteten, begannen dort Menschen damit, sich auf eigene Faust jüdischen Besitz anzueignen. Dies geschah vornehmlich auf zwei Arten: Erstens durch den Überfall auf der Straße oder indem sich Personen Zutritt zu jüdischen Privatwohnungen verschafften und die Herausgabe von Wertgegenständen und Bargeld erzwangen, d. h. durch eine Handlung, die unter anderen Umständen als Raub oder Einbruchsdiebstahl qualifiziert worden wäre. Zweitens durch die »kommissarische Übernahme« eines jüdischen Betriebes[2], indem also Betriebe als »arisiert« und die ursprünglichen InhaberInnen als enteignet erklärt wurden, ohne dass ein Besitzwechsel auch auf dem Papier vollzogen wurde: Es wurden Tatsachen geschaffen, gegen die aufgrund der Passivität der Behörden die ursprünglichen BesitzerInnen nicht ankommen konnten. Die Kommissare setzten sich teilweise selbst ein, teils wurden sie aber auch von lokalen Parteipotentaten ernannt, ihre Zahl betrug in Wien binnen weniger Wochen 25.000.[3] Das NS-Regime war von derlei Vorgängen wenig erbaut. Denn zum einen widersprach die zur Schau gestellte Eigenmächtigkeit seinen totalitären Vorstellungen, zum anderen steckten dahinter handfeste finanzielle Motive. Das in Österreich zu konfiszierende jüdische Eigentum hatte man in Berlin als eine fixe Größe für die Finanzierung des Vierjahresplanes veranschlagt, seine Überführung in Privatbesitz – und sei es auch derjenige von noch so verdienten ParteigenossInnen – war dabei nicht vorgesehen gewesen. Hermann Göring als Verantwortlicher für den Vierjahresplan intervenierte in der Folge mehrfach beim zuständigen »Reichskommissar für die Wiedervereinigung Österreichs mit dem deutschen Reich«, Josef Bürckel, um dem Treiben Einhalt zu gebieten. Dieser wiederum mahnte öffentlich Disziplin ein, war sich aber gleichzeitig der beschränkten Wirksamkeit solcher Appelle durchaus bewusst.

Als am 13. April 1938 das »Gesetz über die Bestellung von kommissarischen Verwaltern und kommissarischen Überwachungspersonen« erlassen wurde, trat die NS-Obrigkeit gewissermaßen die Flucht nach vorne an, indem sie versuchte, den administrativen Ablauf der Beraubung zu definieren und diesen in die Hand zu bekommen. KommissarInnen mussten ihre

2 Als solchen definierte die dritte Verordnung zum Reichsbürgergesetz vom 14. Juni 1938 einen Gewerbebetrieb oder eine dauerhafte Unternehmung, wenn a.) der/die InhaberIn nach den Nürnberger Rassegesetzen als Jude/Jüdin galt, b.) im Fall von Gesellschaften einer oder mehrere persönlich haftende Gesellschafter jüdisch waren oder c.) ein »beherrschender Einfluss« von Juden/Jüdinnen auf das Unternehmen gegeben war. Die letzte Bestimmung enthielt einen weiten Ermessensspielraum, sie konnte ggf. auch dahingehend interpretiert werden, dass ein Geschäft, das mehrere jüdische GeschäftspartnerInnen oder KreditgeberInnen hatte, entzogen werden konnte.

3 Moser 1983, S. 92.

neue Funktion der Obrigkeit nun melden. Als man am 26. April 1938 die »Verordnung über die Anmeldung des Vermögens von Juden«[4] erließ, wurden durch eine ergänzende Anweisung Görings auch alle Arisierungen genehmigungspflichtig.[5]

Damit waren die wesentlichen Vorbedingungen für die zweite Enteignungsphase geschaffen worden, in der die Bemühungen, individuelle Raubzüge zu vereiteln und »geordnete« Verhältnisse herzustellen, nach und nach fruchteten – sehr zum Leidwesen des Wiener Parteivolks, dessen Stimmung im gleichen Zeitraum merklich sank.[6]
Die neu gegründete Vermögensverkehrsstelle war ab Juli 1938 für die Bestellung neuer bzw. die Überprüfung bereits »amtierender« Kommissare zuständig. Sie dürfte tatsächlich einiges zu beanstanden gehabt haben und war durchaus bereit, gegebenenfalls durchzugreifen und Kommissare abzusetzen. Aus Sicht Bürckels ging es dabei vor allem um die fachliche Eignung, den Betrieb bis zur endgültigen Arisierung weiterzuführen, »Hinterziehungen« seitens des oder der ursprünglichen InhaberIn zu verhindern und sich selbst nicht zu bereichern.[7] Gerade Letzteres war allerdings relativ zu sehen, denn auch der Vermögensverkehrsstelle war klar, dass sich die wenigsten kommissarischen Verwalter bei ihrem Tun altruistischen Motiven verpflichtet fühlten, sondern ihre Funktion vornehmlich zum eigenen Vorteil auszuüben gedachten.[8]
Die Wahrnehmung von Eigeninteressen konnte sowohl in der Ausnützung der freilich befristeten Position bestehen, vor allem aber im (an sich verbotenen) Erwerb des »verwalteten« Unternehmens durch Strohmänner bzw. im Zuschanzen desselben an eigene Günstlinge. Ein Beispiel für diese Praxis liefert die Eingabe von Siegfried Boritzer, einem jüdischen Geschäftsmann aus dem 15. Bezirk, an die Vermögensverkehrsstelle:

Am 15. Juli d. J. wurde von Herrn Dr. v. Ableitinger ein Arisierungsvorvertrag meine protok. Schuhhandlung Wien 15. Sechshauserstraße 12 betreffend, der Verm. Verk. Stelle überreicht. Käuferin war Frau Anna Riemer in Hollerbrunn [sic!].

Das Haus Sechshauserstraße 12, in dem sich bis 1938 das Schuhgeschäft von Siegfried Boritzer befand. In Kooperation mit der Gestapo wurde es ihm von Friedrich Busch aus dem 9. Bezirk ohne Gegenleistung abgepresst. (Florian Wenninger)

Plötzlich wurde ich am 20. Juli in Schutzhaft genommen u. am 5. d. M. [September] aus der Schutzhaft entlassen. In dieser Zeit meiner Gefangenschaft wurde angeblich der Kaufantrag der oben erwähnten Frau Anna Riemer von der Verm. Verkehrsstelle abgelehnt, ohne dass ich oder der obenerwähnte Anwalt der Käuferin bis heute eine diesbezügliche amtliche Verstän-

4 RGBl. I, 1938, S. 414.

5 Anordnung des Beauftragten für den Vierjahresplan auf Grund der Verordnung über die Anmeldung des Vermögens von Juden vom 26. April 1938, GBlfdLÖ Nr. 103/1938 vom 27. April 1938, Art. I, Par. 1.

6 Vgl. Botz 1974, S. 133.

7 Vgl. Witek 2001, S. 802.

8 Nach Moser 1983, S. 90, hatten die Kommissare bis zu ihrer Unterstellung unter die Vermögensverkehrsstelle nach eigenem Dafürhalten »Gehälter«, »Aufwandsentschädigungen« und ähnliche Remunerationen festgelegt und diese aus dem Betriebsvermögen entnommen.

digung erhielten. Ende August ließ mich mein Komm. Verwalter Friedrich Busch, IX., Liechtensteinstraße 3, im Landesgericht aus der Schutzhaft vorführen u. teilte mir mit, dass er mein Geschäft, ohne meine Zustimmung einzuholen, an den Sturmbannführer Julius Pfaffenmayer, I., Habsburgerg. 10, verkauft habe, weil die Verm. Verkehrsstelle den von mir vorgeschlagenen Käufer angeblich abgelehnt habe. Busch berichtete mir weiter, dass der Käufer Pfaffenmayer M 10.000,- Angabe erlegt habe. Ich erklärte mich mit diesem Verkaufe nicht einverstanden, da ich ein großes Geschäft mit 4 Schaufenstern u. einem Warenlager v. 70.000,- nicht um 10.000,- RM verkaufen könne. Nun verlangte der Komm. Busch von mir die Nennung des Losungswortes des Einlagebuches, in welchem die täglichen Geschäftseinnahmen eingelegt wurden, mit der Motivierung, da [sic!] er die in der Bank befindlichen RM 11.000,- vorschriftsmäßig der Vermög. Verkehrsstelle übergeben müsse. Mit der Drohung, daß ich meine Haft verlängern werde, erreichte Herr Busch von mir die Nennung des Losungswortes.
Statt nun den Betrag von 11.000,- wie versprochen der Vermögensverkehrsstelle zu übergeben, hat der Komm. Verwalter Busch diesen Betrag dem Käufer Pfaffenmayer übergeben. Außerdem übergab Herr Busch dem Käufer mein Postsparkassenguthaben von RM 760,34 u. einen Außenstand bei der A.B.C. Gesellschaft in der Höhe v. RM 3.704,- u. ein Warenlager im Wert v. 57.737,07. Dieser Wert wurde in meiner Abwesenheit inventiert.
Der Käufer hat sich also ein Warenlager im Werte von 57.737,- u. Bargeld im Betrage von RM 11.760,34 u. einen sicheren Außenstand von RM 3.704 genommen u. hat mir als Gegenwert statt der von Herrn Busch mir avisierten RM 10.000,- sage u. schreibe RM 2.500,- auf Sperrkonto beim Wiener Bankverein erlegt, wie aus beiliegendem Schreiben des Wr. Bankverein v. 6. d. M. hervorgeht. Herr Pfaffenmayer hat also nebst meinem großen Warenlager noch bares Geld auf die Hand bekommen, ohne auch nur einen Pfennig aus seiner Tasche für das schöne große Geschäft auszulegen.
Ich ersuche höfl. um Überprüfung dieser Arisierung in möglichst kurzer Zeit u. bitte auch dem Kommissar Herrn Busch den Auftrag zu geben, mir meine Privatdokumente u. Steuerbestätigungen, die sich im Geschäftslokale befinden, auszufolgen.
Erwähnen will ich noch, dass der Komm. Verwalter Busch meiner Frau am Tage nach meiner Verhaftung das Betreten meines Geschäftes verboten hat, obwohl meine Frau seit 28 Jahren in meinem Geschäfte tätig war.

Hochachtungsvoll
Siegfried Boritzer[9]

Das Trauma 1938, die eigene Vogelfreiheit, die Untätigkeit der Behörden und das Gefühl völligen Ausgeliefertseins beschrieb Jahre später auch ein anderer jüdischer Bewohner des 15. Bezirks. In der Herklotzgasse 17 befand sich – angeschlossen an das Familienwohnhaus – die koschere Wurstfabrik und Selcherei der Familie Ehrlich. Deren Inhaber, Leo Ehrlich, flüchtete rechtzeitig nach Palästina, kehrte nach dem Krieg jedoch nach Wien zurück. Hier lebte er in der Fünfhausgasse unter ärmlichen Bedingungen in unmittelbarer Nähe der Gasse seiner Jugend und studierte im zweiten Bildungsweg Germanistik. Er verfasste acht Romane, von denen einige eine Auflage von 20.000 Stück erreichten. Erstaunlich ist das Erreichen solcher Auflagen umso mehr, als Ehrlich die Judenverfolgung keineswegs verniedlicht, sondern sie im Gegenteil sehr eindrücklich schildert. Sämtliche Romane sind geprägt durch einen realistischen Stil und einen offensichtlich autobiografischen Zugang mit feinem Gespür für ökonomische, kulturelle und politische Rahmenbedingungen. Die folgende Szene ist dem Roman *1938* entnommen und beschreibt Ehrlichs eigene Erfahrungen mit der staatlich organisierten Abpressungspolitik.

9 Zit. n. Witek/Safrian 1988, S. 114f.

In der Herklotzgasse 17 befand sich 1938 die Wurstfabrik der Familie Ehrlich. Dem letzten Besitzer, Leo Ehrlich, gelang die Flucht nach Palästina. Er war einer der wenigen, die nach dem Krieg nach Wien zurückkehrten. Heute steht an dieser Stelle ein Gemeindebau. (Florian Wenninger)

Ehrlich, der im Roman seine eigene Rolle der Figur Gustav Mautner zuschreibt, hatte als Reserveoffizier der K.u.k-Armee im Sommer 1938 gewagt, gegen seine Enteignung durch die NSDAP zu protestieren. Er wurde daraufhin zuerst in Polizeigewahrsam genommen und von dort in das Gestapo-Hauptquartier am Morzinplatz verbracht, wo er sein Verhör erwartete:

»Jude Mautner – zum Verhör!« Gustav wurde nun dem vernehmenden Kommissär vorgeführt. Dieser begann: »Sie haben sich geäußert, daß die Ortsgruppe Hernals Sie zum Verkauf Ihrer Fabrik gezwungen hätte! – Diese schwerwiegende Beleidigung, die nur jüdische Frechheit produzieren konnte, würde – zur Verschickung genügen! Aber …«, setzte er mit gnädig herablassender Geste fort und reichte dem Häftling einen leeren Bogen. »Wenn Sie hier unterschreiben, daß Sie Deutschland binnen sechs Wochen freiwillig verlassen und nie mehr zurückkehren – entlasse ich Sie sofort aus der Haft!«

Wie ein Keulenschlag wirkte diese Alternative auf Gustav. Er sammelte sich aber und erwiderte: »Herr Kommissär! Ich bin in Wien geboren, lebe hier seit meiner Geburt und soll jetzt, mit sechzig Jahren, meine Heimat verlassen?«

»Es ist das Beste für Sie, denn Sie werden hier keine Existenzmöglichkeit haben!«

»Ich habe doch meine Fabrik!«

»Die ist in der Hand eines kommissarischen Verwalters, und Sie dürfen sie weder betreten noch irgend einen Nutzen daraus ziehen!«

»Wie? Nicht mehr betreten? Mein Unternehmen, in meinem Haus?«

»So ist es.«

»Herr Kommissär! Meine Fabrik ist mir wie ein Kind! Ich habe sie vor achtunddreißig Jahren gegründet, aus kleinen Anfängen zu dieser Höhe …«

»Gleichgültig! Die Fabrik wird von einem zuverlässigen Parteigenossen geleitet!«

»Herr Kommissär! Der ernannte Verwalter hatte ein ganz kleines Unternehmen, konnte sich nicht behaupten, war im Ausgleich! Wie kann der Mann eine solche Fabrik leiten?«

»Das hat nicht ihre Sorge zu sein. Sie haben das Land zu verlassen, oder …«

Ein SA-Mann betrat das Zimmer und fragte leise, ob der Häftlingstransport nach Dachau schon abgehen dürfe?

Der Kommissär flüsterte ihm zu: »Warten Sie noch. Ich verhöre eben diesen Juden, der wahrscheinlich mitgehen wird!«

»Wie lang, Herr Kommissär, soll ich …?«

»Drei Minuten.«

»Zu Befehl, Herr Kommissär!«

Der SA-Mann verließ das Zimmer und der Kommissär wandte sich an Gustav: »Genug der Sentimentalitäten! – Wollen Sie Deutschland freiwillig verlassen, oder nicht?«

Gustav zog es das Herz zusammen, als er schüchtern fragte: »Und wenn ich mich weigere,

meine Heimat zu verlassen?«
»Dann …«, und spielerisch lächelnd, so man den Rauchwölkchen einer Zigarette nachblickte, sah der Kommissär zur Tür, hinter welcher der SA-Mann wartend stand, »dann werden Sie Gelegenheit haben, in einem Lager tätig zu sein!«
Gustav begriff und fragte beklommen: »Was darf ich von meinem Vermögen mitnehmen?«
»Nichts.«
»Wovon soll ich dann leben, Herr Kommissär? Ich bin sechzig Jahre alt! Was soll ich im Ausland beginnen? Hier habe ich meine Fabrik, meine Häuser, mein Vermögen!«
»Eben, darum!« stieg es in der Räuberkehle auf. Er unterdrückte aber diesen gefährlichen, die Judenverfolgung erklärenden Herzensgruß und sagte: »Sie haben ja draußen die jüdischen Hilfskomitees, und ihr Juden«, schloß er mit leichtem Hohn, ohne den in seiner Seele schlummernden Neid unterdrücken zu können, »ihr steht ja Einer für den Andern!«
Der Häftling schwieg.
Der Kommissär wurde ungeduldig: »Entschließen Sie sich!«
Gustav sah dem harten Mann in die Augen. Ratlos und erschüttert. Er vergaß, daß Raubtiere mitleidlos sind, und bat bewegt: »Herr Kommissär! Es trennen uns Weltanschauungen! Ich weiß es! Aber – lassen Sie mich hier, in meiner Heimat! Ich wende mich an Sie als Menschen!«
»Als Menschen? – Habt Ihr Juden uns menschlich behandelt?«
»Herr Kommissär! Ich kann Ihnen Briefe – Zeugnisse von Christen vorlegen, die ich gerettet, dem Elend entrissen habe!«
»Ändert nichts an der Blutzugehör …«
Die Tür wird geöffnet.
Der SA-Mann tritt ein: »Herr Kommissär! Melde gehorsamst: drei Minuten!«
Kalt, starr, mitleidlos wendet sich der Henker dem unglücklichen Opfer zu: »Also? Entweder – oder?«
»Ich … ich unterschreib'!«[10]

Als der siebzehnjährige Herschel Grynszpan am 7. November 1938 in der deutschen Botschaft in Paris Ernst Eduard vom Rath mit fünf Schüssen schwer verletzte und dieser zwei Tage später starb, diente der Vorfall den Machthabern des Dritten Reiches als Vorwand, im gesamten Reichsgebiet in der Nacht vom 9. auf den 10. November ein Pogrom vom Zaun zu brechen.
Im Unterschied zu den meisten anderen Gegenden des Reiches dauerten die organisierten Ausschreitungen in Wien mehrere Tage. In ihrem Verlauf wurden tausende Menschen misshandelt, 27 umgebracht, 88 schwer verletzt, 6.547 Personen verhaftet, davon 3.700 ins KZ Dachau deportiert und etliche dort ermordet. Unter den ungezählten verwüsteten und geplünderten jüdischen Wohnungen und Geschäften befanden sich auch zahlreiche im 15. Bezirk. Eines der 42 jüdischen Bethäuser und Synagogen, die in jener Nacht niedergebrannt wurden, lag in der Turnergasse 22 (vgl. das Kapitel *Zerstörung und »Nachgeschichte« des Turnertempels*).

10 Ehrlich-Hichler 1956, S. 120ff. Die Titel der weiteren von Leobold Ehrlich verfassten Romane lauten: *Der Sohn des Moses Mautner. Ein Roman für Wiener* (1927), *Heimweh nach Wien* (1933), *Geschichten aus Österreich* (1938), *Einser- und Zweier-Menschen. Roman für Wiener und Juden* (1949), *Echtes. Ein Roman* (1959), *Ein Wiener in Palästina* (1964) und *Kaiser Karl und 1938* (1966).

Im Haus Talgasse 2 hatte jene SA-Abteilung ihren Sitz, die am Morgen des 10. November 1938 den Tempel in der Turnergasse zerstörte. Hierhin brachten die SA-Männer an jenem Tag auch ihre Beute. Das ursprüngliche Gebäude steht nicht mehr.[11] (Florian Wenninger)

Die von Bürckel repräsentierte staatliche Obrigkeit vertrat den Standpunkt, weniger Einzelne als vielmehr Reich und Partei sollten von den Arisierungen profitieren. Vorgesehen war dies auf zweierlei Weise: durch die Aneignung der entzogenen Güter selbst sowie durch eine volkswirtschaftliche Flurbereinigung, die einen Modernisierungsschub des Wiener Gewerbes bringen sollte. Zu diesem Zweck wurden mithilfe von Kammern und Innungen Expertisen für jeden Bezirk angefertigt und festgelegt, welche Sparte welche Ausdünnung benötige.[12] Vor allem sollte das jüdische Kleingewerbe nach der Entziehung liquidiert und wichtige jüdische Unternehmen bestehenden deutschen Großkonzernen eingegliedert werden. Darüber hinaus wurden Firmen, die – nunmehr unter arischer Leitung – weitergeführt wurden, politisch wie ökonomisch zuverlässigem Personal anvertraut.[13]

Das Novemberpogrom war nun der Anlass, dieses Vorhaben beschleunigt und mit erhöhtem Druck auf die Betroffenen gegen die »Kriegsgewinnler« im NS-Gefolge durchzusetzen. In Wien wurde, nachdem am 15. November wieder Ruhe eingekehrt war, verfügt, dass die Polizei mit der »Sicherung« der nach ihrer Plünderung zwangsweise geschlossenen jüdischen Geschäfte sowie der dort entwendeten und zwischenzeitlich in NSDAP-Parteilokalen eingelagerten Güter betraut werden sollte. Waren die Geschäfte während des Pogroms zerstört worden, wurden sie liquidiert, der verbleibende Rest sollte planmäßig arisiert werden. Zu diesem Zweck wurden staatlicherseits zwei Maßnahmen ergriffen: der Erlass der berüchtigten »Sühneleistung« in der Höhe von einer Milliarde Reichsmark, die von der jüdischen Bevölkerung kollektiv zu erbringen war, ergänzt durch diverse Anweisungen an Juden und Jüdinnen, die entstandenen Schäden auf eigene Kosten beheben zu lassen (während gleichzeitig die Versicherungen mit staatlicher Rückendeckung Zahlungen verweigerten), sowie noch am 12. November die »Verordnung zur Ausschaltung der Juden aus dem deutschen Wirtschaftsleben«[14], die allen Juden und Jüdinnen per 1. Jänner 1939 das Betreiben von Geschäften und die Ausübung von Handwerksberufen untersagte. Inmitten der Springflut schikanöser Verordnungen machte besonders dieser Erlass für die von ihm Betroffenen das Leben in Deutschland ökonomisch unmöglich, zumal die am 3. Dezember 1938 erlassene »Verordnung über den Einsatz jüdischen Vermögens«[15] auch den Einzug über den Betrieb hinausgehender Vermögenswerte, so noch vorhanden, vorsah.

Mit der Vermögensverkehrsstelle hatte sich bald ein standardisiertes Arisierungsverfahren etabliert: Sobald sich ein/e InteressentIn für ein Objekt fand, trat diese/r an den oder die ursprüngliche BesitzerIn heran. Diese/r wurde – auf welche Weise auch immer – von der/dem AriseurIn

11 Zeugenaussage des ehemaligen SA-Mannes Paul Binder vor dem Landesgericht für Strafsachen, Wien, 10.11.1947, Vg. 4d 7430/47.

12 Vgl. Fuchs 1989, S. 157 ff., Botz 1974, S. 131ff.

13 Vgl. Witek 2001, S. 804-811.

14 GBlfdLÖ Nr. 584/1938.

15 GBlfdLÖ Nr. 633/1938.

dazu gebracht, ein Ansuchen an die Vermögensverkehrsstelle zu stellen, der Besitzübertragung zuzustimmen. Die Enteignung fand demnach offiziell »auf eigenen Wunsch« statt.
Wenn noch keine AriseurInnen auf den Plan getreten waren, gab es für die rechtmäßigen EigentümerInnen eine kleine Chance, ihrer Beraubung durch Scheinverkäufe an nicht jüdische Vertrauenspersonen oder EhepartnerInnen zuvorzukommen. Allerdings war ein solches Unterlaufen der staatlichen Enteignungspolitik offenbar ausschließlich dort möglich, wo es um den Übertrag von Hausbesitz, Inventar oder Schmuck ging, nicht jedoch im Fall von Gewerben.[16]

War einmal ein Ansuchen um Vermögensübertrag eingebracht worden, holte die Vermögensverkehrsstelle Informationen über die Kaufwilligen ein. Bevorzugt wurden besonders in den ersten Monaten nach dem Anschluss mittelständische NSDAP-Mitglieder, die sich um die Bewegung verdient gemacht hatten, die also entweder über eine niedrige Mitgliedsnummer verfügten, Mitglieder der österreichischen Legion, der illegalen SA oder SS gewesen waren oder am Juliputsch 1934 teilgenommen hatten. Auf die tatsächliche fachliche Eignung wurde deutlich weniger Rücksicht genommen. Zumeist handelte es sich dann auch besonders bei AriseurInnen kleiner Unternehmen um Personen »ohne Mittel und fachliche Kompetenz«.[17]

In Rudolfsheim-Fünfhaus gehörten etliche Kinos Jüdinnen und Juden. Im Bild das Haus Schweglerstraße 32, in dem sich vor 1938 das Omnia-Kino befand, das nach dem Anschluss durch die Witwe des hingerichteten Dollfuß-Attentäters Franz Holzweber, arisiert wurde. (Florian Wenninger)

Das Bedienen der eigenen Klientel erfolgte durchaus branchenspezifisch. Bevorzugt an die eigene Anhängerschaft »vergeben« wurden neben Lottokollekturen und Trafiken besonders Kinos. Im 15. Bezirk wurde etwa der Witwe des hingerichteten Dollfuß-Attentäters Franz Holzweber der Besitzanteil Beno Jokls an dem in der Schweglerstraße 32 befindlichen Omnia-Kino übertragen. Nach 1945 gab Jokl zu Protokoll:

> *Das Omnia-Kino […] war mir von der Gemeinde Wien laut Beilage konzessioniert und von mir geleitet. Ich besaß 35 % und meine Frau Paula Jokl, geb. von Troyer, 10 % Anteile des Kinos. Am 10. März 1938 schenkte ich laut am 18. März 1938 erfolgter Vergebührung 30 % meiner Frau, sodaß sie nunmehr 40 % besaß, und meiner Tochter Marianne Waizner […] 5 % Anteile […], während die Leitung in meinen Händen verblieb. Am 29. März 1938 erschien ein von der Berliner Filmkammer entsandter Herr Dr. Peter Zimmer mit einer Anzahl Herren […] im Kino. Dr. Peter Zimmer enthob meine Tochter Marianne Waizner ihrer Funktionen […] ohne Entschädigung, damals noch ohne die erst später erfolgten gesetzlichen Grundlagen. Er setzte einen Herrn Otto Vrablicz als kommissarischen Leiter ein und verfügte, daß meine Tochter das Kino sowie das vorhandene Geld dem kommissarischen Leiter zu übergeben*

16 Nach dem Ausschaltungsgesetz durften Schmuck und Kunstwerke eigentlich nur an Reichsstellen verkauft werden, in Einzelfällen gelang es den Betroffenen aber dennoch, diese Bestimmung zu umgehen. Das zeigt das Beispiel Theodor Spitzer, der als Jude seiner arischen Frau Wohnung, Möbel, Hausrat, Schmuck und Bargeld übertrug; vgl. VEAV MBA 15 S 551/46.

17 Witek 2001, S. 804.

und dann das Kino zu verlassen habe und daß auch wir das Kino zu meiden hätten. Bis auf einige von meiner Tochter auch späterhin vom kommissarischen Leiter verlangte Auskünfte, der im Falle ihres Nichterscheinens gleich mit Anrufung der Gestapo drohte, hörte ich nichts vom Kino bis Ende November 1938, als wir eines Tages telefonisch aufgefordert wurden, bei Herrn Rechtsanwalt Dr. Alois Bernwieser am 2. Dezember 1938 zu erscheinen. Ich entsprach dieser Aufforderung nicht, doch folgte meine Frau der Aufforderung und unterschrieb hiebei zwangsweise einen von Dr. Bernwieser verfaßten Schein-Verkaufsvertrag […]. Der Unernst des Ganzen zeigte sich auch darin, daß in diesem Vertrage ich als Verkäufer erscheine, trotzdem ich damals keinen Anteil am Kino mehr besaß. […] Ein dem Omnia-Kino gehöriger Mietvertrag das Kino betreffend wurde seitens des kommissarischen Leiters einfach nicht beachtet. Der damalige Besitzer des Hauses war Jude. Unser Rechtsvertreter war damals Herr Dr. Franz Schallaböck, der uns aber keine entsprechende Hilfe war.[18]

Diese Vorgehensweise war über die Grenzen des 15. Bezirks hinaus typisch: Von den etwa 90 arisierten Wiener Kinos wurden die meisten durch altgediente Vasallen Hitlers übernommen, darunter 32 Anwärter auf den Blutorden und 17 Ehrenzeichenträger.[19]

Die schließlich bezahlten Kaufpreise waren vorab in mehrfacher Hinsicht zu Ungunsten des/der VerkäuferIn beeinflusst worden. Im Fall der geplünderten und verwüsteten Geschäfte ergab sich das von selbst. Bislang unzerstörte Geschäfte mussten ab Juni 1938 als »jüdisch« gekennzeichnet werden[20], büßten somit KundInnen ein, die nunmehr aus Überzeugung oder Opportunismus nicht mehr »beim Juden« kaufen mochten, und gerieten in weiterer Folge oft in Zahlungsschwierigkeiten. Zusätzlich waren jüdische Geschäfte von öffentlichen Aufträgen ausgeschlossen, Import-Export-Geschäfte wurden für sie massiv erschwert, und so dauerte es tatsächlich oft nicht lange, bis der Wert eines Geschäftes ins Bodenlose fiel.[21]

Sodann erfolgte eine im Sinne des Kaufinteressenten zumeist äußerst günstige Bewertung des Unternehmens durch einen Wirtschaftsprüfer im Auftrag der Vermögensverkehrsstelle. Vom errechneten Wert wurden nochmals Rücklagen einbehalten, die sicherstellen sollten, dass AriseurInnen nicht durch offene Rechnungen Schaden entstünde und sie nach der tatsächlichen Übernahme auch auf ausländisches Firmenkapital zugreifen konnten. Darüber hinaus sollten die damit entstehenden »Umstellungskosten« abgedeckt werden. Diese Aufwendungen bezogen sich üblicherweise auf Abgaben und im Zuge einer Neueröffnung anfallende Umrüstungen wie neue Geschäftsschilder etc., aber auch auf »Maßnahmen im Sinne der Schönheit der Arbeit«.[22]

Nicht zuletzt wurde nach alldem noch eine »Risikoreserve« einbehalten, die dem oder der AriseurIn ein wirtschaftliches Auskommen bis zu dem Zeitpunkt sichern sollte, da die Geschäfte (wieder) florieren würden.[23] War das Unternehmen durch diese Vorgangsweise um alle Rücklagen gebracht worden und infolgedessen nicht in der Lage, offene Rechnungen zu begleichen, wurde es nunmehr als »überschuldet« qualifiziert. Der/die AriseurIn verpflichtete sich in einem solchen Fall, anstelle eines Kaufpreises sämtliche anfallende Kosten zu übernehmen, der oder die ursprüngliche BesitzerIn ging vollkommen leer aus. Zum Teil war sogar die fingierte »Schuldenübernahme« durch die neuen BesitzerInnen nicht bindend, und selbst offene Rechnungen wurden noch auf den/die VerkäuferIn überwälzt.[24] Zumeist musste die enteignete Person auch sämtliche Kosten tragen, die im Zuge ihrer eigenen Beraubung durch Anwälte, Wirtschaftsprüfer etc. angefallen waren.

18 VEAV MBA 15 M 548/46.

19 Witek 2001, S. 806.

20 Verordnung zum Reichsbürgergesetz vom 14. Juni 1938, GBlfdLÖ Nr. 193, Art. I.

21 Vgl. Fuchs 1989, S. 89ff.

22 Teuschl 1993, S. 92.

23 Vgl. Genschel 1966, S. 197f.

24 Vgl. Teuschl 1993, S. 94.

Auch was man den jüdischen BesitzerInnen offiziell ließ, gehörte ihnen nur nominal: Die im obigen Sinne reduzierte Kaufsumme wurde nach Abzug von weiteren 20 % Reichsfluchtsteuer, ab dem Novemberpogrom auch abzüglich 20 % Judenvermögensabgabe auf ein so genanntes »Sperrkonto« überwiesen, dessen wesentliche Eigenschaft bereits im Namen enthalten ist: Zugreifen konnten InhaberInnen nur mit Genehmigung der Devisenstelle Wien – deren Politik zu kommentieren erübrigt sich: Sie fügte sich nahtlos in das bisherige Verfahren ein.[25]

Für den 15. Bezirk sind 47 arisierte jüdische Geschäfte belegt, die meisten davon Textilgeschäfte, etwa das Kleiderhaus Gerstl & Söhne in der Mariahilfer Straße 136, das Miedergeschäft von Helly Neumann in der Mariahilfer Straße 149, die Firma Kleiderkönig an der Ecke Mariahilfer Straße 179/Clementinengasse 28, das Herrenmodengeschäft von Karl Ehrlich in der Kürnbergergasse 8, »Herrenmoden Weinstein« in der Märzstraße 64, das von Grete Loschitz betriebene Wäschegeschäft in der Ullmannstraße 63 oder das Herrenkleidergeschäft Klausner & Liner in der Reindorfgasse 34.
Mit einigem Abstand folgte die Lebens- und Genussmittelbranche, vertreten unter anderem durch den Gemischtwarenhandel von Berta Hahn in der Goldschlagstraße 26, die Greißlerei von Jankel Rosenblatt und das Hutgeschäft von Edith Heller (Hütteldorferstraße 56 und 89), das Lebensmittelgeschäft von Chawe Rennert in der Pouthongasse 28, die Delikatessenhandlung von Franz Deutsch in der Reindorfgasse 32, die Weinhandlung von Eugen Somoggyi in der Rustengasse 2 oder das Bonbongeschäft Max Böhm in der Mariahilfer Straße 203.
Daneben finden sich auch Drogerien wie jene der Familie Steinhauser am Neubaugürtel 9, Möbelunternehmen, darunter das Möbelgeschäft »Zum Westbahner« und der Möbelhandel Sigmund Donaths (Mariahilfer Straße 123 und 137), Buchhandlungen, etwa jene von Malvine Pollak in der Mariahilfer Straße 140, sowie Haushaltswaren- und Schuhgeschäfte, z. B. die Küchenwarenhandlung Ringel und das Schuhhaus Steinfeld (beide Reindorfgasse 39).

Ein Foto aus besseren Zeiten. Das Schuhgeschäft Steinfeld in der Reindorfgasse 39 wurde nach dem Anschluss durch Franz Ginnler aus der Neustiftgasse 133 im siebten Bezirk »erworben«. Der Preis: zwei Schiffspassagen nach Shanghai, die der Ariseur letztlich zu zahlen verweigerte. (Bezirksmuseum Rudolfsheim-Fünfhaus)

Auch unter den bereits genannten Vorbehalten machen besonders die Geschäfte im Bereich Lebensmittelhandel den Eindruck, als handelte es sich dabei vornehmlich um eben jene »Elendsbetriebe«, die von den NS-Machthabern zur Liquidierung vorgesehen worden waren. Indizien in diese Richtung sind neben äußerst reduziertem Sortiment vor allem Lage und Ausstattung der Geschäftslokale, wobei die drei jüdischen Marktstände des Meiselmarktes explizit nicht zu dieser Kategorie gerechnet wurden.

Das jüdische Handwerk im 15. Bezirk umfasste unter anderem fünf metallverarbeitende Kleinbetriebe, vier Tischler, drei Autowerkstätten, darunter jene von Egon Fischer in der Zwölfergasse 15, den Kürschner Siegfried Holzmann in der Mariahilfer Straße 133, den Juwelier Siegmund Mauer in der Reindorfgasse 40 sowie einen Schuster.

25 Vgl. Genschel 1966, S. 171.

An jüdischen DienstleisterInnen existierten mindestens zwei Friseur- bzw. Maniküresalons, zwei Taxiunternehmen und eine Spedition. Stark vertreten waren darüber hinaus auch die Gastronomie und das Unterhaltungsgewerbe: Neben der Tanzschule von Sidonie Braun in der Reindorfgasse 42 gab es mehrere Gastwirtschaften und Cafés. Die bekanntesten darunter waren das Café Palmhof und das Café Schwenderhof (Mariahilfer Straße 135 und 189) sowie das Café Mariensäle in der Sechshauserstraße 52–54.

Im Souterrain der Reindorfgasse 42 befand sich die bekannte Tanzschule Braun. Die Besitzerin, Sidonie Braun, lebte im selben Haus und wurde am 15. Mai 1942 nach Izbica in Ostpolen deportiert, wo sie ermordet wurde. Das Haus verblieb auch nach 1945 im Besitz des Ariseurs Johann Stursa. (Florian Wenninger)

Das noble Café Palmhof in der Mariahilfer Straße 135 auf einer alten Postkarte. Es war eines von mehreren Cafés im Bezirk, die in jüdischem Besitz waren. (Bezirksmuseum Rudolfsheim-Fünfhaus)

Als wirklich »jüdische Domäne« kann an dieser Stelle auch vom damaligen Kinobetrieb in Wien gesprochen werden. So gab es hier nicht weniger als fünf Kinos: neben dem Omnia-Kino das Maxim-Kino in der Mariahilfer Straße 139, die Raimund Lichtspiele am Sechshausergürtel 3, das Tivoli-Kino in der Winckelmannstraße 2 und die Universum Lichtspiele am Kriemhildplatz 7.

Zumindest acht Betriebe mit industrieller Fertigung in Rudolfsheim-Fünfhaus befanden sich in jüdischem Besitz: eine Metall- und eine Gummiwarenfabrik, die Konservenfabrik der Gebrüder Engel in der Anschützgasse 38, eine Druckerei, die Strickwarenfabrik IGSA von Josef Gaensler in der Johnstraße 83 und die Spielzeugfabrik von Severin Breier in der Hanglüssgasse 5.

Schließlich gab es noch eine koschere Wurstfabrik, von deren BesitzerInnen, der Familie Ehrlich, bereits die Rede war. Ebenfalls aktenkundig waren zwei Arztpraxen und die Ordination eines Zahntechnikers, ein Chemielabor, eine Molkerei, eine Großparfümerie sowie eine Seifensiederei.

Nach dem »Anschluss« hatte die primäre Aufmerksamkeit der Nationalsozialisten den jüdischen Unternehmen gegolten. Was den jüdischen Liegenschaftsbesitz betraf, so war dessen Veräußerung vielfach schon eine Überlebensfrage für die EigentümerInnen, als deren Besitztitel von offizieller Seite noch gar nicht in Frage gestellt wurden. Enteignungen fanden gleichwohl massenhaft statt, in dem auch hier Fakten geschaffen wurden: Unter dem wohlwollenden Auge der Obrigkeit wurden tausende jüdische Wohnungen »beschlagnahmt« und die bisherigen BewohnerInnen vor die Tür gesetzt. Ansuchen an die Behörden hatten kaum Aussicht auf Erfolg, die Grundbücher spiegelten zwar nach wie vor die tatsächlichen Eigentumsverhältnisse wider, nur interessierte sich plötzlich niemand dafür.

Ein systematischer Zwang zum Verkauf von jüdischen Liegenschaften setzte im Winter 1938/39 ein. Das Prozedere war nun ähnlich dem der Unternehmensarisierungen: Fand ein/e ArierIn Interesse an einem Objekt, musste dessen EigentümerIn in den Verkauf einwilligen. Es oblag selbstredend wieder dem/der VerkäuferIn, vor der Abtretung des Eigentums für die Begleichung allfälliger Schulden und Steuern aufzukommen, auch hier wurde der Erlös nach Abzug der diversen diskriminierenden Steuern, die üblicherweise ein Drittel des Bruttokaufpreises betrugen, auf einem Sperrkonto hinterlegt.[26]

Die breite Mehrheit der ÖsterreicherInnen, jüdische wie christliche und konfessionslose, wohnte 1938 ebenso wie heute in Objekten, die ihnen nicht gehörten. Für sie alle galt offiziell bis zum 10. Mai 1939 der relativ restriktive österreichische Mieterschutz, der erst durch die »Verordnung zur Einführung des Gesetzes über Mietverhältnisse mit Juden in der Ostmark«[27] aufgehoben wurde. Auch dann war niemand angehalten, jüdische MieterInnen zu kündigen, dennoch geschah dies in einem Zusammenspiel von Antisemitismus und vorauseilendem Gehorsam bereits massenweise vorher: Bei Inkrafttreten des neuen Gesetzes hatten die meisten WohnungseigentümerInnen ihre jüdischen MieterInnen ohnehin bereits gekündigt. Mehr als zwei Drittel aller jüdischen Mietwohnungen waren in den ersten vierzehn Monaten nach dem »Anschluss« von arischen Parteien übernommen worden[28], in Rudolfsheim-Fünfhaus waren das mehr als 800 Wohnungen.[29] Auch hier galt also das Prinzip »Vogelfreiheit«, nachdem jedweder Gesetzesverstoß zu Ungunsten von Juden und Jüdinnen zulässig war. Das traf sowohl für die unrechtmäßige Kündigung jüdischer MieterInnen zu als auch für horrende Mietenforderungen, denen sich nicht arische Wohnparteien nun plötzlich häufig gegenübersahen. »Wohnungsübernahmen« der Art, dass die bisherigen BewohnerInnen von einem Moment auf den anderen und unter Zurücklassung der gesamten Einrichtung zum Verlassen der Wohnungen gezwungen wurden, waren seit dem März 1938 an der Tagesordnung. Zum Teil wiesen auch NS-Parteistellen oder das Magistrat »Judenwohnungen« einfach zu, ohne sich viel um Besitz- oder Mietverhältnisse zu scheren. Zum Zug kamen hier abermals zumeist verdiente Parteigenossen, unter denen es zu erbitterten Konkurrenzstreitigkeiten um die besten Wohnungen kam, wie aus einer Meldung an die Gauleitung vom 12. Dezember 1938 hervorgeht:

26 Vgl. Jabloner/Bailer-Galanda u. a. 2003, S. 110ff.

27 GBlfdLÖ Nr. 607/1939.

28 Jabloner/Bailer-Galanda u. a. 2003, S. 117f.

29 Bei dieser Zahl wird davon ausgegangen, dass Juden und Jüdinnen der selbe Wohnraum zur Verfügung stand wie der Restbevölkerung. Nach Bundesamt für Statistik 1935, S. 2, war jede Wohnung im Schnitt mit 4,84 Personen belegt, bei einer Gruppe von knapp 6.000 Personen ergab das eine anzunehmende Wohnungszahl von gut 1.200.

Der Pg. Josef Mayer, Ingenieur, XV. Hagengasse 4 III./15 wohnhaft, wurde vor 5 Jahren von den »Elin-Werken«, I. Volksgartenstraße 3, wegen andauernder Betrügereien fristlos entlassen, war dann arbeitslos und erhielt im Jahre 1937, zufolge seiner vaterländischen Einstellung, in der Technischen Hochschule und sodann bei Siemens Schuckert einen bescheidenen Posten als Ingenieur.

Obwohl er bis jetzt mit einer Kleinwohnung aus Zimmer und Küche bestehend vorlieb nahm, bekam er durch den Wohnungsreferenten des Kreis VII, Pg. Alfred Schwarzenbrunner, eine Judenwohnung mit 4 Zimmern, 1 Küche, Badezimmer, Dienerzimmer und Vorzimmer samt den Möbeln zugewiesen. Da immer in den Tageszeitungen von Sauberkeit der Parteimitglieder geschrieben und auch gesprochen wird, fühle ich mich verpflichtet, diese Meldung zu erstatten. In der illegalen Zeit habe ich immer von Parteigenossen Flugschriften und gestanzte Hackenkreuze [sic!] in riesigen Paketen zum Weitertransport übernommen. In den Abendstunden wurde die Beförderung durch meinen Sohn Franz J. Schicho, SS-Scharführer, mit meinem BMW-Motorrad mit Beiwagen, mit Hilfe des Ing. Mayer durchgeführt. Wie war ich aber erstaunt, als ich erfuhr, daß Ing. Mayer für diese »Leistungen« von der Partei bezahlt wurde und die Äußerung tat, »ich habe schön verdient dabei«. Ich war über dieses Verhalten derart erbost, daß ich deshalb Ing. Mayer in schärfster Weise zur Rede stellte und ihm sein unnationalsozialistisches Benehmen vorhielt. Seine Ehegattin, welche nur bei Judenkindern als Kindermädchen im Dienste stand und nur jüdische Schweinereien als richtige bezeichnete, hat mir bei jeder Gelegenheit die Feinheiten und Anständigkeiten der jüdischen Familien gepriesen.

Ich kenne Ing. Mayer seit meiner Kindheit und kann behaupten, daß derselbe keinen geraden Weg gehen kann. Er ist aber trotzdem derzeit Politischer Leiter der NSDAP, und [daher] glaube ich, daß eine Entfernung zweckdienlich wäre, ehe wieder eine schmutzige Sache auffliegt. Schwarzenbrunner hat ein jahrelang andauerndes schmutziges Verhältnis mit der Ehegattin des Ing. Mayer unterhalten, und [so] dürfte das Ehepaar Mayer als Lohn dafür diese vorbeschriebene Judenwohnung erhalten haben.

Ich komme zufolge meines Dienstes, dann als Fürsorgerat der Gemeinde Wien und als Blockwart der NSV usw. mit so vielen Volksgenossen ins Gespräch, und ich muß diese immer mit den [sic!] Hinweis, daß schon eine Reinigung kommen wird, beruhigen, wenn sie von den verschiedenen Schweinereien in der Partei sprechen.

Bemerken möchte ich nur, daß ich keinerlei Bevorzugung anstrebe, daß ich aber nicht als Volksgenosse II. Cl. behandelt werden möchte, so wie es mir bis jetzt in der Ortsgruppe »Nibelungen« ergeht.

Franz Schicho
Kriminalbeamter R.Insp.[30]

Den obdachlos Gewordenen wurden durch die Wohnungsämter, ab 1941 direkt durch die Israelitische Kultusgemeinde (IKG) Wohnungen zugewiesen. Diese durften sich ab 1941 nur noch in so genannten »Judenhäusern« befinden, mithin in Immobilien in jüdischem Besitz.

30 Zitiert nach Witek/Safrian 1988, S. 93f.

Ein Beispiel von vielen. Wer nicht mehr flüchten konnte, wurde auf immer engerem Wohnraum zusammengepfercht, bis schließlich der gefürchtete Befehl erging, sich mit Handgepäck zum »Transport in den Osten« einzufinden. In einer Sammelwohnung im Haus Braunhirschengasse 26/2 erreichte er Moritz Deutsch (ermordet am 02.11.1942 in Theresienstadt), Johanna Deutsch (ermordet am 18.09.1943 in Theresienstadt), Anna Stärk (ermordet am 21.08.1942 in Maly Trostinec), Kalman Schanser (ermordet am 21.08.1942 in Maly Trostinec) und Hermine Altenstein (deportiert nach Lodz am 23.10.1941, Todeszeitpunkt unbekannt); Marie Weidman und Anna Stärk mussten zunächst in Sammelwohnungen in der Großen Mohrengasse im zweiten Bezirk ziehen und wurden im Spätsommer und Herbst 1942 in Maly Trostinec ermordet.[31] Das ursprüngliche Gebäude steht nicht mehr. (Florian Wenninger)

Die bereits zuvor drückende Enge wurde systematisch zu einer katastrophalen Überbelegung gesteigert, und auch jetzt kam es noch zu mehrfachen Wohnortwechseln. Als Vorbereitung für die Deportation wurden die jüdischen Opfer schließlich in Sammellagern konzentriert. Von den 63.000 Wiener »Judenwohnungen« waren bis zur Ankunft der Roten Armee im April 1945 mehr als 59.000 arisiert worden.[32]

Im Haus Mariahilfer Straße 179 befand sich bis 1938 das Geschäft Kleiderkönig. Es wurde von Rudolf Sattler entschädigungslos enteignet und stellte nach 1945 ein (eher außergewöhnliches) Beispiel für eine umfassende Restituierung dar. Der ursprüngliche Besitzer, Eduard König, erlebte sie nicht mehr, er starb während des Krieges in der Emigration. (Florian Wenninger)

Immobilien

Eine Aufstellung der NS-Behörden aus dem Jahr 1938 weist für den 15. Bezirk 125 Häuser aus, die sich im Besitz von Juden oder Jüdinnen befanden.[33] In Anbetracht de 201 jüdischen Verfolgten, die zumindest Anteile an Immobilien besaßen, kann – sollten die NS-Angaben korrekt sein – davon ausgegangen werden, dass der Topos vom »jüdischen Zinsherren«, ein beliebtes Objekt antisemitischer Propaganda, im 15. Bezirk eher die Ausnahme gewesen sein dürfte. Von den genannten 201 Eingaben bezogen sich neun auf Wohnungen, 16 auf unbebaute Grundstücke und 176 auf Häuser bzw. Anteile an Häusern.[34] Miet- wie Eigentumswohnungen

31 Vgl. ebenda, desgl. Shoah-Opferdatenbank des Dokumentationsarchives des Österreichischen Widerstandes.

32 Vgl. Jabloner/Bailer-Galanda u. a. 2003, S. 118.

33 Abgedruckt in Witek/Safrian 1988, S. 137.

34 Die generierte Liste jüdischer Liegenschaften im Anhang wurde mittels Grundbuchrecherche überprüft und ist korrekt, sie umfasst jedoch mit Sicherheit nur einen Teil der tatsächlich besessenen und demnach auch der geraubten Güter.

wurden – im Unterschied zu den meisten Häusern und Liegenschaften – bereits 1938 geraubt: Franz Maiwald aus der Tannengasse 8–10 etwa drang am 1. September 1939 in die Wohnung von Stefan Gerstl in der Hütteldorfer Straße 51/11 ein und »requirierte« sie samt Einrichtung für sich und seine Frau Hedwig.[35]

Wie Hohn musste es auch für Wilhelm Weissmann wirken, als sich während des Novemberpogroms Leopold Valka gewaltsam Zutritt zu seiner Wohnung in der Pater-Schwartz-Gasse 7/3 verschaffte, sie mit der gesamten Einrichtung für beschlagnahmt erklärte, sich aber – offenbar in einer Anwandlung von »Großmut« – herabließ, einen geschätzten Wert von 2.000 RM mit 270 RM in bar abzulösen.[36]

Ein Überfall unter hunderten: In diesem Haus lebte Wilhelm Weissmann. Während der »Reichskristallnacht« schlug ein Mann aus der Nachbarschaft, Leopold Valka, seine Türe ein und plünderte die Wohnung. (Florian Wenninger)

Bei Häusern, die mehreren Personen gehörten, verlief der Arisierungsprozess häufig in mehreren Etappen. Einerseits konnte das daran liegen, dass sich nicht alle der rechtmäßigen EigentümerInnen im gleichen Maß unter Druck setzen ließen und manche hinhaltenderen Widerstand leisteten als andere. Andererseits musste nach den ersten Monaten der wilden Arisierungen, nachdem die Enteignung zu einer bürokratisch normierten Verfahrensweise geworden war, eine Zahlung erfolgen, die, wiewohl sie häufig in keiner Relation zum tatsächlichen Wert des Objekts stand, die Finanzkapazitäten eines »Arisierungswerbers« deutlich überforderte.
Ein Beispiel hierfür stellen Haus und Baugrund der Liegenschaft Meiselstraße 11 dar: Zwar eignete sich Marianne Pavlas bereits im April 1939 jenes Viertel der Immobilie an, das bis dahin von Josef Reichert besessen worden war, doch es verging ein weiteres halbes Jahr, ehe Josef Lüftinger kurz nach Kriegsausbruch die Arisierung des Besitzes abschließen konnte, indem ihm die Übernahme des 50-Prozent-Besitzes von Berthold Hirsch-Jeserhofsky gelang.[37]
Aufgrund des Geldmangels der potenziellen AriseurInnen bildete gerade Hausbesitz den Großteil der Enteignungen nach 1941, als nach der Deportation der BesitzerInnen das verbliebene Eigentum dem Deutschen Reich zufiel. Repräsentativ für diese Gruppe ist der Fall von David Deutsch, dessen Liegenschaften in der Sechshauserstraße 49 und 51 vom Oberfinanzpräsidenten 1942 entzogen wurden, nachdem Deutsch »auf Transport gegangen« war.[38]

Mobilien

Schon während der Ausschreitungen im Zuge des Anschlusses war es zu massenhaften Plünderungen jüdischer Wohnungen und Geschäfte gekommen. Diese Szenen wiederholten sich in der Kristallnacht erneut, diesmal wurde – allerdings ohne großen Erfolg – versucht, die geraubten Güter in den Besitz des Staates bzw. der Partei zu bringen. So gab Albertine Flegmann, wohnhaft im 15. Bezirk, Zwölfergasse 21, nach dem Krieg an, aus ihrer Wohnung seien »beim Judenpogrom am 10. November 1938« Wäsche, Geld, Schmuck und Wertpapiere gestohlen

35 VEAV MBA 15 J 599/47.

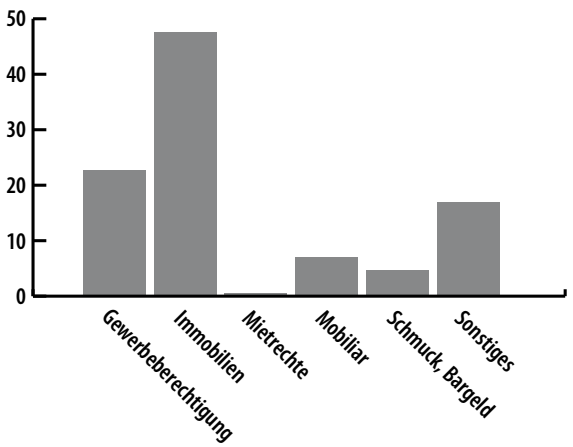
36 VEAV MBA 15 W 645/46.

37 VEAV MBA 15 J 605/47.

38 VEAV MBA 15 N 252/46.

und »aus dem Geschäft ein volles Auto mit Waren weggeführt« worden. »Bei der Geschäftsausräumung war als Assistenz der Wachmann Schneider vom Wachzimmer Wien XV., Staglgasse anwesend. Bei der Wegnahme der Kleider und Schmuckstücke […] waren 3 Herren anwesend und wurde einer mit Doktor angesprochen. Derjenige, der die Bestätigung ausfolgte, nannte sich Leopold Kovacic, Kaufmann [in] Wien XV, Sechshauserstraße.«[39]

Bereits seit April 1938 führte die Gestapo »Sicherstellungen« in jüdischen Wohnungen durch, am 30. Juli wurde sie per Erlass auch bevollmächtigt, beschlagnahmte jüdische Güter zu versteigern.[40] Bei Wertgegenständen geschah dies meist über das Dorotheum, Alltagsgegenstände wurden auch frei verkauft.
Auch in diesem Falle wurden diskriminierende Steuern und Abgaben schlagend. Im Februar 1939 wurde der Verkauf von Gegenständen aus Gold, Platin, Silber, Edelsteinen und Perlen binnen zweier Wochen an öffentliche Pfandleihanstalten verfügt.[41]
Der Besitz der Ausgewanderten wurde, so er sich nach Kriegsausbruch noch in den Lagern der Speditionen befand, durch die eigens gegründete »Verwaltungsstelle für jüdisches Umzugsgut der Geheimen Staatspolizei« (VUGESTA) beschlagnahmt und versteigert, um damit u. a. die offenen Forderungen der Frächter an die EmigrantInnen zu begleichen. Als ab Februar 1941 die Deportation der Zurückgebliebenen begann, verfielen nun auch deren Hinterlassenschaften an das Reich und wurden über die VUGESTA abgewickelt. Ein Teil der Habseligkeiten gelangte über die NS-Wohlfahrt zur Verteilung an Bedürftige und Bombengeschädigte; Kunstobjekte kamen durch AntiquitätenhändlerInnen sowohl in die Magazine staatlicher Institutionen und Museen als auch in Privatsammlungen, Bücher wurden etwa der Nationalbibliothek oder der Universität Wien angeboten.



Art des entzogenen Eigentums in Prozent
Summe: 233

Detaillierte Nachforschungen über den weiteren Verlauf, den arisierte Unternehmen nahmen, anzustellen, würde den Rahmen dieses Artikels sprengen. Soweit aus den ausgewerteten Akten jedoch ersichtlich, wurde eine Mehrheit der Betriebe nicht liquidiert (15 aktenkundig liquidierten standen 18 Unternehmen gegenüber, die nach der Übernahme weitergeführt wurden). Eine Systematik ist in den meisten Fällen weder in die eine noch in die andere Richtung deutlich auszumachen – mit zwei Ausnahmen: Sofern als Ariseure konkurrierende Unternehmen auftraten, bedeutete die Liquidierung tatsächlich zumeist eine Fusionierung mit dem arischen Unternehmen. Industriebetriebe blieben dagegen – meist unter neuem Namen und jedenfalls in arischem Besitz befindlich – durchwegs bestehen. Das Bank- und Wechslergeschäft von Adolf Hecht in der

39 VEAV MBA 15 F 420/46.

40 Jabloner/Bailer-Galanda u. a. 2003, S. 119.

41 dRGBl 1939, I, S. 282.

Mariahilfer Straße 138, das durch den Giro- und Kassenverein, ansässig im 1. Bezirk, übernommen worden war, wurde etwa von diesem unter dessen Namen weitergeführt,[42] ahnlich auch das Papiergeschäft von Friedrich Fraenkel, das in den (ebenfalls arisierten) Donauländischen Papiergroßhandel Helmut Dachs, ansässig im 7. Bezirk, eingegliedert wurde.[43]
Die Maschinen- und Metallwarenfabrik von Arthur Dubsky in der Märzstraße 76–78 wurde durch Johann Elster übernommen, von diesem aber nahezu unverändert weitergeführt.
Die Strickwarenfabrik IGSA, die ursprünglich Josef Gänsler gehörte, wurde zunächst im April 1938 durch Franz Madler kommissarisch geführt, zwei Monate später jedoch infolge eines Wechsels der kommissarischen Leitung durch Hubert Gottwald, den Direktor der Strumpffabrik »Amazone«, übernommen und vorerst stillgelegt. Im September 1938 erwarb die Firma Schlottmann & Co. aus dem preußischen Liegnitz das Unternehmen von der Vermögensverkehrsstelle und nahm den Betrieb wieder auf.[44]

Weitergeführt wurden natürlich auch jene Unternehmen, aus denen jüdische MitbesitzerInnen nunmehr durch ihre arischen GeschäftspartnerInnen, Angestellten oder PächterInnen hinausgedrängt wurden. So wurde etwa Antonie Fischirl, die als »Mischling« 30-prozentige Teilhaberin an den Universum Lichtspielen am Kriemhildplatz 7 war, im Zuge der »Entjudung des deutschen Filmwesens« durch ihre Mitbesitzerin Marie Cuchla und deren neuen Geschäftspartner Emmerich Feigl aus dem Unternehmen entfernt.[45]
Ein Beispiel für die Übernahme durch PächterInnen ist das Kaffeehaus »Mariensäle«. Dieses gehörte ursprünglich mehreren Personen, darunter Fanny Landesmann, und war an Karoline Vieth und Wilhelmine Dörner verpachtet gewesen. Nach dem »Anschluss« wurde es zunächst auf die Pächterinnen übertragen und von diesen vier Jahre später, 1942, an das Ehepaar Berta und Johann Löw weiterverkauft.[46] Die Praxis des Weiterverkaufes war übrigens keine Ausnahmeerscheinung und macht die Angaben vieler AriseurInnen, sie hätten – wenn auch auf ein Sperrkonto – zumindest einen angemessenen Preis bezahlt, nicht glaubwürdiger.[47]

Es waren demnach eher kleine Geschäfte wie die Geflügelhandlung von Therese Reichsfeld in der Märzstraße 61[48] oder ärmliche Handwerksbetriebe wie die Werkstatt von Karl Reimann in der Ullmannstraße 59a, die nach Verwertung des Inventars – in diesem Fall durch die Firma Woll & Beilmann aus Bad Kreuznach im »Altreich«[49] – tatsächlich geschlossen wurden. Ähnliches traf auch auf die jüdischen Vereine zu, die nach ihrer Stilllegung ausgeschlachtet und anschließend aufgelöst wurden. Ein Beispiel hierfür ist der Verein »De la salle« mit Sitz am Mariahilfer Gürtel 5/11, um dessen Kanzleieinrichtung und Bargeld sich das Caritasinstitut der Erzdiözese Wien in christlicher Nächstenliebe »annahm«.[50]
Fast durchwegs erhalten blieben die Geschäfte auf der Mariahilfer Straße, hier geht aus den Akten nur eine einzige Gewerbeliquidierung hervor – jene der Firma »Kleiderkönig Moden« in der Mariahilfer Straße 179. Dem Ariseur dürfte es hier in erster Linie um die Liegenschaft selbst gegangen sein, die ebenfalls König gehörte.[51]

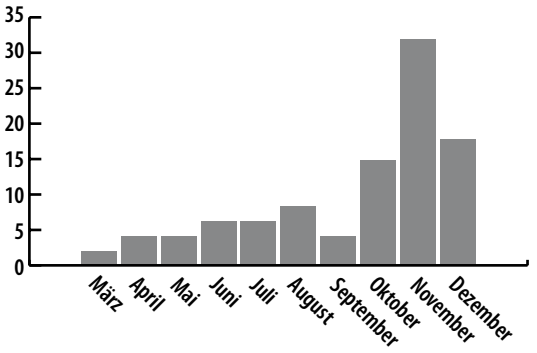
42 VEAV MBA 9 G 181/47.
43 VEAV MBA 15 P 820/46.
44 VEAV MBA 15 J 79/46.
45 VEAV MBA 15 M 540/46.
46 VEAV MBA 15 L 402/46.
47 Als ein Beispiel für Weiterverkäufe unter mehreren s. VEAV MBA 15 G 144/47.
48 VEAV MBA 15 J 80/46.
49 VEAV MBA 15 R 539/46.
50 VEAV MBA 15 J 55/46.
51 VEAV MBA 15 M 557/46.

Bewegliche Güter eignete sich die vorerst zur »Herrenrasse« gezählte Bevölkerung wesentlich schneller an als Liegenschaften: Nahezu alle Mobilien betreffende Eingaben – sofern es sich nicht um Einrichtungsgegenstände von arisierten Wohn- oder Geschäftsräumlichkeiten handelte – beinhalten einen Entzug im Jahr 1938. Wurden Wohnungen und Geschäfte entzogen, hatten die rechtmäßigen BesitzerInnen in den seltensten Fällen Möglichkeiten, wenigstens einen Teil des Inventars zu retten. Der »Räumungsbescheid« ließ in der Regel nur wenige Stunden Zeit, das Notwendigste außer Haus zu schaffen, gerade Möbel blieben oft auch einfach deshalb zurück, weil in den nun bezogenen Unterkünften ein heilloser Überbelag herrschte und für Möbel schlicht kein Platz war. Den neu einziehenden AriseurInnen fiel ihr neues Eigentum demnach als Gesamtpaket in den Schoß.
Hatten es die betreffenden Nichtjuden dagegen nur auf bewegliche Güter abgesehen, glich ihr Verhalten dem Besuch im Schlaraffenland: Sie verschafften sich Zutritt zu den betreffenden Räumlichkeiten, streiften umher; waren sie übellaunig, drangsalierten sie die EinwohnerInnen und verwüsteten deren Eigentum. Zeigten sie sich dagegen von ihrer guten Seite, nahmen sie nur, was ihnen gefiel, und wurden allenfalls handgreiflich, wenn sich das Opfer zu wehren suchte. Besonders in der ersten Zeit nach dem Anschluss waren die berüchtigten »Hausbesuche« eine »Spezialität« deklarierter Nazis. Offenbar war für die restliche Bevölkerung eine Art »Gewöhnungsprozess« notwendig, bis derartige Raubzüge zu einem allgemeinen Phänomen wurden.

So tauchten etwa bei Karoline Leber in der Grimmgasse 26 eines Tages im Frühjahr 1938 drei SA-Männer der NSDAP-Ortsgruppe mit Sitz in der gegenüber gelegenen Rustengasse auf und requirierten Mobiliar und das gesamte aufgefundene Bargeld.[52] Ähnlich erging es der Familie Blau in der Fünfhausgasse 2, wo sich ein unbekannter Parteifunktionär am Mobiliar schadlos hielt.[53]

Waren es in der Kristallnacht neben Warenlagern von Geschäften besonders Wertgegenstände gewesen, auf die es die marodierenden Banden abgesehen hatten, wurde davor und danach aus jüdischen Wohnungen alles weggeschleppt, was irgendjemandem gefiel. Gefiel mehr, als auf einmal fortgeschafft werden konnte, kam man über Monate wieder – so auch in die Wohnung von Max Fried in der Stättermayergasse 2, aus der bis 1939 nach und nach Mobiliar, Wertgegenstände, Bargeld und Sparbücher geraubt wurden.[54]

Der Enteignungsvorgang und der/die AriseurIn



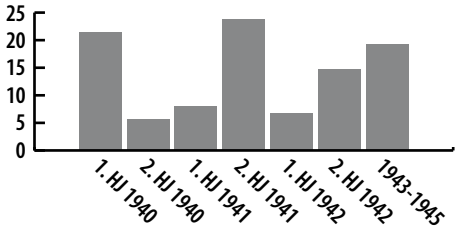
Enteignungen 1938 nach Monaten in Prozent
Summe: 47

52 VEAV MBA 15 G 196/48.

53 VEAV MBA 15 G 95/47.

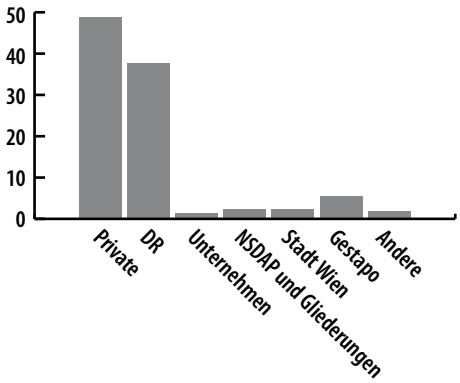
54 VEAV MBA 15 G 75/46.

Deutlich ersichtlich ist demnach der sprunghafte Anstieg der Enteignungen im Spätherbst und die Höchstzeit im November 1938 infolge des Novemberpogroms.



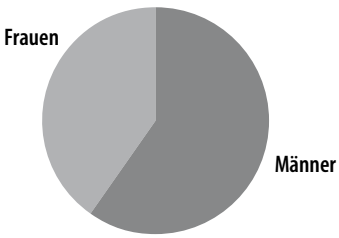
Verlauf der Arisierungen ab 1940 nach Halbjahren in Prozent
Summe: 88

Ein besonderes Augenmerk der Auswertung lag auf jenen natürlichen wie juristischen Personen, in deren Eigentum der vormals jüdische Besitz während der NS-Herrschaft überging. Ganz grundsätzlich stellt sich dies wie folgt dar:[55]



AriseurInnen in Prozent[56]
Summe: 201

Eine tiefergehende Analyse der Privatpersonen, die jüdisches Eigentum an sich brachten, fördert interessante Details zutage: Auffällig ist zunächst das Geschlechterverhältnis: Den 214 von Männern begangenen Arisierungen stehen immerhin 129 »weibliche« Beutezüge gegenüber.[57] Dies schloss sowohl die Übernahme als kommissarische/r VerwalterIn als auch einen Erwerb im Zuge der Abwicklung durch die Vermögensverkehrsstelle oder eine kostengünstige Ersteigerung jüdischer Güter bei deren Straßenabverkauf ein.



AriseurInnen nach Geschlecht in Prozent (bereinigt um Ehepaare)
Summe: 321

55 Gezählt wurden nur eindeutige Angaben; offenkundige Zwangs- und Notverkäufe sowie Scheinarisierungen blieben unberücksichtigt, allerdings sind Opferangaben, in denen »DR« als Ariseur angegeben wird, vermutlich oftmals nicht korrekt, da die Einziehung zunächst durch Vermögensverkehrsstelle bzw. kommissarische Leitung erfolgte und der anzeigenden Person der letztliche Ariseur unbekannt blieb. Auch hier hatten die AriseurInnen zudem ein konkretes Interesse, den Eigentumsübertrag als legalen Kauf von einer staatlichen Stelle statt als konkreten Beraubungsakt darzustellen.

56 Da sich die Zählungen an den Opfern bzw. Fallzahlen orientierten, werden Personen, die mehrfach als AriseurIn in Erscheinung traten, auch mehrfach gezählt.

57 Ehepaare wurden dabei getrennt erfasst, ihre Zahl beträgt jedoch lediglich 22.

Das Bild der NachbarInnen, die über Nacht zu RäuberInnen wurden, stimmt nicht nur im übertragenen, sondern offensichtlich auch im engeren Sinne. Tatsächlich kam keine einzige der 219 arisierenden Privatpersonen, deren ursprüngliche Adresse aus den Akten erhoben wurde, aus dem »Altreich«, nur 16 kamen nicht aus Wien.
Von den 203 Wiener AriseurInnen stammten 79 aus Rudolfsheim-Fünfhaus selbst, weitere 53 aus angrenzenden Bezirken. Interessant ist zudem die Häufung von arischen NeobesitzerInnen aus den beiden Bezirken Wieden und Innere Stadt, die ein Dutzend ausmachen. Der bevölkerungsstärkste Bezirk Wiens, Favoriten, stellte demgegenüber nur zwei AriseurInnen, das kleinbürgerliche Liesing mit mehr EinwohnerInnen als Wieden und Innere Stadt zusammen gar keine/n.

AriseurInnen nach Herkunft in Prozent (nur Private) Summe: 219

70 Arisierungen erfolgten explizit ohne jegliche Gegenleistung. In den restlichen Fällen stand durchgängig der Entgelt in keinerlei Relation zum Wert. Selbst unter solch aus Sicht der »ErwerberInnen« günstigen Voraussetzungen wurde der Preis weiter gedrückt, wurde gelogen und betrogen. Ein eindrückliches Beispiel dafür ist Franz Ginnler aus der Neustiftgasse 133 im 7. Bezirk. Dieser hatte es auf ein großes Schuhgeschäft in der Reindorfgasse 39 abgesehen. Statt einer Bezahlung versprach er dessen Inhaber, Osias Steinfeld, zwei Schiffspassagen nach Shanghai. Steinfeld willigte ein. Nachdem er sein Geschäft zu diesem Spottpreis an Ginnler übertragen hatte, konnte sich dieser aber plötzlich nicht mehr an seinen Teil der Vereinbarung »erinnern«, wie er dem machtlosen Steinfeld erklärte.[58]

Wie bereits erwähnt, fanden sich auch in Rudolfsheim-Fünfhaus alle Formen von Arisierung, so neben Raub und »Requirierung« auch die Verwertung »staatsfeindlichen Vermögens« durch die öffentliche Hand, wobei auch in diesem letzten Stadium der NS-Enteignungspolitik ausreichend Spielraum zur individuellen Bereicherung verblieb.[59] Die Allgemeinheit hatte mannigfaltigen Anteil an der Enteignungspolitik auf direktem Wege, etwa im Falle der Josef-und-Anna-Bischof-Stiftung, der neben dem monetären Stiftungsvermögen auch das Haus in der Pelzgasse 5 gehörte. Beides wurde per 28. Jänner 1938 durch Bescheid des Ministeriums für innere und kulturelle Angelegenheiten der Vereinigten Wiener Armengeldstiftung zugewiesen.[60]

Um die Wiederbelegung ehemals jüdischer Wohnungen, deren BesitzerInnen »fort« waren, kümmerte sich das Wiener Wohnungsamt direkt – die »leer stehende« Wohnung von Miljan Weissberg in der Märzstraße 55/8 wurde etwa per 15. September 1941 Grete Hähnel angewiesen.

58 VEAV MBA 15 G 4/46.

59 VEAV MBA 15 J 85/46.

60 VEAV MBA 15 J 268/46.

Selten, aber doch ist in den Akten von Versuchen zu lesen, Widerstand gegen die eigene Beraubung zu leisten. Zumeist manifestierte sich dieser in Appellen an staatliche Würdenträger und – vor allem – in »Scheinarisierungen«, wie es in der Vermögensverkehrsstelle hieß. Erfolg war bei letzteren Bemühungen nur jenen Fällen beschieden, in denen eine direkte Verbindung zwischen ursprünglichem/r BesitzerIn und AriseurIn erfolgreich geheim gehalten werden konnte. Versuche, Eigentum an nichtjüdische EhepartnerInnen oder Verwandte zu übertragen, die als Mischlinge galten, blieben dagegen fast ausnahmslos ohne Erfolg.[61] Demgegenüber konnte das Haus von Gustav Lichtenstern in der Pouthongasse 3 rechtzeitig von dessen Freunden Gustav Berger und Friedrich Menter übernommen werden und wurde nach dem Krieg an die Erben Lichtensterns, der selbst nicht überlebt hatte, zurückgestellt.[62]

Zwei seltene Ausnahmen stellen die Fälle des später ermordeten Gustav Schreiber und Theodor Spitzer dar. Ersterem gelang es noch am 12. Dezember 1938, seiner arischen Frau Katharina seinen fünfzigprozentigen Anteil an der Liegenschaft Mariahilfer Straße 211 zu überschreiben.[63] Zweiterer konnte sowohl die Wohnung samt Möbel und Hausrat als auch seine Werkzeuge an seine Ehegattin übertragen.[64]

AriseurIn ohne davon zu wissen? Rechtfertigungen von AriseurInnen und die Rückstellungspraxis nach 1945

Zahlreiche AriseurInnen behaupteten im Zuge der Vermögensanmeldung nach 1945, sie hätten über die Vorgeschichte des betreffenden Besitzes nichts gewusst.[65] Argumentiert wird in diese Richtung einerseits vor allem, wenn es sich um Notverkäufe handelte, andererseits, wenn der oder die nachmalige BesitzerIn nicht in den direkten Enteignungsprozess eingebunden war. Glaubwürdig ist das allenfalls bei Wohnungszuweisungen durch die Stadt Wien, mit Sicherheit jedoch nicht im Falle von Geschäften oder Immobilien, die über die Vermögensverkehrsstelle abgewickelt worden waren. Auch TeilnehmerInnen an Versteigerungen – ob im Dorotheum oder auf der Straße – dürften die Hintergründe für die plötzlich massenhaft angepriesenen »Schnäppchen« durchaus bewusst gewesen sein.

Über Art und Umfang der Rückstellungen – so sich ursprüngliche BesitzerInnen oder deren Erben rechtzeitig hatten in Sicherheit bringen können – lassen sich aus dem vorhandenen Aktenmaterial keine generalisierbaren Aussagen ableiten. Nachvollziehbar sind nur Fälle, in denen dem VEAV-Akt Unterlagen der Rückstellungskommission angeschlossen sind, was nur bei einem Bruchteil der Fall ist. Diese bilden ein »Potpourri« der bereits in vielen Untersuchungen hinreichend dokumentierten »Entschädigungspraxis«: AriseurInnen, die ihren Besitz erfolgreich gegen Rückstellungsansprüche behaupten können, weil das Gericht Erbschaftsansprüche aus un-

61 Vgl. den bereits erwähnten Übertragsversuch der Anteile von Beno Jokl am Omnia-Kino; VEAV MBA 15 M 548/46.

62 VEAV MBA 15 J 54/46.

63 VEAV MBA 15 J 256/46.

64 VEAV MBA 15 S 551/46.

65 Exemplarisch der Fall von Leopold Adam, der wie viele andere den VEAV-Bogen »im Zweifel« ausfüllt: Er habe das vormals Regina Farkas gehörende Geschäftslokal in der Mariahilfer Straße 145 erst mit erstem August 1939 in Hauptmiete übernommen, nachdem es durch Farkas bereits elf Monate zuvor geschlossen worden war. Über die »Umstände der Lösung des Mietverhältnisses mit R. F.« könne er ebenso wenig Angaben machen wie zu deren Person oder ihrem Verbleib; vgl. VEAV MBA 15 A 168/46.

erfindlichen Gründen nicht anerkennt;[66] gerichtliche Vergatterung der ehemaligen BesitzerInnen zur Rückerstattung des von den AriseurInnen vormals entrichteten »Kaufpreises« – ohne Abzüge für in der Zwischenzeit entgangene Einnahmen, ohne Gegenrechnung mit von den AriseurInnen lukrierten Gewinnen und auch ohne Berücksichtigung der einstmals von den jüdischen BesitzerInnen vom »Erlös«, über den sie, wie oben dargestellt, nicht frei verfügen konnten, zu bezahlenden diskriminierenden Steuern;[67] skandalöse »Investitionsabgeltungen«, die den AriseurInnen zusätzlich zum einstmals bezahlten Kaufpreis zu ersetzen waren[68] und es den ursprünglichen EigentümerInnen mangels hinreichender Barschaft oftmals gar nicht ermöglichten, wieder in den Besitz ihres Eigentums zu kommen, sodass sie sich auf Vergleiche einlassen mussten, die AriseurInnen häufig weitere günstige Erwerbungen erlaubten.[69]

Kein Wunder, dass AriseurInnen vor Gericht immer dreistere Erklärungen vorbrachten, oft genug hatte schließlich die schiere Frechheit Erfolg. Es war eher eine Ausnahme, wenn das Gericht AriseurInnen in die Schranken wies, wie etwa im Falle von Rudolf Sattler. Dieser hatte das Geschäft Kleiderkönig in der Mariahilfer Straße 179 entschädigungslos enteignet und lehnte die Ansprüche der Nachkommen des ursprünglichen Besitzers, Eduard König, mit dem Hinweis ab, dass es auch ohne ihn zu einer Besitzübertragung gekommen wäre. Er sei nicht für die generelle Politik des Dritten Reiches haftbar zu machen, und da die von ihm geraubte Firma mittlerweile nicht mehr existiere, könne er diese auch nicht mehr zurückstellen. Das Gericht wies diese Sicht zurück und gab – auch das eine Seltenheit – sogar den Ansprüchen auf Ersatz des Inventars statt.[70]

Seriöse Aussagen über das Ausmaß der Restitution nach erfolgter Niederwerfung des Faschismus sind kaum möglich, da die dafür notwendigen Bestände der Rückstellungskommissionen mittlerweile skartiert wurden. Ein realisierbares Desideratum bildet hingegen die Überprüfung der oben skizzierten Dimensionen des entzogenen Eigentums durch eine systematische Sichtung der Akten der Vermögensverkehrsstelle. Dies würde auch eine Abschätzung von deren Werten ermöglichen. Genauere soziologische Aussagen über die Zusammensetzung des jüdischen 15. Bezirks ließen sich außerdem machen, wenn die Auswandererkartei der IKG Wien öffentlich zugänglich würde.

66 VEAV MBA 15 J 75/46: Im Bemühen, den Hausbesitz ihrer ermordeten Kusine bzw. Nichte Anna Kantor in der Sechshauserstraße 62–64 zugesprochen zu bekommen, scheitern Eric Roberts (vorm. Erich Rosenzweig) und Lilly Wertheimer, geb. Kantor; als Begründung wird lediglich angeführt, sie erfüllten »die Voraussetzungen zur Antragstellung nicht«. Das Eigentum verbleibt bei der Ariseurin Josefine Stingl, die offenbar eher den Vorstellungen des Gerichts hinsichtlich akkurater Erbfolge entspricht.

67 VEAV MBA 15 J 242/46.

68 VEAV MBA 15 M 885/46.

69 So überließ der nach Großbritannien geflohene Sohn von Nussim Geier, Hugo Zahler-Geier, der Ariseurin Petronilla Schweitzer nicht nur die 1943 entzogene Liegenschaftshälfte an der Iheringgasse 29 im Wert von einstmals 16.000 Schilling, sondern übertrug ihr zusätzlich zum mittlerweile bombengeschädigten Hausanteil auch noch die ihm gehörenden Anteile einer weiteren Liegenschaft mit Garten und Baugrund – um für alles zusammen 14.000 Schilling zu enthalten; vgl. VEAV MBA 15 Sch 587/46.

70 VEAV MBA 15 M 557/46 bzw. VEAV MBA 15 S 588/46.

Gedächtnis in Österreich, Israel und den USA – Überschneidungen

Chava Blodek-Kopelman
(Übersetzung aus dem Englischen: Petra Metelko)

Erinnerungen sind unberechenbar. In der Jugend entziehen sie sich, um später im Leben aufzutauchen.

Mit Erinnerungen ist es so eine Sache: Sie haben ihren eigenen Willen und ihre eigene Zeit, und sie lassen sich kaum kontrollieren. Doch sind sie erst einmal aufgetaucht und wichtig, gibt es etliche Möglichkeiten, sie für immer festzuhalten. Sind sie aus dem richtigen Stoff gemacht, kann man seine Erinnerungen in Ehren halten. Sollten sie anderer Natur sein, kann man zumindest aus ihnen lernen oder sie weitergeben, damit andere etwas lernen und nicht vergessen.

Meine eigenen Erinnerungen fallen genau in dieses Muster. Meine frühesten Erinnerungen sind nahezu unerreichbar. Die wenigen, die ich noch habe, sind mir in Form fragmentartiger Bilder geblieben, die erscheinen, wann es ihnen beliebt. Die aus späteren Jahren ähneln mehr einem Katalog, aus dem ich sie nach Bedarf abrufen kann. Manche von ihnen sind gewachsen und mir verständlicher geworden. Im Lauf der Jahre sind noch Interpretationen hinzugekommen, besonders wenn es um Gefühle und ihre Konsequenzen geht.

Dass frühere Erinnerungen wichtig werden, ist ein klassisches Phänomen. Das wurde mir bewusst, als ich 1986 während meiner Doktorarbeit in Psychotherapie an der Universität von Michigan mit Holocaust-Überlebenden zu arbeiten begann. Im Rahmen eines Forschungsprojektes zum Reform-Judaismus begegnete ich Überlebenden des Holocaust und war erstaunt, dass sich bis dato niemand für ihre Erfahrungen interessiert hatte. Ich war damals der Meinung, und bin es noch heute, dass jede Holocaust-Geschichte für immer festgehalten werden sollte, ob auf Band, Video oder in einer sonstigen technischen Form.

Ich begann also in Ann Arbor, Michigan, nach Überlebenden zu suchen und zeichnete ihre Geschichten auf. Ungefähr zwei Jahre später setzte ich diese Arbeit mit AMCHA fort, einer psychosozialen Organisation für Überlebende und die Folgegenerationen in Israel. Zuerst spezialisierte ich mich darauf, Lebensgeschichten auf Video aufzunehmen, schon bald folgten Psychotherapiesitzungen mit Überlebenden. In meiner Arbeit mit ihnen tauchte dieses Bedürfnis auf, in die Vergangenheit zurückzukehren und immer wieder darüber zu sprechen. Wenn Menschen jung sind, wollen sie weitermachen und sich ein Leben aufbauen oder wiederaufbauen, und so war es auch im Falle der Überlebenden. Der Wunsch, die Vergangenheit hinter sich zu lassen, war groß. Wenn man älter wird und zu arbeiten aufhört, wenn die Kinder das Nest verlassen oder man den Partner verliert, kommen Erinnerungen oft ungebeten zurück! In solchen Zeiten können sie einen Menschen überwältigen, und sind sie noch dazu traumatisch, können sie ihn so aus der Bahn werfen, dass er Hilfe braucht.

Meine Arbeit als Therapeutin von Holocaust-Überlebenden und als Dokumentarin ihrer Lebensgeschichten hatte großen Einfluss auf die Suche nach meinen eigenen Erinnerungen, speziell jenen in Zusammenhang mit Wien. Ursprünglich empfand ich mich selbst nicht als Holocaust-Überlebende. Wann immer ich Menschen zuhörte, die Vernichtungslager, Ghettos, Bunker oder in den Wäldern überlebt hatten, hatte ich das Gefühl, noch gut davon gekommen zu sein. Alles, was mir und meinen Eltern widerfahren war, war, dass wir zur Zeit des »An-

schlusses« in Wien lebten und es schafften, noch bevor der Krieg im September 1939 begann, in Sicherheit zu gelangen. Es dauerte einige Jahre, in denen ich mich mit den Lebensgeschichten und Holocaust-Schilderungen meiner KlientInnen befasste, bis sich mein eigenes Denken und Fühlen langsam veränderte. Ich fing an zu begreifen, dass das Leben meiner Eltern und mein eigenes auf grausame Weise und grundlos unterbrochen worden waren. Erst da verstand ich die Angst und den Schrecken im Jahr, das auf den »Anschluss« folgte. Die Geschichten meiner KlientInnen waren teilweise ähnlich, und ich konnte nicht umhin, sie mit meiner eigenen zu vergleichen, und letztlich musste ich zugeben: Ja, auch ich bin eine Überlebende! Als Sechsjährige erfasste ich nicht im vollen Ausmaß, was es bedeutete, nicht in den Park gehen zu dürfen oder gemeinsam mit meiner ängstlichen Mutter einem Mann zuhören zu müssen, der aus dem Radio brüllte. Nachdem mein Vater im Mai 1938 ins britische Mandat Palästina abgereist war, waren meine Mutter und ich die einzigen Jüdinnen im Haus. Frau Eder, die Hausbesorgerin, nahm uns unter ihre Fittiche und sagte der SS, dass keine Juden im Haus wohnten. Doch ihre Tochter, die mit ihrem Mann die Nachbarwohnung bewohnte, war Mitglied der nationalsozialistischen Partei und stritt unentwegt mit ihrer Mutter. Ihretwegen mussten wir die zwei Stockwerke zu unserer Wohnung auf Zehenspitzen hinauf schleichen und daheim ganz leise sein. Ich konnte auch nicht verstehen, warum ich nicht mehr zur Schule gehen oder mit meinen FreundInnen spielen durfte. Erst später konnte ich mich in meine Mutter hineinversetzen, die bereit gewesen war, allein mit ihrer kleinen Tochter in Wien zu bleiben, und die von Amt zu Amt lief, um die nötigen Papiere zu erhalten, damit mein Vater uns nach Palästina holen konnte. Am 13. Februar 1939 kamen wir schließlich dort an, diesen Tag sollte ich viel später als meinen zweiten Geburtstag feiern.

Der Bruch mit der Vergangenheit war komplett, aber Wien blieb ein Teil unseres Lebens. Wir sprachen weiterhin Deutsch zu Hause, und die wenigen Schallplatten, die wir mitgebracht hatten, waren Johann Strauss, Leopoldi und Fritz Muliar. An Geburtstagen und Jahrestagen wurde Walzer getanzt. Als ich Klavier spielen lernte, spielte ich schon bald Walzer und Polkas. Meine Mutter summte immer Operettenmelodien, die ein Teil von mir wurden. Einige Wienerlieder wie das *Fiakerlied* oder *Mein Mutter war a Wienerin*[1] gehörten ebenfalls zu unserem häuslichen Musikrepertoire. Seit dem Tod meiner Eltern bedeutet mir diese Musik noch mehr und bringt mich manchmal zum Weinen. Die Lieder symbolisieren eine verschwundene Welt, aber ich liebe sie! Ich hatte zwar nie KlientInnen aus Österreich, aber einige aus Budapest, und wir teilten diese Liebe und Traurigkeit in unserer Arbeit.

Aber es war nicht nur die Musik. Auch die Küche blieb Wienerisch. Ich bin mit Linzer Torte, Palatschinken, Zwetschkenknödeln und Schnitzel aufgewachsen. Als es während des Krieges kein Fleisch gab, wurden die Schnitzel aus Melanzani gemacht! Von der vierten Klasse an war Ruth Daft meine beste Freundin, sie war Wienerin und 1941 auf einem illegalen Schiff nach Haifa gekommen. Da ich Deutsch sprach, sollte ich mich mit ihr anfreunden, und die Freundschaft wuchs und blieb bestehen. Noch bedeutungsvoller war der Wien-Bezug mit meinem Mann Raoul Kopelman. Er beobachtete mich, als ich mich in einem Labor auf der Universität abwog, und fragte mich im Scherz nach meinem Gewicht. Als Zweites fragte er mich, woher ich käme, wegen meiner blauen Augen und blonden Haare, behauptete er. »Wien«, sagten wir beide gleichzeitig, und das war es dann. Das erste Treffen, die erste Verbindung und für immer ein gemeinsames Thema in unserem Leben.

Alles soeben Erzählte hatte ich als gegeben hingenommen und nie weiter darüber nachgedacht. Die wahre Geschichte und ihre Bedeutung spielten in meinem Denken keine Rolle, bis ich begann, mit Holocaust-Überlebenden zu arbeiten, und wie gesagt auch da nicht sofort.

1 *Kursiv* gesetzte Passagen sind im Original deutsch.

Mein Leben wurde gewissermaßen in ein neues Licht getaucht. Ja, ich wurde im Februar 1939 wiedergeboren, aber ich hatte auch ein Leben davor, und was vorher war, wurde zunehmend wichtig. Wiederum zog ich den Vergleich zu meinen KlientInnen. Viele von ihnen erzählten von ihrem Leben, als hätte es mit dem Krieg begonnen, auch wenn sie zu der Zeit schon Teenager waren! Ich musste sie daran erinnern, dass ihre Welt schon vorher existiert hatte. Und meine auch. Ich begann also, die alten Fotoalben durchzublättern, und stieß auf ein Foto von meinem Kindergarten. Ich wusste, dass zwei Mädchen, mit denen ich befreundet gewesen war, mit ihren Familien nach Australien geflohen waren und zwei Buben nach Palästina. Über die anderen wusste ich gar nichts. Hatten sie entkommen können? Als ich das nächste Mal die österreichische Botschaft in Tel Aviv aufsuchte, um mir meine »*Lebensbestätigung*« zu holen, fragte ich, ob ich eine Kopie dieses Fotos aufhängen dürfte, mit der Aufforderung, wer auch immer jemanden auf diesem Foto erkenne, möge mich kontaktieren.

Das Foto, das Chava Blodek-Kopelman auf der österreichischen Botschaft in Tel Aviv aufhing, um Kindergarten-KollegInnen wiederzufinden. Eine von diesen, Erika Goldschmied-Zimmerman, ist bereits eingetragen. (Chava Blodek-Kopelman)

Wenige Wochen darauf hinterließ Erika Goldschmied-Zimmerman eine Nachricht auf meinem Anrufbeantworter. Ich war gerade in Amerika, aber ich rief sie sofort zurück und wir unterhielten uns über eine Stunde lang. Wir konnten uns beide nicht aneinander erinnern, aber wir fanden eine gemeinsame Sprache und fühlten uns sofort sehr verbunden. Genauso erging es mir auch mit Dita Segal, deren Telefonnummer in Israel ich von Erika bekam. Später fand ich auch noch Eddie, der ganz in der Nähe von mir lebt. An ihn konnte ich mich erinnern, weil unsere Eltern befreundet gewesen waren. Wir vier beschlossen, Geschwister zu sein. Wir fragen uns noch immer, was aus den anderen Kindern geworden ist, ob sie vergast oder ermordet wurden oder überlebt haben. Unser Foto erschien auch auf der Pinnwand der *Israelitischen Kultusgemeinde* in Wien und in einer Broschüre der Wiener Senioren in Israel, aber es meldete sich niemand mehr. Was wir herausfanden war, dass unsere Kindergärtnerin Malka Verständig nach Jugoslawien fliehen konnte, dort jedoch ermordet wurde.

Herklotzgasse 21? Ich hatte keine Ahnung, wo der Kindergarten war, und nur sehr wenige Erinnerungen daran, was wir dort gemacht hatten, mit Ausnahme der »Kunstwerke«, die meine Mutter aufgehoben hatte und die hier in der Ausstellung gezeigt werden (vgl. Abb. S. 112). Erika, die in der Herklotzgasse 25 gewohnt hatte, gab mir die Adresse, die ich im folgenden Sommer in Wien gemeinsam mit meinem Mann, meinem Sohn und meiner Tochter aufsuchte. Während sie fotografierten, sprach ich mit Erika am Handy, und sie erklärte mir, wo genau sie gewohnt hatte, wo ihr Laden gewesen war und wo der Kindergarten.

Chava Blodek-Kopelman am Telefon mit Erika Goldschmied-Zimmerman, vor der Herklotzgasse 21 (Chava Blodek-Kopelman)

Das half meiner Erinnerung zwar nicht auf die Sprünge, aber es war sehr *aufregend*. Ich betrachtete die Pflastersteine, die alten Gebäude und Mauern und dachte, ja, hier bin ich früher regelmäßig gewesen. Auf Vorschlag meines Sohnes machte ich mich klein wie eine Vierjährige, um zu sehen, ob ich mich aus dieser Perspektive an etwas erinnern könnte. Erinnerungen kamen keine, wohl aber Tränen.

Zu diesem Zeitpunkt wusste ich noch nichts über das Forschungsprojekt rund um dieses Gebäude und die früheren jüdischen BewohnerInnen dieses Bezirks, und vielleicht war es auch noch gar nicht angelaufen. Einige Monate darauf informierte mich Israel Hadar (Walter Herlinger) über das Projekt und gab mir die E-Mail-Adresse. So begann meine Mitarbeit am Projekt »Herklotzgasse 21«. Ich sollte erwähnen, dass Israel Hadar und ich zur selben Zeit in der israelischen Marine gewesen waren, doch obwohl wir beide wussten, dass wir aus Wien kamen, hatten wir nie darüber gesprochen. Das war noch zu jener Zeit, als der Anfang – oder die frühe Vergangenheit – in mir begraben lag.

Die Entscheidung, am Projekt mitzuarbeiten, fiel mir nicht leicht. Meine Gefühle waren gemischt. Einerseits fragte ich mich, warum ich mich Wien und seinen Schuldgefühlen gegenüber verpflichtet fühlen sollte. Ich werde ja irgendwie benutzt. Andererseits fühlte ich, dass das, was für meine KlientInnen stimmte, auch für mich galt. Sie mussten ihre Geschichten erzählen und teilen und sie so unsterblich machen, und das sollte auch ich tun, da ich nun die Tatsache akzeptiert hatte, eine Holocaust-Überlebende zu sein. Und warum sollte ich meine Geschichte den WienerInnen vorenthalten? Viele der TäterInnen sind nicht mehr am Leben, und die es noch sind, werden diese Ausstellung nicht besuchen. Die nächste Generation muss aber wissen, was alles geschehen ist, und es in ihrem Gedächtnis speichern, damit es nie wieder passieren kann. *Also die moralische Pflicht hat gewonnen!* Ich traf mich mit den Mitgliedern des Komitees, und sofort *habe ich aufgeatmet*! Eine meiner ersten Ängste war, sie könnten aus der älteren Generation stammen und vielleicht bei der Hitlerjugend gewesen sein. Aber wie sich zeigte, sind sie alle mehr oder weniger im Alter meiner Kinder und wundervolle, warmherzige Menschen. Wir kamen uns sofort nahe. Ich war überrascht, wie viel sie über Judaismus und Holocaust wissen. Erstaunlich! Es fiel mir leicht, mich von ihnen interviewen zu lassen und mich vor laufender Kamera an meine Kindheit in Wien zu erinnern, insbesondere an mein Leben während des »Anschlusses« und unsere Abreise. Ich fühlte mich befreit, als ob mir ein Stein von der Brust gefallen wäre. Ich hatte meinen Teil zur Erinnerung der Welt beigetragen – und zu mir selbst.

Meine Begegnung mit meinen frühen Erinnerungen brachte mich auch dazu, den Stammbaum meiner Familie zu erforschen. In Wien und Krakau durchforstete ich die Archive nach den Namen Blodek und Strauchen, ich streifte in beiden Städten durch die jüdischen Friedhöfe. Dabei stieß ich auf die Hochzeitsurkunde meiner Großeltern väterlicherseits in Krakau und viele aufgelassene Gräber in Krakau oder am Wiener Zentralfriedhof. Wichtiger noch, ich fand entfernte Verwandte mit Namen Blodek, die 1938 aus Wien geflohen waren und jetzt in Südamerika in Kolumbien leben. Diese Suche wird niemals enden!

Abschließend möchte ich noch sagen, dass ich, obwohl ich sehr glücklich mit meinem Leben bin, das am 13. Februar 1939 begann, als wir in Eretz Israel ankamen, mich doch manchmal frage, wie es wohl verlaufen wäre, wenn es keinen Holocaust und keinen Krieg gegeben hätte und wir in Wien geblieben wären. Meine Eltern waren Zionisten – heißt das, wir wären vielleicht dennoch irgendwann nach Israel ausgewandert? Was wäre aus mir geworden, wenn wir in Wien geblieben wären? Hätte ich trotzdem meinen aus Wien stammenden Mann kennen gelernt? Diese Fragen kann man sich ausmalen, Antworten darauf gibt es keine.

Für die Kurzbiografie von Chava Blodek-Kopelman siehe S. 34.

Dina Porat
(Übersetzung aus dem Englischen: Petra Metelko)

Die Gezeiten des Vergessens aufhalten[2]

Im Verlauf des vergangenen Jahres hat die Zahl der in Israel geschriebenen und veröffentlichten Holocaust-Memoiren die 5.000er-Marke überschritten. Wenn es stimmt, dass seit Ende des Krieges bis ins Jahr 1998 3.000 Bücher in dieser Sparte erschienen sind, dann ist die Kurve während der letzten Jahre steil angestiegen. Warum ist das so? Was bringt Überlebende dazu, 60 Jahre nach dem Zweiten Weltkrieg zurückzublicken und ihre Erinnerungen niederzuschreiben? Welchen historischen und menschlichen Wert haben diese autobiografischen Texte?

Parallel zur wachsenden Zahl Überlebender, die ihre Memoiren schreiben, ist auch die Anzahl der Verlagshäuser gestiegen, die sie publizieren. In Israel erscheinen viele dieser Bücher bei Yad Vashem in Jerusalem, doch seit Kurzem veröffentlichen immer mehr Verlage Holocaust-Memoiren, Ghost Writer bieten Überlebenden ihre Dienste beim Schreiben ihrer Lebensgeschichten an, sogar Geschäftsunternehmen sind involviert. Letztes Jahr brachte Amigur, eine israelische Wohnbaugesellschaft, die Lebenserinnerungen von 1.000 ihrer MieterInnen, allesamt ImmigrantInnen aus der ehemaligen Sowjetunion, heraus. Viele AutorInnen und ihre Familien publizieren ihr Werk im Eigenverlag, da die Verlage mit Manuskripten überflutet sind, das Manuskript in Jiddisch oder einer anderen Sprache geschrieben ist oder der Verleger Zweifel hat, wie viele Exemplare er verkaufen kann.

Immer häufiger werden Memoiren auch von Gruppen geschrieben, um an einen Ort oder eine Gemeinschaft und nicht nur an eine persönliche Lebensgeschichte zu erinnern. *Sridei Sachsenhausen mesaprim* (*The Survivors of Sachsenhausen Talk*, Avraham Lanzman 2005) und *Partizanim mesaprim* (*Partisans Tell Their Tale*, Israel 2006) sind nur zwei Beispiele. Dieselbe Entwicklung lässt sich auch im Westen beobachten, in den sich 180.000 Überlebende nach dem Krieg verstreut haben. In Melbourne, Australien, das einer besonders großen Gruppe Überlebender eine neue Heimat bietet, veröffentlicht die Jüdische Bibliothek jedes Jahr Dutzende Memoiren und Anthologien und sponsert Workshops für autobiografisches Schreiben. In Buenos Aires wirkt die Organisation Memoria, in Deutschland brachte die Universität Konstanz eine Serie von Memoiren in schwarzem Einband, mit gelbem Davidstern und dem Aufdruck

2 Der Artikel erschien in hebräischer Sprache in der Tageszeitung *Ha'aretz* am 24. Jänner 2007. Nachdem er im Kontext eines israelischen Diskurses verfasst wurde und die darin zitierten Publikationen überwiegend nur auf Hebräisch erschienen, wurden diese im vorliegenden Text übersetzt, aber nicht in die Literaturliste aufgenommen.

»Shoah« heraus. Zahlreiche weitere Projekte laufen in Frankreich und den Vereinigten Staaten, wo Überlebende des KZ Bergen-Belsen eine nach Eli Wiesel benannte Stiftung leiten. Alles in allem erscheinen so jährlich außerhalb von Israel mehrere hundert Bücher zum Thema.

Es gibt eine Reihe von Gründen für die momentane Schreibwelle. Die meisten Überlebenden waren während des Krieges zwischen 15 und 45 Jahren alt, da die sehr jungen und die älteren Menschen zuerst getötet wurden oder die harten Bedingungen nicht überlebten. Als sie nach Israel kamen, brauchten sie ihre Energie, um sich ein neues Leben aufzubauen. Sie hatten keine Kraft übrig zurückzuschauen, geschweige denn, ihre Erlebnisse niederzuschreiben.

Aharon Appelfelds *Masot beguf rishon* (*First Person Essays*, 1979) behandelt das Schweigen der meisten Überlebenden, die nach Israel kamen. Die Einwanderer der ersten Stunde schwiegen – nicht, weil sie nicht hören wollten oder nicht verstehen konnten, sondern weil Worte den Horror wieder wachriefen und ihrer Meinung nach niemals vermitteln konnten, was sie durchgemacht hatten.

Die Überlebenden schwiegen nicht nur in Israel, wie Felix Zandman in *Never the Last Journey* (New York 1995) aufzeigt, auch in Frankreich und den Vereinigten Staaten blieben sie stumm. Die Ersten, die Ende der 1940er-, Anfang der 1950er-Jahre über ihre Erfahrungen schrieben, waren zumeist Ghetto-Kämpfer und Partisanen. Verlegt wurden diese Bücher von ihren jeweiligen ideologischen Bewegungen, die stolz und begierig darauf waren, diese Erzählungen zu verbreiten, etwa Ruzka Korczaks *Flames in the Ashes* (*Lehavot Ba-Efer*, Tel Aviv 1946).

Im Kielwasser des Eichmann-Prozesses, dessen Zeugenaussagen Einblick in die Welt der Überlebenden als Gruppe boten, kam die nächste Welle von Lebensberichten. Zu diesem Zeitpunkt war das Bedürfnis zu schreiben noch immer begrenzt. Nach dem Yom-Kippur-Krieg folgte der nächste Schwung an Holocaust-Erinnerungen, wiederum aus der gedrückten Gesamtstimmung heraus, doch auch, weil die Überlebenden mittlerweile bereits in ihren Siebzigern waren.

Seit Mitte der 1970er ist die Zahl der Bücher zu diesem Thema stetig gestiegen: Wenn Menschen in den Ruhestand treten – nachdem sie eine Familie aufgezogen, jahrelang gearbeitet und zum Gemeinwohl beigetragen haben –, haben sie die Zeit und die emotionale Reife, sich mit der Vergangenheit auseinander zu setzen. Seitdem israelische Schulen in den 1980er-Jahren Holocaust-Studien in den Lehrplan aufgenommen haben und höhere bildende Schulen ihre StudentInnen nach Polen schicken, ist in der zweiten und dritten Generation ein Bewusstsein für die eigene Familiengeschichte erwacht, die es festzuhalten gilt. Zudem sahen die älteren Überlebenden ihre Zeit ablaufen und wollten ihre Geschichten nicht mit ins Grab nehmen.

Überlebende, die in jungen Jahren nach Israel kamen, haben ebenfalls erst jetzt begonnen, darüber zu schreiben. Einer von ihnen ist Rabbi Yisrael Meir Lau, israelischer Oberrabbiner und Autor von *Al tishlach yadha el hana'ar* (*Do Not Raise Your Hand Against the Boy*, Yidiot Achranot 2005).
Einige Bücher sind speziell für Kinder und Teenager geschrieben – das Alter, das ihre AutorInnen zur Zeit des Holocaust hatten. Als Beispiele könnte man die von Yad Vashem herausgegebene Janus-Korczak-Serie oder die Bücher von Irit R. Kuper anführen. Diese Trends lassen sich auch außerhalb Israels beobachten.

Im Laufe der Jahre hat sich die israelische Gesellschaft verändert. Das Hauptaugenmerk in der formellen, zeremoniellen Auseinandersetzung mit den »sechs Millionen«, dieser unfassbaren Zahl, gilt mittlerweile – nach den Gruppen und der Erinnerung an diese – den Individuen: »Jeder Mensch hat einen Namen«, folglich hat jede und jeder Überlebende eine Geschichte zu erzählen.

Dass jede Erinnerung eine Welt für sich ist, erweist sich als unerschöpfliche Quelle des Staunens. Die Veränderung war nicht auf Israel begrenzt. Nach dem Zweiten Weltkrieg wurden kollektive Ideologien und überdimensionale Führer zusehends vom Antihelden, dem Individuum und der Minderheit abgelöst. Als Ergebnis dieses Prozesses war auf einmal Platz für jede Geschichte, auch solche ohne heldenhaften Inhalt (obwohl Heldengeschichten beliebt blieben). Die offenere Grundhaltung der letzten Jahrzehnte machte ebenfalls einen Unterschied und erlaubte es, Erinnerungen zu Papier zu bringen, die bis dato unterdrückt worden waren, weil es darin beispielsweise um sexuelle Übergriffe oder verwerfliche Handlungen ging, zu denen die AutorInnen oder ihnen Nahestehende genötigt worden waren.

Memoiren zu schreiben gleicht in vieler Hinsicht dem Errichten eines Denkmals für die Verblichenen. Auch das erklärt die steigende Zahl autobiografischer Schriften, denn außer den Überlebenden gibt es niemanden mehr, der sich an die Familiengeschichte erinnert. Ein Buch zu schreiben ist ein Weg, eine Schuld den Toten gegenüber zu begleichen. Ein Monument zu errichten hilft auf bescheidene Weise, das schwere Schuldgefühl zu lindern, das ein gemeinsames Motiv in der Literatur der Überlebenden darstellt. Schließlich sind die Überlebenden fest überzeugt, nur mit Glück überlebt zu haben, während ihre Familien und Leidensgenossen es mehr verdient hätten.

Wie diese Bücher klar machen, wurden mehr Leben durch Zufälle und Schicksalswendungen gerettet als dadurch, was ein Mensch tat oder wie er war. Die Umstände lagen außerhalb jeglicher Kontrolle: Ein Lastwagen holte Gefangene im Lager ab, während man selbst gerade nicht da war; man hatte zufällig eine Grußkarte mit einem christlichen Motiv in der Brieftasche; ein Arzt in Auschwitz musste eine Sterilisation abbrechen, weil die Alliierten ihr Bombardement begannen ...

Was die Schuldgefühle etwas lindert, ist das befriedigende Gefühl, seinen Peinigern erhobenen Hauptes gegenüberstehen zu können: Man hat eine neue Familie gegründet, Kinder wurden geboren, die die Namen der Verstorbenen tragen. In Israel ist eine jüdische Gemeinde entstanden, mit Yeshivas, Kibbuzim und einer Regierung. Es gibt also einen Grund, warum man überlebt hat, man ist nicht vergebens am Leben geblieben – vergleiche dazu u. a. Hanita Rodneys *Hahayim hem matana* (*Life is a Gift*, 2003) oder David Kleimans *From Holocaust to Activity* (2006).
Dass der Holocaust von Unbelehrbaren geleugnet wird, ist für die Überlebenden natürlich inakzeptabel. Was sie durchgemacht haben, liegt jenseits der menschlichen Vorstellungskraft und lässt sich nicht leicht erklären, doch das Leugnen ist ein weiterer Ansporn, den Stift zur Hand zu nehmen. Die Überlebenden haben das Gefühl, als einzige der Flutwelle des Vergessens entgegentreten zu können. Zu schreiben ist für sie eine nationale und persönliche Mission: Sie durchlebten diese unerhörte Zeit, als die Welt aus den Fugen geriet, und sie haben die Verpflichtung, darüber zu schreiben. Viele Titel dieser Bücher bestätigen dies und spielen auf den Tag an, als die Sonne erlosch oder der Himmel sich leerte. Andere wiederum fordern, »wähle das Leben« oder »wage zu leben«.

Welchen Wert haben diese hunderte und tausende Berichte, die von Frauen und Männern in ihren Siebzigern und Achtzigern über Geschehnisse geschrieben wurden, die über sechzig Jahren zurückliegen, auch wenn diese Ereignisse außergewöhnlich waren und sich unauslöschlich ins Gedächtnis eingebrannt haben? Letztlich verfolgt jedes Buch sein eigenes Ziel: Das eine versucht zu beweisen, dass Gottes Gegenwart auch während des Holocausts spürbar war, ein anderes glorifiziert die eine oder andere Untergrundbewegung. Eines verteidigt den Judenrat, weil der Autor Beziehungen zu ihm pflegte, während ihn ein anderes, auch ohne handfeste Beweise, massiv kritisiert, weil die emotionalen Wunden des Autors noch nicht verheilt sind.

Was die Autoren seit dem Krieg gesehen oder erlebt haben, hat ihre Erinnerungen beeinflusst.

Die in der israelischen Gesellschaft herrschenden Meinungen und Anschauungen, mögen sie sich auch geändert haben, hatten ebenfalls Auswirkungen auf die Texte. Letzten Endes wollen Menschen die sie umgebende geistige Grundhaltung teilen und ihren Kindern und Enkelkindern eine geschichtliche Aufzeichnung hinterlassen, derer sie sich nicht zu schämen brauchen. Einige Bücher wurden also für die zweite Ausgabe neu bearbeitet und enthalten jetzt Materialien, die aus öffentlichen oder ideologischen Gründen in der ersten Ausgabe nicht zu finden waren.

Die meisten, die ihre eigene Geschichte aufschreiben, sind sich bewusst, dass sie die Ereignisse »*from the window of my home*« betrachten, wie Sara Zalwer Auerbach, eine der frühesten Autobiografinnen, ihre Lebenserinnerungen betitelte. Andere holen weiter aus, bieten einen umfassenderen Blick auf die Stadt, das Dorf, das Lager oder Ghetto oder beschäftigen sich mit dem Holocaust als Gesamtphänomen. Selten, aber doch, kommt es vor, dass Überlebende ihre Geschichte mit übersteigerten Erzählungen von Widerstand, Flucht oder wundersamer Rettung verbrämen.

Noch seltener stellt sich eine Lebenserinnerung als Schwindel heraus, wie im Falle von Bruno Grosjean, der sich als jüdischer Überlebender namens Benjamin Wilkomirski ausgab. Der Bericht über seine Deportation nach Majdanek als Kind war äußerst erfolgreich und wurde in viele Sprachen übersetzt und ausgezeichnet, bevor er als Fälschung entlarvt wurde.

Eine Reihe kontroverser Fragen wird von den Holocaust-Memoiren nicht berührt oder erhellt. Die Deutschen werden, weder im Kollektiv noch als Individuen, tief gehend dargestellt. Sie agieren wie ein »Deus ex machina«, als mysteriöse Kraft, die außerhalb des Menschlichen existiert und unmöglich besprochen werden kann. Sie sind eine konstante Größe unverständlicher, unwandelbarer Grausamkeit. Der Deutsche ist zumeist namenlos, sein Gesicht unter dem Helm sieht man nur aus der Ferne. Andererseits sind viele Buchseiten den Beziehungen und Auseinandersetzungen innerhalb der Gemeinschaften und Ghettos gewidmet, wie um zu betonen, was eigentlich wichtig war.

Wie die Überlebenden ihre Ankunft in Israel erlebten, ist ein weiteres Thema, das selten zur Sprache kommt. Die meisten Bücher enden damit, dass die Überlebenden glücklich und erleichtert an Deck des Schiffes stehen und die funkelnden Lichter von Haifa erblicken. Sie weinen oder singen *Hatikva*. Allenfalls schreiben sie noch ein, zwei Seiten über den Unterschied zwischen »hier« und »dort« – zwei Welten, getrennt durch einen Ozean. Doch diese kurze Zusammenfassung kann niemals ausreichen, um ihren Empfang zu beschreiben.

In der Sicht mancher Holocaust-ExpertInnen disqualifizieren solche Schwachstellen Memoiren als verlässliche Informationsquelle, zumindest was Daten, Namen und die präzise Chronologie der Ereignisse betrifft. Andererseits wissen wir, dass ganze Städte ausradiert wurden, Gruppen von Juden in den Wäldern verschwanden oder untertauchten. Dieser eine Überlebende mit seinen Lebenserinnerungen könnte der einzige sein, der noch etwas über sie weiß. Wie kein offizielles Dokument es vermag, vermitteln die Bücher Überlebender Atmosphäre, Gefühle und menschliche Zusammenhänge.

Obwohl die Memoiren größtenteils von Leid und Zerstörung handeln – vom nostalgischen Prolog abgesehen, der das Elternhaus und eine in der Blüte erstickte Kindheit beschreibt –, strahlen sie ein Gefühl von Stärke und Hoffnung aus, von Leben, das von Neuem begonnen hat, von Menschen, die sich wieder in die Gesellschaft eingegliedert haben und tagsüber funktionieren, auch wenn sie nachts von schrecklichen Träumen gequält werden. Wir können nur den Hut vor ihnen ziehen. Sie verdienen unseren größten Respekt.

Dina Porat ist Vorstand der Chaim Rosenberg School of Jewish Studies der Universität von Tel Aviv.

Das Gedächtnis des Bezirks

Welche Bedeutung hat Geschichte für die Stadtentwickung und die Stadtteilarbeit?

Ein Ausstellungs- und Forschungsprojekt wie das Projekt Herklotzgasse 21 hat Auswirkungen auf seine unmittelbare Umgebung: Die BewohnerInnen und AnrainerInnen werden mit »Geschichte« und »Geschichten« konfrontiert, die sich vor Jahren in ihrer unmittelbaren Umgebung, vielleicht sogar in ihrem direkten Wohnumfeld zugetragen haben.
Das kann Identität schaffen, Interesse wecken, aber auch betroffen machen, und wirft in jedem Fall auch Fragen auf: *Warum war das bis jetzt nicht bekannt? Warum wurde nicht schon viel früher etwas unternommen? Wer weiß etwas darüber etc.?* Es ist daher notwendig, diese Diskussions- und Auseinadersetzungsprozesse mitzuplanen und sie nicht zu vernachlässigen, um den betroffenen Menschen die Möglichkeit zu geben, sich damit auseinander zu setzen, um nicht Abwehrhaltungen zu erzeugen oder zu verstärken.
Im vorliegenden Fall ist einer dieser Orte, dessen Geschichte eine der »offenen Wunden« im Gedächtnis des Bezirks darstellt und dessen Gestaltung viele Fragen aufwirft, das Straßeneck Turnergasse/Dingelstedtgasse. Der Platz, auf dem der Turnertempel stand.

Ecke Turnergasse/Dingelstedtgasse wie sie heute aussieht (Georg Traska)

Gedenktafel Turnertempel (Alexandra Zabransky)

Heute ist die Fläche, auf der die Synagoge stand, unbebaut: ein eingezäuntes Stück Wiese, auf der eine Reihe von sechs Bäumen steht. Ein Gemeindebau, 1977 von der Stadt Wien errichtet, nimmt die Stelle des ehemaligen Gemeindehauses ein und ragt ein wenig in die Grundfläche der ehemaligen Synagoge. An das stolze, betriebsame jüdische Gemeindezentrum erinnert zurzeit nur eine kleine schwarze Gedenktafel an der Seitenmauer des Gemeindebaus, die von der Straße nicht sichtbar ist: eine »Gedenktafel unter Ausschluss der Öffentlichkeit«.[3]

Immer wieder gab es Gedenkfeiern anlässlich des Jahrestags der »Reichskristallnacht«, aber bis heute

3 Vgl. Grafinger 2001, S. 50.

ist es nicht gelungen, die Fläche so zu gestalten, dass sie ihrer Geschichte gerecht wird und gleichzeitig in das heutige Leben integriert und genutzt werden kann.

Aus diesem Grund war sehr schnell klar, dass es eines der Ziele des Projekts sein muss, sich aktiv mit diesem Platz im öffentlichen Raum zu beschäftigen und auseinander zu setzen. Gemeinsam mit den KollegInnen der Gebietsbetreuung Stadterneuerung, die sich schon länger mit dem Platz und den damit verbundenen Konflikten und Fragestellungen beschäftigen, wurde daher ein Konzept ausgearbeitet, wie ein zukünftiges Denkmal, errichtet im Rahmen eines kuratierten Wettbewerbs, und eine Umgestaltung des Platzes möglich sein könnten. Dabei war es von vornherein klar, dass es – neben der Abstimmung mit dem Bezirk, dem Kuratorium Kunst im öffentlichen Raum und den zuständigen Dienststellen des Magistrats – notwendig ist, die unmittelbaren AnrainerInnen und damit NutzerInnen des öffentlichen Raumes zu informieren und einzubinden.

Im Zuge des BürgerInnenbeteiligungsverfahrens, das im Mai und Juni 2008 im Auftrag des Bezirks durchgeführt wurde, fließen die dabei gesammelten Ideen und Vorschläge direkt in den Wettbewerb ein.

Ziel dieser Informationsveranstaltungen, Workshops und Führungen war es, durch die Auseinandersetzung mit dem Thema eine höhere Akzeptanz unter den AnrainerInnen herzustellen, ihre Bedenken und Ängste wertschätzend aufzunehmen und diese positiv in den Beteiligungsprozess einfließen zu lassen.

Noch ist der Platz nicht umgestaltet und das Denkmal realisiert, das Vorhaben mitten im Prozess, aber ein wichtiger Schritt ist gesetzt: Der Turnertempel ist wieder ein Thema geworden und bewegt die Menschen. Damit gibt es auch einen Auftrag, zu handeln.

Die Aufarbeitung von geschichtlichen Kontexten im Rahmen der Stadtteilarbeit und die aktive Einbeziehung von »Betroffenen« berührt viele Themen und braucht unterschiedliche methodische Herangehensweisen und Strategien, damit alle Interessengruppen davon profitieren können. Ganz besonders wichtig dabei ist neben dem historischen Kontext die genaue Kenntnis von und offene Herangehensweise an die aktuellen Lebensumstände und Fragestellungen im Bezirk. Was war daher der Ausgangspunkt im 15. Bezirk?

Rudolfsheim-Fünfhaus – ein aufstrebender Wiener Bezirk

Der 15. Wiener Gemeindebezirk, Rudofsheim-Fünfhaus, hat 71.144 EinwohnerInnen (Stand: 2008). Zirka 32 % davon haben migrantischen Hintergrund. Damit hat der Bezirk einen der höchsten Anteile an migrantischen BewohnerInnen innerhalb Wiens.
Der 15. Bezirk ist kein reicher Bezirk und war traditionellerweise immer schon ein ArbeiterInnenbezirk. Er ist in seiner unterschiedlichen Bebauung durch die Westbahn zweigeteilt. Die bauliche Struktur des Bezirks folgt im südlichen Bezirksteil eher der ersten Besiedlung der Dörfer (Reindorf, Braunhirschen usw.) und Bachläufen (z. B. Diefenbach). Aus den Großgrundbesitzen wurden viele kleine Liegenschaften parzelliert und von InteressentInnen erworben. Die Liegenschaften konnten nur sehr klein sein, denn die InteressentInnen waren größtenteils Bauern aus den Dörfern mit geringem finanziellem Hintergrund, die Bebauung erfolgte durch entsprechend kleine Bauernhäuser in einer sehr ärmlichen Ausführung. Die Dörfer verbanden sich in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts im Zuge einer durchgehenden und bereits städtischen, allerdings meist nur zwei- oder dreigeschoßigen Verbauung. In der Gründerzeit (1850–1890) und nach der Eingemeindung der Vororte in die Stadt Wien (1890) wurde die Bebauung kontinuierlich erneuert und verdichtet.

Hinterhof im Grätzl (Alexandra Zabransky)

Im nördlichen Teil des Bezirks geht die Bebauungsstruktur weniger auf dörfliche und vormärzliche Strukturen zurück, sondern wurde großteils in der Gründerzeit und im frühen 20. Jahrhundert neu geplant und geschaffen. Es sind drei Faktoren, die dem Bezirk Rudolfsheim-Fünfhaus seine organische, gewachsene Struktur und Bezirksgrenzen geben: der Wienfluss, die Westbahn und der Gürtel. In der neueren Zeit wurden die Umrisse des Bezirks nochmals durch Bezirkszusammenlegungen, Grenzverschiebungen und Schenkungen (z. B. Auer-Welsbach-Park) verändert, um die derzeitige Form anzunehmen. Heute hat der Bezirk eine Fläche von 3,92 km².

Obwohl der Bezirk zu den ärmsten in ganz Wien zählt, ist die Zahl der sozialen Wohnungen (die so genannten Gemeindebauten) gering. Es gibt im Bezirk 31.743 Privatwohnungen, hauptsächlich in Gründerzeithäusern, die um die Jahrhundertwende errichtet wurden, und 7.504 Wohnungen in Gemeindebauten, die im Zeitraum von 1930 bis in die späten 70er-Jahre errichtet wurden. Damit ist das Verhältnis privater Wohnbau zu kommunalem Wohnbau 81 Prozent zu 19 Prozent.

Der zeitlich unterschiedlich entstandenen Bebauung entspricht die Versorgung mit Grünräumen und Freiflächen. Im südlichen Bezirksteil finden sich sehr viele kleine Parks, sog. »Beserlparks«, zumeist in entsprechenden Baulücken, während im nördlichen Teil die großzügigeren Parkanlagen liegen, die teilweise gesamte Häuserblöcke umfassen.

Im Wiener Vergleich ist Rudolfheim-Fünfhaus daher ein typischer Vorstadt- und ArbeiterInnenbezirk. Im bezirkspolitischen und auch stadtpolitischen Interesse wird aktuell viel Wert auf eine Veränderung der baulichen Situation und der Imageaufwertung gelegt. Blocksanierungen werden forciert, neue geförderte Wohnbauten von verschiedenen Wohnbaugenossenschaften entstehen, lokale Initiativen werden gefördert, alles mit dem Ziel, neue BewohnerInnen anzuziehen und die Lebensqualität zu verbessern.

Menschen, Kulturen, Bedürfnisse, Konflikte, Lebenslagen

Kann man das Leben von damals im Grätzel mit dem heutigen Leben im Stadtteil vergleichen? Kann man etwas aus den Erfahrungen von früher für das heutige Zusammenleben lernen? Auch heute gibt es verschiedene Religionen und Kulturen im Grätzel. Die Menschen, die hier

leben, haben unterschiedlichste Nationalitäten und Beweggründe (freiwilliger, aber auch unfreiwilliger Natur), warum sie gerade in diesem Bezirk wohnen. Neben den alteingesessenen ÖsterreicherInnen waren es früher eher »ZuzüglerInnen« aus den Ostländern der Monarchie. Heute sind es vor allem türkische Familien und Menschen aus den Ländern Exjugoslawiens, für die der Bezirk eine neue Heimat wurde.

Wenn man durch das Grätzel geht, ist diese Vielfalt deutlich sichtbar und erkennbar. Geschäfte und kleine Läden von MigrantInnen, die Cafés der ehemaligen »Jugoslawen«, die Kebapläden der »Türken«, die Krimskrams-Läden der »Chinesen« dominieren an manchen Orten das Straßenbild. Auch unter den MieterInnen in den Wohnhäusern ist die Vielfalt spürbar, erkennbar an den Namen der benachbarten Wohnungstüren, an den Sprachen, die im Haus gesprochen werden, und an dem »anderen« ungewohnten, häufig auch unbekannten Verhalten der BewohnerInnen, über deren Sitten und Gebräuche gegenseitig immer noch wenig bekannt ist.

Wie gehen die BewohnerInnen des Bezirks mit dieser Vielfalt um? Es kommt immer wieder zu Spannungen unter ihnen, und die politische Diskussion wird durch das Migrationsthema stark geprägt. Man hört in Gesprächen mit alteingesessenen AnrainerInnen nicht selten die Frage: *Wo sind denn die »ÖsterreicherInnen«? Haben die ÖsterreicherInnen keine Geschäfte mehr?* – MigrantInnen haben im Gegensatz dazu das Gefühl, dass eine generelle Ausländerfeindlichkeit neuerlich stark zunimmt.

Fußballkäfig in der Herklotzgasse (Alexandra Zabransky)

Aber nicht für alle BewohnerInnen aus dem Grätzel ist dieser urbane »*melting pot*« ein Problem. Viele sehen es auch als eine Bereicherung, in einem multikulturellen Stadtteil zu leben.

Die Stadt Wien versucht aktiv auf die neuen BewohnerInnenstrukturen und die veränderten Bedürfnislagen zu reagieren, indem sie Projekte und Organisationen, die einen Beitrag zum Zusammenleben aller BewohnerInnen im Stadtteil leisten, fördert und über das so genannte Regionalforum vernetzt: Besonders die Kinder- und Jugendarbeit im öffentlichen Raum, aber auch die Schulen haben in den letzten zehn Jahren massiv an Bedeutung gewonnen. Kinder und Jugendliche gehen in der Regel viel offener miteinander um und könnten in einer freieren Gesellschaft miteinander aufwachsen, ohne sich voreinander fremd zu fühlen. Auch bei den SeniorInnen wird versucht, adäquate Begegnungsräume zu schaffen, wo ein Kennenlernen möglich ist und Probleme ausdiskutiert werden können. Die Gebietsbetreuungen nehmen sich besonders der Probleme des Zusammenlebens im Wohnbereich an. Sie versuchen, die BewohnerInnen zu aktivieren und selbst initiativ zu werden. Gemeinsam mit den BürgerInnen

entwickeln sie Ideen und Impulse zur Stadtentwicklung. Auch multikulturelle Feste im Grätzel und im Bezirk werden gefördert und immer stärker besucht. Dies alles ist ein langsamer Prozess, der sich aber in der Praxis als erfolgreich erweist. Nur durch Kommunikation und gemeinsame Erfahrungen können die Menschen voneinander lernen und auch ihre Geschichte und ihre Umgebung verstehen.

Das Gedächtnis eines Stadtteils

Die Geschichte hinterlässt im sozialen wie im physischen Raum Spuren, bewusste wie unbewusste. Sie beeinflusst das Zusammenleben von Menschen – den sozialen Raum – und bleibt im bebauten Raum in Form von Grundstücksgrenzen oder bestehenden Gebäuden sichtbar. In Rudolfsheim-Fünfhaus ist sie erkennbar, wenn man beispielsweise im Hof des Hauses Herklotzgasse 21 steht und an der Hoffassade eines Theaterfoyers »Turnsaal« liest. Die Geschichte wird eben auch spürbar, wenn man sich fragt, warum ein kleiner Grünstreifen in der Dingelstedtgasse nicht verbaut wurde und als schmale, nicht begehbare Grünanlage zurückbleibt, beschattet von einer angrenzenden Feuermauer des nächsten Hauses. Warum wurde der Gemeindebau in den 70er-Jahren nicht direkt an die Feuermauer angeschlossen?

Der bebaute Raum wird daher nur mit dem Hintergrundwissen über den Raum verstehbar. Erst das Wissen darüber, warum (und vor allem wie) eine Gedenktafel angebracht wurde, oder warum in der Herklotzgasse 21 im Hinterhaus an der Fassade »Turnsaal« zu lesen ist, lässt uns verstehen, warum was wie gebaut oder eben nicht verbaut wurde. Wenn sich der/die AnrainerIn oder der/die interessierte BesucherIn vom unbenutzbaren Grünstreifen irritieren lässt, findet er/sie vielleicht die versteckte Gedenktafel am Gemeindebau.

Herklotzgasse 21, Hofansicht (Alexandra Zabransky)

Mit dem Wissen um die Geschichte des Platzes wirkt die Tafel irritierend, und man fragt sich unweigerlich nach den Hintergründen. Die Nichtgestaltung des Ortes wird damit zur gestalterischen Aussage und erzählt einiges über den Umgang mit der häufig problematischen Geschichte von einzelnen Orten und Plätzen im Nachkriegsösterreich. Dort, wo ein Verstehen nicht möglich ist, könnte man durch grundlegendere Informationen wenigstens einiges deuten, manches ein Stück fassbarer machen.

Dieses Wissen über die Geschichte ist den Menschen mehr oder weniger zugänglich. Je nach Milieu, je nach kultureller Herkunft und je nach Verknüpfung des Menschen mit dem physischen Raum prägt die Geschichte das eigene Verständnis und das Handeln von Menschen. Die Geschichte kann sehr unmittelbar in einer Familie oder einem Milieu wirksam werden, wenn konkrete Erinnerungen und Erzählungen über Verwandte, FreundInnen und Bekannte mit »der Geschichte« verknüpft sind – wenn zum Beispiel die Anrainerin des Grünstreifens in der Dingelstedtgasse von ihrer Mutter weiß, dass diese eine Freundin hatte, die die Synagoge besucht hat.
Geschichte kann aber auch »indirekt« im »sozialen Raum« wirksam sein – zum Beispiel, wenn wir uns als MitarbeiterInnen des Projekts vor Projektstart fragen, welchen Turnsaal in der Herklotzgasse 21 es da im Hof wohl einmal gab. Bilder im Kopf entstehen, wenn wir erfahren, dass es sich um einen Turnsaal einer jüdischen Gemeinde handelte. Bilder über Verfolgung, Vertreibung und Mord werden sichtbar – auch Bilder über ein jüdisches Leben vor dem Holocaust. Bilder, die entstehen, weil sie zum Allgemeingut von geschichtlichem Wissen eines Landes gehören, das sich mitschuldig gemacht hat an den Verbrechen an unschuldigen Menschen. Wissen, das vermittelt wird in der Schule, aber auch präsent ist in Herkunftsfamilien.

Diese Auseinandersetzung mit Geschichte kann uns helfen, »von der Vergangenheit zu lernen«. Historisches Wissen wirkt auf die Wahrnehmung, das Reflektieren und Handeln von Menschen in der Gegenwart – es wirkt auf den sozialen Raum. Persönliche Erinnerungen machen Geschichte emotional erlebbar.
Bei uns MitarbeiterInnen im Projekt entstand daraus eine Art Einverständnis darüber, dass es wichtig ist, diese Geschichte zu thematisieren, das Wissen darüber zu sammeln und zu erhalten. Wenn wir uns der Geschichte bewusst sind, es die Möglichkeit gibt, darüber zu reden und diese zu reflektieren, dann werden wir auch im Hier und Jetzt mit den Menschen bewusster umgehen, die benachteiligt und gesellschaftlich ausgegrenzt werden.

Blick in die Herklotzgasse

Für Menschen, die erst in der 2. Republik nach Österreich gekommen sind, ist die Auseinandersetzung mit dem Holocaust und einer Wiener jüdischen Geschichte nur begrenzt zugänglich. Es ist in der Regel nicht verbunden mit persönlichen Bezügen, es stellt weniger ein gesellschaftliches Allgemeingut dar, wie das für die »Mehrheitsgesellschaft« in Österreich der Fall ist. Diese Menschen bringen allerdings *ihre* Geschichte und ein damit verbundenes historisches Wissen mit, und diese gilt es ebenso zu integrieren und zu berücksichtigen.

Wissen allein reicht nicht, wenn es nicht in sozialen Verhältnissen wirksam wird, wenn Menschen keine Zeit haben, sich mit Geschichte auseinander zu setzen, wenn sie ganz andere Sorgen haben, wie etwa ihren Lebensunterhalt zu sichern, oder wenn sich niemand für ihre Sorgen

interessiert. Dann kann Ablehnung entstehen, sich mit denen zu beschäftigen, die »irgendwann einmal« ausgegrenzt wurden.

Konsequenzen für die Stadtentwicklung

Geschichte wirkt in baulichen Gegebenheiten und im Denken und Handeln von Menschen, wobei die Gestaltung des bebauten Raums Einfluss nimmt auf das Denken und Handeln von Menschen und umgekehrt. Aus dieser Erkenntnis heraus ist ein bewusster Umgang mit der Geschichte, dem bebauten Raum, den sozialen Verhältnissen und der Verknüpfung dieser Faktoren miteinander gefragt.

Historischen Einfluss sichtbar machen

Bei der Veränderung von bebautem Raum, bei der Stadtentwicklung und -erneuerung sind die historischen Hintergründe zu berücksichtigen. Es macht Sinn, Erinnerungen und die Geschichte einfließen zu lassen, sichtbar und spürbar zu machen. Es macht Sinn für den sensiblen Umgang mit der Geschichte, für die Auseinandersetzung mit der Wirkung auf die Gegenwart und vor allem, um jenen dieses Wissen zugänglich zu machen, die bisher wenig oder keinen Zugang hatten. Dabei ist aber auch zu bedenken, wer den jeweiligen Raum nutzt, welches Vorwissen und welchen Bezug er/sie dazu hat. Im 15. Bezirk ist zu berücksichtigen, dass viele Menschen, die hier leben, aus Kulturkreisen stammen, die nicht unmittelbar mit dem Holocaust verbunden waren, aber selbst Erfahrung mit Verfolgung und Vertreibung oder zumindest unfreiwilliger Emigration haben.

Anknüpfen an soziale und kulturelle Gegebenheiten im Grätzl

Um Geschichte für die sozialen Verhältnisse der Gegenwart nutzbar machen zu können, reicht es also nicht, nur ein bauliches Denkmal zu errichten. Eine Auseinandersetzung mit den Menschen vor Ort ist von Nöten. Dabei ist Folgendes zu berücksichtigen:

Zuerst geht es darum, mit den ansässigen Menschen zu kommunizieren, auf sie zuzugehen, um zu lernen, welche Menschen im Stadtteil leben. Dabei wird festzustellen sein, dass meist sehr unterschiedliche Menschen und sehr unterschiedliche Milieus anzutreffen sind. In jedem dieser Milieus wird es unterschiedliche Bezüge zur Geschichte geben, aber auch unterschiedliche aktuelle Probleme und Bedürfnisse.

In einem weiteren Schritt ist mit den Menschen gemeinsam herauszuarbeiten, welchen Bezug die Geschichte zu den aktuellen Problemen haben könnte. Was könnten die Menschen zum Beispiel von einem »Denkmal« haben, wie könnten sie davon profitieren? Was haben die aktuellen, drängenden Anliegen mit einem Denkmal, mit dem bebauten Raum und der Entwicklung des Stadtteils zu tun? Wie können die aktuellen Anliegen in die Entwicklung des bebauten Raums einfließen, wie an VerantwortungsträgerInnen transportiert werden? Welche Bedeutung haben aktuelle Ausgrenzungsprozesse für die Menschen, die jetzt im Stadtteil leben, und wie sind diese zu bearbeiten? Was sollte daher bei der Gestaltung eines »Denkmals« berücksichtigt werden.

Diese Herangehensweise führt zu einem dritten Schritt, nämlich lokale, aktuelle Bedürfnisse an EntscheidungsträgerInnen zu vermitteln. Das führt zu Austauschprozessen zwischen regionaler Bevölkerung und dem politischen System. Dabei geht es einerseits darum, dass die Bedürfnisse für den lokalen Ort in die Entscheidungen der Gestaltung des bebauten Raums einfließen, andererseits darum, dass die lokale Bevölkerung lernt, wie die Entscheidungsprozesse zur Gestaltung des Stadtteils ablaufen. So werden die Geschichte und das Wissen um Geschichte nicht entkoppelt von aktuellen Ausgrenzungsentwicklungen und aktuellen Problemen.

Öffentliche Diskussion über das Denkmalprojekt (Alexandra Zabransky)

Diese Prozesse sind professionell zu gestalten. StadtteilarbeiterInnen haben die unterschiedlichen Prozesse vor Ort im Auge, aber auch die politischen Entscheidungsabläufe. Diese Prozesse ermöglichen die Integration der lokalen Bevölkerung in die Gestaltung des bebauten Raums und in die Gestaltung des sozialen Raums. Menschen werden TeilhaberInnen der gesellschaftlichen Prozesse. In der Folge ist einerseits besser gewährleistet, dass deren Bedürfnisse Berücksichtigung finden, andererseits werden Entscheidungen breiter mitgetragen. So kann die Geschichte für die AnwohnerInnen wirksamer werden, spürbarer, greifbarer, und stellt »gelebte Geschichte« dar.

Das Wissen über Ausgrenzung im Nationalsozialismus, wie Menschen in der Gesellschaft gegenwärtig integriert oder ausgegrenzt sind und wie sich ein Stadtteil baulich entwickelt, sind also Faktoren, die sich gegenseitig beeinflussen. Die Einbeziehung der Wohnbevölkerung, sowohl in die Bearbeitung der Geschichte des Stadtteils als auch in Bezug auf dessen Entwicklung ist daher nicht nur »Fleißaufgabe«, sondern *Voraussetzung* für einen Umgang mit Geschichte, wenn diese nachhaltig in die Gegenwart hineinwirken soll und der Stadteil seine Identität bewahren will, in der sich seine Entwicklung und die BewohnerInnen mit all ihren Bedürfnissen widerspiegeln. Das Zugehen auf die Wohnbevölkerung eines Stadtteils gehört da ebenso dazu wie deren Einbindung in Entscheidungsabläufe – also die Aushandlung unterschiedlicher Interessen im Stadtteil zwischen Wohnbevölkerung und VerantwortungsträgerInnen. So können Konflikte und Berührungsängste abgebaut werden, ein Grätzel wieder zusammenwachsen und die Menschen, die darin leben, sich gegenseitig verstehen und respektieren. Dies ist wichtig für die Geschichte eines Grätzels – besonders für jene Geschichte, die noch geschrieben wird.

Michaela Rebel-Burget ist Leiterin der Gebietsbetreuung Stadterneuerung im 15. Bezirk.

Christoph Stoik (dieloop.at) ist Sozialarbeiter, Lektor am FH Campus Wien und spezialisiert im Bereich Gemeinwesen- und Stadtteilarbeit.

Wie wird historisches Wissen aktiv? Ein halbes Jahrhundert für die Entstehung (k)eines Archivs[4]

Herklotzgasse 21

Im Jahr 2000 wurden in der Herklotzgasse 21, in der ehemaligen Hausmeisterwohnung im Erdgeschoß, 800 Übersiedlungskartons voll mit Akten und einige Türme gestapelter Bücher gefunden. Die Sichtung der Räume kam zustande, weil die Israelitische Kultusgemeinde Wien (im Weiteren IKG Wien) das Haus, das 1950/51 an sie restituiert worden war, verkaufen wollte. Als die HistorikerInnen der »Anlaufstelle der Israelitischen Kultusgemeinde Wien für jüdische NS-Verfolgte in und aus Österreich« (im Weiteren Anlaufstelle) die Bestände einer ersten Durchsicht unterzogen, wurde ihnen bald klar, dass sie einen »archivarischen Schatz« gefunden hatten, der zudem von unmittelbarer Bedeutung für ihre tägliche Arbeit war. Diese besteht seit der Gründung der Anlaufstelle im Jahr 1999 in der Beratung und Unterstützung von NS-Verfolgten und deren Nachkommen in Zusammenhang mit Restitutions- und Entschädigungsansprüchen sowie Sozialleistungen. Die MitarbeiterInnen der Anlaufstelle verstanden aber auch sogleich, dass sie in der Herklotzgasse 21 einen wesentlichen Teil des »Archivs der Kultusgemeinde« vor sich hatten, der für die Geschichtsschreibung insgesamt von unzweifelhaftem Wert ist und daher der wissenschaftlichen Bearbeitung, öffentlichen Verfügbarmachung und materiellen Sicherung bedarf.[5] Das »Archiv der Kultusgemeinde« ist deshalb unter Anführungszeichen gesetzt, weil es dieses »Archiv« damals noch nicht gab, ja bis heute nicht gibt, jedenfalls nicht in Wien. Dennoch fungieren in dieser Geschichte die MitarbeiterInnen der Anlaufstelle von Anfang an als »ArchivarInnen«; und die Anlaufstelle wurde zu einem Archiv *avant la lettre*, das sich inzwischen um die Wiedervereinigung von in Wien und in aller Welt verstreuten Beständen bemüht.
Wie aber ist die »Entdeckung« in der Herklotzgasse 21 überhaupt möglich? Die Bestände waren ja nicht verschüttet oder vergessen, sondern in der Herklotzgasse lediglich deponiert worden. Die Kultusgemeinde bestand fortwährend, seit sie unmittelbar nach dem Zweiten Weltkrieg wieder eingerichtet worden war. Generationen von ForscherInnen hatten sich mittlerweile mit der Geschichte des Holocaust und mit jener des Wiener Judentums, das vor 1938 eine der größten und wichtigsten Gemeinden Europas bildete, beschäftigt. An anderen Orten der Welt wurden seit Jahrzehnten umfangreiche Archive über diese Epoche eingerichtet. Und trotzdem konnte es geschehen, dass dieser qualitativ und quantitativ enorm bedeutende Bestand erst im Jahr 2000 wiederentdeckt wurde – zumal in einer reichen Stadt, deren Bibliotheks- und Archivkultur gut entwickelt ist.

Die Frage erscheint umso rätselhafter, wenn man hinzufügt, dass die Bestände erst nach 1980 (vermutlich erst 1986) in der Herklotzgasse 21 deponiert wurden – in einer Zeit also, in der nicht mehr die Rede sein konnte von den Wirrnissen der frühen Nachkriegszeit und in der sowohl die österreichische Geschichtsforschung als auch die IKG Wien voll etabliert waren.

4 Neben der zitierten Literatur beruht dieser Artikel auf ausführlichen Gesprächen mit Lothar Hölbling, dem Leiter des in Aufbau befindlichen Archivs der IKG Wien, und Ernst Meir Stern, denen an dieser Stelle herzlich für ihr Vertrauen und ihre Unterstützung gedankt sei.

5 Zur Entdeckung der Bestände, zu deren Inhalten und dem Umgang damit in der Anlaufstelle siehe Hölbling/Zechner 2007, S. 29-34.

 Folgende Fragen sollen hier verfolgt werden:

- Unter welchen Voraussetzungen war es möglich, dass ein so wichtiger Archivbestand ein halbes Jahrhundert vergessen wird, und welche Geschichte erzählt dieser »Schlummer«? – Das ist die Frage, die sich aus der Perspektive »Herklotzgasse 21« stellt. Die Adresse steht in diesem Zusammenhang für eine Geschichte der Verzögerung und Passivität.
- Was musste geschehen, damit die Bestände wiederentdeckt wurden? In welchem Handlungskontext und aus welchem Erkenntnisinteresse geschah die Wiederentdeckung?
- Was für ein Licht wirft diese Geschichte auf die Begriffe »Historie« und »Gedächtnis«? Und wie verhalten sich diese zueinander? Sind sie wirklich Gegenspieler in der Geschichtskultur[6] – oder überschneiden sie sich nicht vielmehr in ihren Entstehungsräumen, befruchten und motivieren einander in ihren Interessen?

»Archiv«

Archive im engeren Sinn werden durch das Ausscheiden behördlicher Akten aus dem aktuellen Arbeitszusammenhang und durch deren Transformation in historische Akten konstituiert, womit eine Neubewertung und -bearbeitung verbunden ist. Archive im weiteren Sinn entstehen auch durch Sammlung und Ankauf schriftlicher und bildlicher Dokumente. In den meisten Fällen geschieht dies innerhalb der zentralen politischen Körperschaften von Staaten, Ländern, Städten etc. und innerhalb jener Bildungsinstitutionen, die von diesen Körperschaften gegründet wurden: von nationalen, Landes- oder städtischen Bibliotheken, von Universitäten und den großen Museen derselben Körperschaften. Allerdings können auch andere Institutionen, die sich selbst eine historische Bedeutung geben, Archive besitzen: z. B. Kirchen und Glaubensgemeinschaften, politische Parteien, Gewerkschaften oder auf Vereinsbasis stehende Kulturinstitutionen.[7] Der Begriff »Archiv« ist nicht geschützt und wird daher in Theorie und institutioneller Praxis vielfältig verwendet.

Das »Archiv« der IKG Wien könnte, wenn es bestünde, sicherlich den Anspruch eines Archivs im engeren Sinn stellen. Denn die IKG produzierte über einen Zeitraum von mittlerweile zwei Jahrhunderten, seit über 150 Jahren als staatlich anerkannte Körperschaft mit eigenem demokratischen Apparat große Mengen behördlicher Daten über ihre Mitglieder, über die ihr unterstellten Abteilungen und Vereine, ihre Liegenschaften, über sie betreffende Gesetze und Verordnungen u.s.w. Als Gründungsdatum des Archivs gilt das Jahr 1816, als der Schriftführer der Gemeinde »veranlasst« wurde, »alle Aktenstücke, die in Angelegenheiten der hiesigen Israeliten ergangen sind, zusammenzulegen, um sie zu einem gewissen Gebrauche zu verwerten«.[8] Diese Akten beinhalten essenzielle Informationen, die von anderen Behörden nicht erhoben oder aufbewahrt wurden. Hinzu kamen bis ins 17. Jahrhundert zurückreichende, wertvolle Archivalien, die von der IKG gesammelt und aufbewahrt wurden, aber nur teilweise aus der laufenden Registratur stammen.[9]

Die Besonderheit des »Archivs« der IKG ergibt sich aus dem totalen Bruch während der NS-Herrschaft. Diese schloss innerhalb kurzer Zeit alle kulturellen und sozialen Aktivitäten von JüdInnen aus dem von ihr definierten »Volkskörper« aus. Darauf folgte ihre systematische und massenhaf-

6 Lowenthal 2000, S. 71-94; Lowenthal 1996.

7 Vgl. Papritz 1983 (I. Einführung, Grundbegriffe, Terminologie; II. Organisationsformen des Schriftgutes in Kanzlei und Registratur).

8 CAHJP A/W 69,1: Protokolle über Vorstandssitzungen 1798–1849. Vgl. auch Zechner 2007, S. 17.

9 Zum »Alten Archiv« vgl. Milchram/Prokisch 2007, S. 24-28.

te Vertreibung, bis die NS-Machthaber 1941 schließlich zur Deportation und Ermordung der Verbliebenen übergingen. Doch zerstörten sie nicht die zentrale Verwaltung der jüdischen Gemeinde und jene der zionistischen Organisationen, die die Flucht von JüdInnen organisierten. Vielmehr integrierte sie diese in ihren Herrschaftsapparat, indem sie sie weiter bestehen ließ und unter ihre Kontrolle stellten.[10] Die komplizierte Abwicklung der Flucht wurde weitgehend den fieberhaft arbeitenden »jüdischen Behörden« überlassen. Deren Arbeit leistete tatsächlich einen entscheidenden Beitrag dazu, dass rund zwei Drittel der österreichischen JüdInnen der Deportation und NS-Vernichtung entkommen konnten. Außerdem war die IKG Wien und der »Ältestenrat der Juden in Wien«, in den die IKG 1942 umgewandelt wurde, verantwortlich für die Versorgung der verbliebenen JüdInnen – bis zu ihrer Vertreibung oder Deportation. Aus dem Erwerbsleben ausgeschossen und ihrer Güter beraubt, waren diese fast vollständig verarmt und zum Großteil auf Fürsorge der IKG angewiesen. Auch internationale Zuwendung durch das American Jewish Joint Distribution Committee, das Council for German Jewry und durch HICEM kam über die fortgesetzte jüdische Organisationstätigkeit den JüdInnen zugute. Und schließlich wurde die Beteiligung der IKG Wien an der Organisation der Deportationen durch die NS-Behörden erzwungen. Allerdings knüpfen sich daran auch Fragen der Beteiligung, die Doron Rabinovicis ausgezeichnete Darstellung nicht ein für alle Mal beantwortet haben wird. Die Dokumentation dieser Aktivitäten wie auch das »Alte Archiv« überdauerten in Wien die NS-Zeit. Letzteres wurde noch bis 1943 vom Archivar Leopold Moses weitergeführt, nachdem »die IKG Wien bereits im Sommer 1938 zur Unterzeichnung der ›Verzichtserklärung‹ bezüglich ihrer Bibliothek und ihres Archivs gezwungen« worden war und damit alle Eigentumsrechte verloren hatte.[11]

Die wertvollsten Bestände, die in der Herklotzgasse 21 wiederentdeckt wurden, stammen alle aus der NS-Zeit. Sie dokumentieren die Tätigkeiten der IKG Wien bzw. des »Ältenrates« und beinhalten detaillierte Informationen über die Menschen, die von diesen Behörden unterstützt wurden.

Verlagerungen

Bevor Archivalien zu solchen werden können, bevor sie überhaupt geordnet, ausgewertet und mit konservatorischer Umsicht gelagert werden können, müssen erst einmal grundlegende Entscheidungen hinsichtlich des dauerhaften Verbleibs der Dokumente getroffen werden. Die verzögerte Entstehung des »Archivs« der IKG Wien ist von fortwährenden Verlagerungen gekennzeichnet, mit denen jeweils übergeordnete politische Entscheidungen verbunden waren. An dieser noch im Bereich des Groben gelegenen materiellen Geschichte werden die politischen Bedingungen des »Archivs« besonders deutlich.

Wien–Jerusalem

5.5000 von 185.000 JüdInnen haben in Wien die NS-Zeit überlebt. Die kleine Gemeinschaft der frühen Nachkriegszeit, die sich zusammensetzte aus Überlebenden, RückkehrerInnen und ersten, auf dem Weg ins außereuropäische Exil in Wien hängen gebliebenen ZuwanderInnen, brachte noch viele Jahre nicht genügend Optimismus auf, um an eine langfristige Reetablierung einer Wiener jüdischen Gemeinde zu glauben. Infolge der Shoah, deren ungeheuerliche Aus-

10 Vgl. Rabinovici 2000.

11 Der letzte Archivar, Leopold Moses, »wurde von der Gestapo als Verbindungsmann einer von Ungarn aus operierenden Widerstandsorganisation aufgedeckt und am 14. Oktober 1943 verhaftet, am 17. November offiziell aus dem Dienst des ›Ältestenrates der Juden in Wien‹ entlassen und am 1. Dezember 1943 nach Auschwitz deportiert, wo er zugrunde ging«. Vgl. Milchram/Prokisch 2007, S. 27.

maße langsam ins Bewusstsein der Weltöffentlichkeit drangen, gelang 1948 die Staatsgründung Israels und dessen weitgehende internationale Anerkennung. Nach dem Unabhängigkeitskrieg schien das schwierige Experiment auf einem relativ sicheren Weg und von einem ungeheuren Idealismus getrieben. Im Gegensatz dazu saßen die Überlebenden in Österreich nur auf Scherben. In allen Aspekten, die einen Neuanfang von Überlebenden und Rückkehrwilligen hätten fördern können, erwies sich das befreite »Österreich« als abweisend und prolongierte auf diese Weise seine antisemitische Grundhaltung.

Unter diesen Bedingungen schien es nur logisch, die wichtigsten Archivbestände der zerstörten Wiener Gemeinde nach Israel zu bringen, wo sie in eine zugleich nationale und internationale Dokumentation jüdischer Geschichte eingingen. 1952 wurden weite Teile des »Alten Archivs«, also die vor 1938 entstandenen und erworbenen Bestände, sowie – vermeintlich – alle wichtigen Bestände der Periode 1938–1945 als Dauerleihgabe in die Central Archives for the History of the Jewish People in Jerusalem (CAHJP) überführt. Restbestände folgten 1966, 1971 und 1978.
Zu diesem Zeitpunkt haben sich zwar die allgemeinen Lebensbedingungen in Österreich etwas verbessert, aber alle wichtigen Restitutions- und Einbürgerungsgesetze, die die jüdischen Überlebenden betrafen, wurden weiterhin »in die Länge gezogen«.[12]

> *Die Wiener Israelitische Kultusgemeinde hat das alte Archiv der Gemeinde, das die Geschichte der Wiener Judenschaft erzählt, nach Israel gesandt, damit es für ewige Zeiten gesichert sei. Durch die Zerstörung eines Teils des Hauses in der Seitenstettengasse war dieses Archiv schwer angeschlagen worden. Abraham Singer hat aus den Trümmern jeden einzelnen Akt gesichert, die vergilbten und verstaubten Faszikel geordnet, gelesen und gebunden. Er hat dieses Archiv in 20 Kisten verpackt. All das tat er, obwohl er schon das Alter des Psalmisten überschritten hatte, obwohl er mit seinen durch schwere Gicht verkrüppelten Händen die Akten kaum halten konnte, obwohl ihn seine schwer erkrankten Füße kaum mehr trugen. Als man ihm Hilfe anbot, wies er sie in seiner Bescheidenheit mit den Worten zurück: »Diese Arbeit ist mein Beitrag für Israel.«*[13]

1973 bis 1979 brachte Avshalom Hodik, ein junger Wiener Historiker respektive Archivar und später Generalsekretär der IKG Wien, den »Wiener Bestand« der CAHJP in mühsamer Kleinarbeit in eine Ordnung. Er orientierte sich dabei, wo immer das möglich war, an der ursprünglichen, verloren gegangenen Ordnung, und nur wo diese nicht wiederherstellbar war, schuf er neue thematische Gruppen. Abschließend verfasste er ein 432 Seiten umfassendes Inventar, das bis heute als Findmittel zum »Wiener Bestand« fungiert.
Wer nun über die einstige Wiener jüdische Gemeinde und ihre Zerstörung unter der NS-Herrschaft forschen wollte, musste dafür nach Jerusalem reisen. Das archivarische »Gedächtnis«

Gegenwärtige Unterbringung der Central Archives of the History for the Jewish People, Hebräische Universität von Jerusalem, Givat Ram Campus, High Tech Village ¾ (Georg Traska)

12 Vgl. Knight 2000.

13 Nachruf des Präsidenten Dr. Ernst Feldberg auf Abraham Singer, 1963; hier zit. n. Milchram/Prokisch 2007, S. 27f. Singer war Religionsschulinspektor der IKG Wien sowie Vorsteher der Bibliothek und der Kanzlei für Kultusangelegenheiten.

der einerseits so bedeutenden und andererseits so schrecklichen Vergangenheit war dem Ort der Täter entzogen. In Wien – so musste jeder annehmen – sind im Wesentlichen nur die Matrikenbücher verblieben sowie einige andere in der NS-Zeit entstandene Bestände, die notwendig waren, um Auskunft über Vertriebene und Ermordete geben zu können. Als die erste Suche nach Familienangehörigen und Freunden nach Ende des Krieges zu Ende ging, gerieten auch diese Bestände in Vergessenheit. Dabei ist zu unterscheiden zwischen der Suche in den ersten Nachkriegsjahren, die von der Hoffnung getrieben war, geliebte Menschen noch lebend zu finden oder Gewissheit über deren Tod zu erlangen, und späteren Nachforschungen über Familie und Freunde. Diese werden zwar bis heute durch die Shoah mit einer besonderen Dringlichkeit und Kraft der Erschütterung aufgeladen, doch setzen sie das Wissen um Überleben und Ermordung der nächsten Verwandten und engsten Freunde bereits voraus. Diese späteren Nachforschungen schlossen im Allgemeinen nicht unmittelbar an die erste Suche an, sondern erreichten einen hohen Intensitätsgrad erst viele Jahrzehnte nach 1945. (Vergleiche die Artikel von Chava Blodek-Kopelman und Dina Porat in diesem Band.)

Die Matrikenbücher blieben in ihrer Gesamtheit in Wien und waren ein durchwegs aktiver Bestand. Ein »Archiv« gab es hier nicht mehr. Und warum sollte man nach der Entfernung der wichtigsten Bestände an die Gründung eines solchen denken?

Als einziges öffentliches Archiv der NS-Verbrechen und des Holocaust in Österreich wurde 1963 in Wien das Dokumentationsarchiv des Österreichischen Widerstandes (DÖW) von ehemaligen WiderstandskämpferInnen und einigen WissenschafterInnen gegründet. Es befasste sich mit Widerstand und Verfolgung, Exil, NS-Verbrechen, NS-Medizinverbrechen, mit der NS- und der Nachkriegsjustiz sowie mit Rechtsextremismus in der Nachkriegszeit und mit Fragen der Restitution und »Wiedergutmachung«. Es war lange Zeit einer der wichtigsten Orte der Auseinandersetzung mit der NS-Geschichte in Österreich. Außerdem hatte Simon Wiesenthal, der sich seit der frühen Nachkriegszeit für die Ahndung von NS-Verbrechen einsetzte, 1961 das Dokumentationszentrum des gemeinnützigen Vereins »Bund Jüdischer Verfolgter des Naziregimes« gegründet. Diese nur durch private Spenden finanzierte Ein-Mann-Institution war jedoch kein öffentliches Archiv.

Wien–Moskau

Ein anderer Teil von Aktenbeständen der IKG Wien und anderer jüdischer Organisationen sowie Bücher und Manuskripte aus dem Bibliotheksbestand der IKG Wien wurden 1939 von den Nationalsozialisten nach Berlin verschleppt. Diese Verschleppung stand im Kontext von Absichten des Sicherheitsdienstes (SD), im Reichssicherheitshauptamt (RSHA) in Berlin ein zentrales Archiv über das jüdische Volk und seine Auslöschung zu errichten. Ab Sommer 1943 wurden Teile der Bestände in verschiedene Bergungsorte ausgelagert und danach mehrfach umgelagert. Im Sommer 1945 entdeckte schließlich die Rote Armee die Archivalien und Bücher auf Schloss Wölfelsdorf in Schlesien und brachte sie nach Moskau, wo sie im so genannten »Sonderarchiv« untergebracht wurden. 1999 wurden die Bestände des Sonderarchivs in den Bestand des Russischen Militärarchivs übernommen.
Im Frühjahr 2008 hatten MitarbeiterInnen der Anlaufstelle erstmals die Gelegenheit, die Bestände vor Ort zu sichten. Aus dem bisher Gesichteten ist keine systematische Auswahl aus den Wiener Akten erkennbar.

Russisches Militärarchiv, Moskau (Anlaufstelle der IKG Wien)

Umlagerungen in Wien

Auch in Wien wechselten die Archivbestände mehrfach ihren Ort. Bereits 1945 (eventuell noch während des Krieges) wurden Teile des »Alten Archivs« und der 1938–1945 entstandenen Bestände in die »Mikwa«, das rituelle Bad der IKG Wien in der Flossgasse 14 im 2. Bezirk, übersiedelt. – Die Mikwa war von den Nationalsozialisten nie geschlossen worden und bis 1945 das einzige »öffentliche« Brause- und Wannenbad, das der jüdischen Bevölkerung zugänglich war. – Die feuchte Umgebung im Gebäude hatte binnen Kurzem Schimmelbildung und irreversible Schäden zur Folge. »Avshalom Hodik schätzt, dass rund ein Drittel der in der Flossgasse eingelagerten Teilbestände unbrauchbar wurde und in weiterer Folge vernichtet werden musste. Die im Amtsgebäude in der Seitenstettengasse aufbewahrten Bestände wurden durch eine teilweise Kriegszerstörung des Gebäudes ebenfalls beschädigt, konnten jedoch weitgehend gerettet werden.«[14]

Neben der Mikwa, die schon bald nach dem Krieg vollständig geräumt worden war, dem Keller der Seitenstettengasse und der Herklotzgasse 21 gab es in Wien noch andere Orte der Lagerung von Dokumenten – und je mehr die Bestände verstreut waren, umso schwieriger wurde es, ohne systematische Recherche die Bedeutung der in Wien zurückgebliebenen Dokumente zu erkennen.

Im Maimonides-Zentrum in der Bauernfeldgasse im 19. Bezirk lagerten umfangreiche Bestände, die in der Nachkriegszeit aus der Registratur ausgesondert wurden, und wenige in der NS-Zeit entstandene oder NS-relevante Dokumente, etwa Karteien zur Personensuche von nach Wien Zurückgekehrten.

Weiters errichtete die IKG 1998 im Keller eines Wohnhauses im 2. Bezirk eine Kompaktanlage, die ebenfalls der Aufbewahrung der aus der Registratur ausgeschiedenen und laufend ausscheidenden Akten diente. Diese Bestände aus der Zeit seit 1945 umfassen rund 1,5 Regalkilometer; und auch hier waren Akten aus der NS-Zeit daruntergemischt.[15]

1986

1986 wurde in Wien anlässlich von Renovierungsarbeiten der IKG-Zentrale in der Seitenstettengasse eine Übersiedlung von Materialien, die dort im Keller eingelagert waren, geplant. Zu diesem Zeitpunkt veröffentlichte Ernst Meir Stern, der damals als Sicherheitsbeamter der IKG arbeitete und daher die Räume vom Keller bis zum Dachboden kannte, einen Artikel in der Zeitung des Bundes werktätiger Juden und wies gemeinsam mit Fotos auf eine bedeutende Entdeckung hin:

14 Hölbling/Zechner 2007, S. 30.

15 Hölbling/Zechner 2007, S. 30.

Archivalien im Keller der IKG Wien, Seitenstettengasse 4, 1986 (Ernst M. Stern) - vgl. Abb. S. 199

Beim Begehen der teilweise seit Jahrzehnten nicht mehr benützten und zugemauerten Gewölbe stießen die Angestellten der Gebäudeverwaltung völlig überraschend auf Räume, die noch während des Zweiten Weltkriegs benützt und dann als »Endlager« vergessen worden waren. […] Neben Kuriosa wie Kisten voll alter Sammelbüchsen für »arme Brustleidende in Roźnov«, etlichen Gipsbüsten dereinst berühmter Männer, völlig vermorschten Möbeln und Einrichtungsgegenständen aus der Synagoge fanden sich noch Hunderte Gebetbücher, unzählige Akten der Kultusgemeinde aus den Kriegs- und Vorkriegsjahren, uralte Gebäudepläne von zum Teil noch existierenden Objekten, Briefe, vergilbte Fotos und Ansichtskarten und zwei verschlossene Tresore. […] Der Hauptfund aber ist eine Kartei aus Zehntausenden Blättern mit Namen und Daten von Juden, die sich um die Genehmigung zur Auswanderung bemüht hatten – fein säuberlich geordnet und in unversehrten Aktenschränken. […] Nun zerbricht man sich in der Chefetage der IKG die Köpfe, was mit den stummen Zeugen unserer jüngsten Vergangenheit geschehen soll. Wie der Bund *erfuhr, ist geplant, erst einmal alles in die Bauernfeldgasse zu bringen und von kompetenten Personen Stück für Stück sichten zu lassen. »Die Gebetbücher werden, soweit unbrauchbar, wie es die Religion verlangt, begraben«, weiß Amtsdirektor Dr. Avshalom Hodik, »was die Kartei betrifft, die natürlich von zeitgeschichtlichem und sicher auch dokumentarischem Wert ist, so kann ich mir vorstellen, dass wir sie nach Jad Vaschem in das Archiv der Israelitischen Kultusgemeinde Wien*[16] *überführen.« Ein anderer Plan, der zur Zeit ventiliert wird, sieht vor, markante Fundstücke wie Teile der Tempel-Bestuhlung, jüdische Zeitungen aus der Hitler-Ära (das gab es!), Pläne, Ansichtskarten und dergleichen zu restaurieren und dem künftigen Museum des Wiener Judentums einzuverleiben.*[17]

Hier sind einige der Archivalien, die schließlich in der Herklotzgase 21 deponiert werden sollten, in Andeutungen bereits recht genau erfasst. Stern beschreibt als »Hauptfund« die so genannte »Auswanderungskartei«. Nach heutigem Wissen enthält sie »Informationen zu rund 119.000 Jüdinnen und Juden, die 1938 in Wien gelebt hatten«.

[Die Auswanderungskartei stellt] den Schlüssel zu einem umfangreichen Bestand dar, der sich in den CAHJP in Jerusalem befindet. Die Kartei, heute eines der Kernstücke des Archivs der IKG Wien, wurde anhand von Fragebögen erstellt, die die Auswanderungsabteilung der

16 Gemeint sind hier sicher die CAHJP in Jerusalem.

17 Der Bund. Organ des Bundes werktätiger Juden, Poale Zion Nr. 95 (März 1986/Adar 5746).

IKG Wien im Sommer 1938 ausgegeben hatte. Diese »Auswanderungsfragebögen« dienten der Kultusgemeinde als Erhebungsgrundlage für die Feststellung der Erfordernisse in den Bereichen der Fürsorge und Auswanderung. Je ein Fragebogen wurde vom Haushaltsvorstand für die im gemeinsamen Haushalt wohnhaften Personen ausgefüllt. Enthalten sind neben den Namen, Geburtsdaten und Adressen der registrierten Personen auch Informationen zu ihrer Staatsbürgerschaft, ihrer Ausbildung und ihrem Beruf, zu Sprachkenntnissen, ihrer Vermögenslage und ihren sozialen Verhältnissen sowie zu Verwandten und Freunden im Ausland. Die Bearbeitungsvermerke der IKG Wien dokumentieren in vielen Fällen minutiös jeden einzelnen Schritt vom Erstkontakt bis zur Auswanderung. Die »Auswanderungsfragebögen« sind in Jerusalem teilweise in alphabetischer, teilweise aber auch in numerischer Ordnung abgelegt. Mit der Wiederentdeckung der »Auswanderungskartei« [im Jahr 2000] in Wien steht erstmals wieder das Findmittel zur Identifikation von Zehntausenden numerisch geordneten Fragebögen zur Verfügung. Kartei und Fragebögen stellen gemeinsam den größten Bestand an Personendaten zur jüdischen Gemeinde Wiens am Beginn der NS-Zeit dar.[18]

Auffallend ist, dass ausgerechnet unter Amtsdirektor Avshalom Hodik, der aufgrund seiner archivarischen Tätigkeit in Jerusalem einen sehr guten Überblick über die gesamten »Wiener Bestände« hatte und die Bedeutung der Auswanderungskartei erkannt haben musste, die im Keller aufgefundenen Bestände unbearbeitet blieben und abermals nur umgelagert wurden.

1986 – das Jahr der Wahl Kurt Waldheims zum Bundespräsidenten und des bundesdeutschen »Historikerstreits« – geriet die jahrzehntelang verdrängte Beteiligung Österreichs an den NS-Verbrechen an die Oberfläche des öffentlichen Diskurses. Österreichische HistorikerInnen arbeiteten damals längst intensiv sowohl über den Nationalsozialismus als auch über den Holocaust und die Geschichte des österreichischen Judentums. Für den hier betrachteten Zusammenhang ist jedoch die innere Verfassung der Wiener jüdischen Gemeinde und ihrer Vertretung, der IKG, noch wichtiger. Denn der Umgang der IKG mit ihren eigenen historischen Dokumenten ist doch zu allererst einmal eine innere Angelegenheit.[19] 1986 war die jüdische Gemeinde Wiens längst in ihrer sozialen Stellung sowie als Institution gefestigt. Von einer Liquidierung der Kultusgemeinde aufgrund fehlender Zukunftsperspektiven, wie in der ersten Nachkriegszeit, konnte damals nicht mehr die Rede sein. – Warum etwas zu diesem Zeitpunkt *nicht* geschah, ist letztlich schwer zu beantworten. Möglicherweise sind rein pragmatische Erklärungen entscheidend: Es gab damals keinen Archivar in der IKG, der sich mit der ungemein zeitaufwändigen Aufarbeitung historischer Dokumente hätte beschäftigen können. In der IKG gab es durchaus eine Aufbruchstimmung, doch betraf diese vor allem die Renovierung der IKG-Gebäude in der Seitenstettengasse und band weitgehend die über die Alltagsgeschäfte hinausgehenden Handlungspotenziale der Institution. Die ungelösten und durch den Fund im Keller eigentlich deutlich geöffneten Fragen der beachtlichen Archivbestände, die sich auf verschiedene Orte Wiens verteilten, wurden neuerlich verschoben – auch räumlich: in weitere Depots. Gegenüber den Kellerräumen der Seitenstettengasse boten die Räume der Herklotzgasse 21 zwar bessere konservatorische Bedingungen. Doch schafft eine weitere Deponierung auch wieder ein »neues Faktum« – und tatsächlich hatte dies ein abermaliges und erstaunlich tiefes Vergessen zur Konsequenz.

Die Anlaufstelle

Über 50 Jahre waren vergangen, in denen Dokumente nur transferiert, verschleppt oder nach Israel geschafft und dort geordnet wurden. Was nun den Anstoß zur Aufarbeitung der Bestän-

18 Hölbling/Zechner 2007, S. 31.

19 Erst wenn es um umfangreichere Bearbeitung der Bestände geht, bedarf es der Unterstützung von außen.

de gab, war nicht die Errichtung eines historischen Archivs der IKG, sondern die Schaffung einer anderen Institution, die, obwohl mit historischen Vorgängen befasst, doch eine allein der Gegenwart geschuldete Aufgabenstellung hat.

Die Gründung der Anlaufstelle im Jahr 1999 geschah unter dem unmittelbaren politischen Erfordernis, von Seiten der IKG eine ansprechbare und zuständige Stelle in Hinblick auf die Restitution und Entschädigung für die Opfer des Nationalsozialismus zu schaffen, noch bevor die diesbezüglichen Verhandlungen von der österreichischen Regierung endlich konkret in Aussicht gestellt wurden. Neben dem politischen Entschluss hat vor allem aber auch die Energie des damals gerade ein Jahr lang amtierenden Präsidenten der IKG, Ariel Muzikant, zur Gründung der Anlaufstelle beigetragen.

Bereits im Jahr 1998 war die Einrichtung der Österreichischen Historikerkommission erfolgt, deren politisches Mandat lautete, »Vermögensentzug auf dem Gebiet der Republik Österreich während der NS-Zeit sowie Rückstellungen bzw. Entschädigungen (sowie wirtschaftliche und soziale Leistungen) der Republik Österreich ab 1945« zu erforschen und darüber zu berichten.[20] Im Weiteren arbeiteten die Historikerkommission der Republik Österreich, die Kommission für Provenienzforschung, der Nationalfonds der Republik Österreich für Opfer des Nationalsozialismus und der Allgemeine Entschädigungsfonds für Opfer des Nationalsozialismus eng mit der Anlaufstelle zusammen; sie alle benutzten intensiv die nach und nach entstehende Dokumentation der Anlaufstelle.

Was hat die Anlaufstelle zu leisten?

Ihre Aufgabe war und ist zunächst die Dokumentation des Vermögensentzugs und die Vorbereitung von politischen Verhandlungen sowie die Unterstützung von Personen, die möglicherweise Ansprüche auf Restitutions- und Entschädigungszahlungen, auf Sozialleistungen oder die Wiedererlangung einer Staatsbürgerschaft haben. Das ist zu allererst einmal eine Aufgabe der Beratung in Hinblick auf die zahlreichen Fonds und Behörden, an die sich NS-Verfolgte und ihre Nachkommen wenden können, sowie in Bezug auf die komplizierten gesetzlichen Verhältnisse, die dabei zu beachten sind.

In sehr vielen Fällen besitzen die Verfolgten und ihre Nachkommen aufgrund ihrer eigenen Verfolgungs- und Fluchtgeschichten oder jener ihrer Eltern und Großeltern nur wenige oder gar keine Dokumente aus der NS-Zeit respektive der Zeit davor. Viele verfügen über geringes oder diffuses Wissen über die damaligen Vorgänge, zumal die Überlebenden der Jahre 1999 bis 2008 zur Zeit ihrer Verfolgung und Flucht Kinder, Jugendliche oder vielleicht gerade junge Erwachsene waren. Daher war es wichtig, für die NS-Verfolgten und ihre Nachkommen eine historische Dokumentation aufzubauen, die zu den verschiedenen Vorgängen der NS-Zeit im Allgemeinen wie auch in Bezug auf Körperschaften und Einzelpersonen Informationen bereithält.

Die verschiedenen Archivbestände der IKG erhielten in diesem Kontext einen völlig neuen und aktuellen Wert, und es war von größter Bedeutung, so rasch wie möglich alle relevanten Bestände an einem Ort zu versammeln und soweit zu ordnen, dass sie einen relativ einfachen Zugriff in der täglichen Arbeit erlaubten. Die Zeit drängte ungemein, sollten die NS-Verfolgten Zahlungen zu Lebzeiten erhalten oder besser noch in einem Alter, in denen das Geld noch etwas zu ihrer Lebensgestaltung beitragen könnte. Außerdem hatte die Regierung in wichtigen Teilbereichen der Restitution und Entschädigung sehr knappe Einreichfristen gesetzt (mehrfach das Jahr 2003), an denen gemessen der Aufbau einer umfassenden historischen Dokumentation und der darauf folgende Einsatz derselben für eine große Zahl von Verfolgten ohnehin kaum möglich war.

20 www.historikerkommission.gv.at/deutsch_home.html; Menü: Mandat.

Die Räume der Anlaufstelle befinden sich innerhalb eines aus mehreren Häusern bestehenden Komplexes, in dem die IKG Wien, die Synagoge und verschiedene jüdische Vereine und Institutionen vereint sind. Ihr temporärer und provisorischer Charakter wird in der Ansicht der Räume offenbar und bringt ihren einzigartigen, hybriden Charakter deutlich zum Ausdruck.

Anlaufstelle, »Atrium«, überdachter Innenhof des klassizistischen Gebäudes, gemischter Funktionsbereich: Archivaufbewahrung, Besucherempfang, provisorischer Arbeitsplatz für externe ForscherInnen, Kopierzimmer, 2007 (Georg Traska)

Anlaufstelle, ehemaliges Bethaus mit dem leeren Thoraschrein, Neuaufstellung der Geburtsanzeigen von 1893–1937 und der Beerdigungsbücher (Georg Traska)

Anlaufstelle, Entschimmelung von Dokumenten (Anlaufstelle der IKG Wien)

Anlaufstelle, Arbeitsplätze der Archivare, dahinter neu geordnete Akten zu Liegenschaften u. a. (Georg Traska)

Die Verfügbarmachung von Dokumenten durch die Anlaufstelle fand auf zwei Ebenen statt. Einerseits mussten alle in Wien verstreut lagernden Bestände gesichtet und versammelt werden. Dies geschah sofort ab der Gründung der Anlaufstelle, und in diese Anstrengung fiel – als äußerst glückliche Überraschung – das Wiederauftauchen des Depots in der Herklotzgasse 21, mit dem überhaupt erst klar wurde, wie bedeutend die Aktenbestände sind, die in der Nachkriegszeit *nicht* nach Jerusalem geschafft wurden. Die für die unmittelbaren Aufgaben der Anlaufstelle wichtigsten Bestände wurden inzwischen weitestgehend durchgearbeitet und entsprechende Findmittel erstellt. Andere Bestände wurden gesichtet, bestimmten Themen zugeordnet und je nach Bedeutung in eine »Warteschleife« des zunächst oder später zu Bearbeitenden eingereiht.

Andererseits gelang es ab dem Jahr 2002, in Kooperation mit dem United States Holocaust Memorial Museum (USHMM) in Washington D.C., sämtliche in Wien lagernden Bestände aus der NS-Zeit und ab 2004 sämtliche in Jerusalem lagernden Bestände aus der NS-Zeit auf Mikrofilm zu sichern. Der trilaterale Vertrag beruht darauf, dass alle drei Beteiligten in Wien, Jerusalem und Washington alle mikroverfilmten Dokumente erhalten.[21]

Mirkoverfilmung in Jerusalem, Mai 2004 (CAHJP)

Der Mikrofilm-Arbeitsplatz an der Anlaufstelle: 400.000 Dokumente auf 400 Filmen sind das Endprodukt des umfassenden archivarischen Prozesses (Anlaufstelle der IKG Wien)

Mikroverfilmung in Wien (Anlaufstelle der IKG Wien)

21 Vgl. Hölbling/Zechner 2007, S. 33. Die erste Etappe der Mikroverfilmung der wichtigsten Bestände konnte im Jahr 2007 abgeschlossen werden.

Bestände aus der Herklotzgasse 21

Folgende Bestände aus der NS-Zeiten und davor sowie folgende NS-relevante, in der frühen Nachkriegszeit entstandene Bestände waren in der Herklotzgasse 21 deponiert und stehen in der Anlaufstelle zur Verfügung (nach der Chronologie ihrer Entstehung, nicht vollständig):

• 85.000 Geburtsanzeigen aus der Zeit zwischen 1893 und 1937, die nahezu vollständig erhalten geblieben sind;
• Aufgebotsbücher zu Eheschließungen in Wien (1870–1937);
• Korrespondenzen und Dokumente zu Trauungen in der IKG Wien zwischen 1855–1888;
• Versöhnungsbücher (1921–1938) und Scheidungsbücher (1870–1942) der IKG Wien;
• Todesfallanzeigen aus der Zeit 1920–1938;
• Friedhofsbücher und Gräberverzeichnisse, die die Beerdigungen auf dem Wiener Zentralfriedhof dokumentieren (1879–1945);
• die bereits beschriebene Auswanderungskartei, die den Schlüssel zu den in Jerusalem gelagerten Auswanderungsfragebögen darstellt;
• eine vollständiges Exemplar aller Deportationslisten mit den Namen von über 48.000 Jüdinnen und Juden, die von Wien aus in die Konzentrations- und Vernichtungslager transportiert worden waren (diese Daten hatte das DÖW über ein Jahrzehnt mit ungeheurer Mühe aus verschiedenen Kopien zusammengestellt – und nun waren sie alle in einem Bestand gut lesbar verfügbar);
• 7.200 Opferfürsorgeakten aus den 1950er- und 1960er-Jahre, die neben personenbezogenen Angaben auch Schilderungen der Verfolgungsschicksale enthalten;
• 3.000 Akten von Auszahlungen, die aufgrund des Kriegs- und Verfolgungssachschädengesetzes gemacht wurden.

Kommunikation zwischen archivarischem Gedächtnis und lebendiger Erinnerung

Die »Anlaufstelle« ist, wie schon ihr Name sagt, eine Art Serviceinstitution. Viele Betroffene von NS-Verfolgung kommen persönlich hierher, und über den Archivalien entsteht ein Gespräch, das nicht nur Aufschluss über die tatsächlichen Ansprüche gibt, sondern zu einer intensiven Auseinandersetzung mit der eigenen Vergangenheit oder der Geschichte der Familie führt. In vielen Fällen besuchen die Betroffenen auch das Matrikenamt, das ebenfalls eine amtliche Auskunftsfunktion hat und wo tagtäglich stundenlange Gespräche über Familienschicksale stattfinden. Die Archivalien geben ganz »objektive« Informationen preis. Doch wenn die Betroffenen mit diesen konfrontiert werden, lösen sie ungemein tiefe und heftige Gefühle aus. Sie werden Teil des Psychodramas der Erinnerung an Vertreibung, Flucht, Überleben und Ermordung. Mit dieser Dimension der Dokumente werden auch die »ArchivarInnen« konfrontiert, und in der Begegnung mit den Betroffenen erschließen die Akten neue Erzählungen, die das Archiv selbst nicht hätte schaffen können.

Das Projekt von Peter Goodrich und Linda Mills, das diese im folgenden Artikel vorstellen, entsprang solchen Augenblicken der Berührung mit dem Archiv. In diesem Fall hat sie zu einer profunden Dokumentarfilm-Recherche geführt, die weit über die individuellen und familiären Fragestellungen hinausführt. Der Keim für diese fruchtbare Arbeit, die ständig zwischen individueller und familiärer Nachforschung und einem weiteren, objektiveren Geschichtsrahmen hin- und herpendelt, liegt genau in dem spezifischen Kommunikationsraum von Anlaufstelle und Matrikenamt, wo sich Erinnerung und Geschichte so intim verknüpfen.

Aktenfund im Maimonides-Zentrum, Dezember 2004; vom Aktenfund in der Herklotzgasse 21 gibt es leider keine fotografische Dokumentation (Anlaufstelle der IKG Wien)

Anlaufstelle, Auswanderungskartei, Ladenschrank – Abrisse geordnet nach Berufen (Georg Traska)

Links:
Anlaufstelle, Auswanderungskartei, Originalladen – Ordnung der Fragebögen nach laufenden Nummern (Georg Traska)

Rechts:
Anlaufstelle, Auswanderungskartei, Originalladen – Abrisse in alphabetischer Ordnung nach Namen (Georg Traska)

links:
Anlaufstelle, Opferfürsorgeakten (Georg Traska)

rechts:
Anlaufstelle, Heiratskonsense (Georg Traska)

Anlaufstelle, Originalkisten aus der Herklotzgasse 21. Verschiedene Nummern entsprechen verschiedenen Ordnungsmomenten. Schwarze Nummern von der Auffindung in der Herklotzgasse: erste Öffnung der Kiste und digitale Übertragung der Ordnerrückenbeschriftung (Aktenproduzent, Thema, Zeitraum). Grüne, fortlaufende Nummer: themenspezifische Zusammenstellung, um Prioritäten für die Aufarbeitung zu gewinnen und Teile andernorts zwischenzulagern. Aufgeklebte Nummern: thematische Einordnung mit Hinweis auf Aktenproduzent und einer groben Bestimmung des Entstehungszeitraumes (Georg Traska)

Bei aller Kritik, die die Gedächtnisindustrie verdient,[22] greift es doch zu kurz, wenn man »Geschichte« und »Gedächtnis« als Gegenspieler versteht, als wären die Arbeitsbereiche der Geschichtsforschung und des Gedächtnisses getrennte Monaden und HistorikerInnen und Erinnernde Angehörige verschiedener Spezzies. Die Motivation der Historie ist niemals von der Erinnerung zu lösen. – Hier wurde gezeigt, dass ganz aktuelle Erfordernisse überhaupt erst zur Reaktivierung eines »historischen Archivs« geführt haben. Und mitten im Arbeitsraum dieses besonderen »Archivs«, das noch keines ist, findet ein inniger Dialog zwischen Erinnerung und Historie statt.

Die Spannung dieses Dialogs wirkt sich wiederum unmittelbar auf die Arbeit des »Archivs« aus. Unter dem enormen Zeitdruck, in dem die Anlaufstelle umfangreiche Bestände versammelte und aufzuarbeiten begann, mussten ständig Prioritätsentscheidungen gefällt werden. Nach welchen Wertkriterien aber? Welche Dokumente geben Einblick in die wesentlichen Vorgänge der Enteignung von NS-Verfolgten? Welche erlauben, den Umfang des Raubes und der Verluste zu beziffern? Welche sind besonders hilfreich in der individuellen Beratung von Vertriebenen und ihrer Nachkommen? Welche geben Antwort auf die historisch so dringenden Fragen nach den Tätigkeiten, die die IKG unter NS-Kontrolle ausführte? Die einzelnen Arbeitsbereiche der Anlaufstelle müssen die zu setzenden Prioritäten immer wieder neu definieren und gegeneinander abwägen.

Die Anlaufstelle als »historisches Archiv« avant la lettre – und ihre Öffentlichkeit

Die Anlaufstelle ist noch kein Archiv. Es fehlen ihr vor allem die Infrastruktur und die personellen Mittel, um einer breiteren Öffentlichkeit Zugang zu den Dokumenten bieten zu können. Aber im Zuge ihrer Tätigkeit für NS-Verfolgte wurde wesentliche archivarische und historische Arbeit geleistet, und die Bestände wurden in einem weit größeren Umfang aktiviert, als einzelne HistorikerInnen das durch ihre Forschungstätigkeit in den CAHJP je taten.

Die Tätigkeit der Anlaufstelle machte erstmals die einzigartige Bedeutung des Archivs der IKG Wien im vollen Umfang deutlich. Diese Bedeutung kommt daher, dass allein die IKG Wien (bzw. ab 1942 der »Ältestenrat«) unter allen Kultusgemeinden des Deutschen Reichs und im früheren Österreich durch den gesamten Krieg hindurch unter NS-Kontrolle weiterarbeitete. Dadurch blieb erstens das bis dahin bestehende Archiv weitgehend erhalten (wurde nicht verbrannt, verschleppt oder geraubt), zweitens schuf die IKG selbst in der NS-Zeit ungeheure Aktenbestände, die eine genaue Dokumentation von der einst größten deutschsprachigen jüdischen Gemeinde und von den Vorgängen ihrer Zerstörung bieten. Obwohl die IKG unter strenger Kontrolle der NS-Behörden arbeitete, handelt es sich doch nicht um Täter-Akten, die neben den mündlichen Berichten der Überlebenden bisher die Hauptquelle für die Geschichte des Holocaust darstellten.

Die Anlaufstelle entschied sich im Jahr 2005, über ihre pragmatische Aufgabenstellung hinauszugehen und das Archiv der IKG Wien, so weit dieses in seinen Beständen nun greifbar geworden ist, im Zuge einer Ausstellung gemeinsam mit dem Jüdischen Museum Wien und den CAHJP der Öffentlichkeit zu präsentieren.[23]

22 Vgl. Anm. 6.

23 Heimann-Jelinek 2007.

Ausstellung im Jüdischen Museum Wien, 2007: *Ordnung muss sein. Das Archiv der Israelitischen Kultusgemeinde Wien* (Anlaufstelle der IKG Wien)

Dies geschah mit dem Ziel, das Archiv sukzessive aus der Anlaufstelle herauszulösen und es zukünftig als öffentlich zugängliche Stätte der Forschung und Vermittlung zu etablieren. Die Herauslösung aus der Anlaufstelle ist notwendig, da diese mit anderen Aufgaben betraut ist und darüber hinaus ihre Existenz als pragmatische, legitimierte Institution von Anfang an zeitlich begrenzt war.

Die Öffentlichkeitswirkung der Ausstellung übertraf bei Weitem die Ziele, die die Anlaufstelle sich überhaupt setzen konnte. Noch vor der Eröffnung der Ausstellung berichteten die *New York Times*[24] mit großer Ausführlichkeit über den sensationellen Dokumentenfund in der Herklotzgasse 21 (die als marginaler Schauplatz hier jedoch nie namentlich genannt wird), der in Zukunft eines der bedeutendsten Archive des Holocaust ermöglichen sollte – gefolgt von Artikeln in deutschen und österreichischen Tages- und Wochenzeitungen.[25]

Das Wiener Wiesenthal-Institut für Holocaust-Studien (VWI)

Im geplanten »Wiener Wiesenthal-Institut für Holocaust-Studien« sollen die Aktenbestände aus dem Simon Wiesenthal Archiv in Wien mit Beständen aus dem Archiv der IKG Wien zusammengeführt werden, um ein Zentrum für die Erforschung und Dokumentation von Antisemitismus, Rassismus und Holocaust in Wien zu schaffen. 2002 haben sieben Organisationen[26] als Träger für das Projekt den Verein »Wiener Wiesenthal-Institut für Holocaust-Studien« gegründet. Die Verhandlungen mit den politischen VertreterInnen des Bundes und der Stadt Wien über die Unterbringung und Finanzierung der neu zu schaffenden Institution sind noch nicht abgeschlossen. Immerhin fasste die Bundesregierung im März 2008 einen konkreten Beschluss zur prinzipiellen Unterstützung des Projekts, wobei eine Reihe offener Fragen zur Finanzierung noch verhandelt werden.[27]

24 Backman 2007.

25 U. a. Der Spiegel 28 (2007), S. 151.

26 Israelitische Kultusgemeinde Wien (IKG), Dokumentationszentrum des Bundes jüdischer Verfolgter des Naziregimes (BJVN – Simon Wiesenthal Archiv), Dokumentationsarchiv des Österreichischen Widerstandes (DÖW), das Institut für Zeitgeschichte der Universität Wien (IfZ), Institut für Konfliktforschung (IKF), Jüdisches Museum Wien (JMW) und Internationales Forschungszentrum Kulturwissenschaften (IFK).

27 Weitere Informationen zum Projekt »Wiener Wiesenthal-Institut für Holocaust-Studien (VWI)« unter www.vwi.ac.at.

Gelingt die Realisierung des Wiener Wiesenthal-Instituts, dann sollten in diesem physisch alle international verstreuten Bestände des Archivs der Kultusgemeinde Wien wieder vereint werden. Die als Dauerleihgabe nach Jerusalem transferierten Archivalien sollten nach Österreich zurückkehren, ebenso die in Moskau liegenden Akten. Während einerseits Bestände materiell an einem Ort versammelt werden sollen, hat sich das Wiesenthal-Institut andererseits zum Ziel gesetzt, die Dokumentation in einem möglichst hohen Grad über das Internet »raumlos« zugänglich zu machen. Damit soll jener Prozess fortgesetzt und weitergetrieben werden, der mit der Mikroverfilmung eingeleitet wurde. – Zugleich aber würde mit dem VWI eine wissenschaftliche Institution geschaffen, deren Zielsetzung über ein »Archiv der IKG Wien« hinausginge.

Resümee

Die Schwierigkeiten, in welchem Rahmen auch immer – der Anlaufstelle oder des VWI – ein »Archiv der IKG Wien« zu schaffen, spiegeln die Problematik historischer Archive als materielle und institutionelle Grundlagen für historische Forschung und Kanonbildung wider. Die IKG Wien ist keine nationale oder regionale politische Körperschaft. Als solche bestünde ihr Archiv längst. Die Inhalte dieses »Archivs« sind aber sehr wohl von höchster nationalhistorischer Brisanz – allerdings auf eine verwickelte Weise.

Seine Bestände wurden primär von den VertreterInnen einer Religionsgemeinschaft geschaffen, wobei die Funktionen der IKG schon immer über das Religiöse und Kultische deutlich hinausgingen. Insbesondere unter der NS-Herrschaft wurden ihr Funktionen aufgedrängt und ergriff sie eine Bestimmung, in der das Religiöse kaum noch als zentraler Zweck erkennbar ist. Die Vertretung der IKG und der »Ältestenrat« arbeiteten während der NS-Zeit unter strikter Kontrolle der politischen Behörden, sodass die damals entstandenen umfangreichen Dokumente ebenso einer jüdischen wie einer staatlichen Geschichte angehören. Den damaligen Staat, das Deutsche Reich, gibt es aber nicht mehr. Österreich war während der Verfolgung, Vertreibung und Vernichtung des österreichischen und des europäischen Judentums vom Deutschen Reich annektiert. Allerdings haben führende politische VertreterInnen des Landes seit nunmehr 17 Jahren den mit dieser Annexion verbundenen Opfermythos relativiert (erstmals in klaren Worten Bundeskanzler Franz Vranitzky im Jahr 1991) und die maßgebliche Beteiligung der ÖsterreicherInnen am Holocaust eingestanden. Nicht der österreichische Staat, aber Österreicher in führenden Positionen des Deutschen Reiches und in einer proportional hohen Beteiligung am politischen Apparat haben den Holocaust mit ersonnen und durchgeführt.

Die Mitglieder der jüdischen Gemeinde Wiens wurden durch Vertreibung und Vernichtung – und dann nochmals durch Erschwerung von Rückkehr und einem Neubeginn in Österreich – sosehr dezimiert, dass die IKG zum Aufbau und zum öffentlichen Betrieb eines solchen Archivs aus eigenen Mitteln nicht im Stande wäre. Vor allem aber reichen die Fragestellungen, die sich an die Bestände dieses Archivs knüpfen, weit über die Geschichte der jüdischen Bevölkerung und ihrer Repräsentation hinaus.

Wird es 63 Jahre nach der Shoah gelingen, das Archiv der Israelitischen Kultusgemeinde Wien als eines der umfangreichsten und historisch interessantesten Archive der jüdischen Gemeinden Europas zu schaffen?

Linda Mills und Peter Goodrich besuchten mit Lindas Mutter und Tante, Anni und Rita, geborene Meisler, im Jahr 2007 erstmals Wien – Heimat der verlorenen Kindheit. Eher ungeplant kamen sie ins Matrikenamt und die Anlaufstelle, um zu sehen, ob sie dort das eine oder andere über die Geschichte der Familie erfahren könnten. Überrollt vom Reichtum der Erfahrungen entschlossen sie sich, das Erlebte in einem Familienfilm festzuhalten und zu reflektieren. Bald erwuchs daraus ein groß angelegtes Dokumentarfilmprojekt, dessen Forschungen auch in die Herklotzgasse 21 führten und zu einer Überkreuzung der beiden Projekte führten. – Teile des Filmmaterials werden auch in der Ausstellung gezeigt.

Was Linda und Peter erlebten, zeigt die besondere Qualität der Anlaufstelle. Sie lässt nicht nur das Archiv der Kultusgemeinde Wien wiedererstehen, sondern ist auch ein Ort für persönlich Entdekkungen und Erfahrungen, die in Kommunikation mit den Dokumenten und den dort arbeitenden HistorikerInnen zustande kommen. Die MitarbeiterInnen der Anlaufstelle vermitteln zwischen einer »objektiven« Auswertung historischer Dokumente und dem individuellen, emotional geladenen Erkenntnisinteresse von Überlebenden und deren Nachkommen. Auf der Reise von Meisler, Mills und Goodrich erscheint das Archiv als jener Orte, der für die individuelle Erinnerung die aufschlussreicheren Details birgt als die Wohnung der Kindheit oder andere Schauplätze der Vergangenheit. Die Reise zum Archiv verspricht Zugang zu den versteckten Dingen, zum Ungesehenen.
G. T.

Peter Goodrich und Linda Mills

Verdächtigungen und Geheimnisse: Familiengeschichten aus dem Archiv

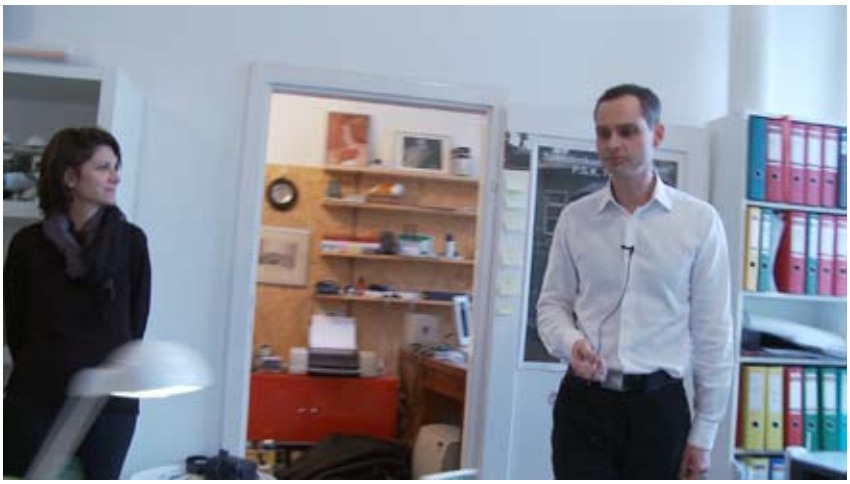
In *Truth Be Told*, einem neuen Dokumentarfilm von Regisseur Brian Dilg (September 2009), kehrt die Aktivistin und Autorin Linda Mills zusammen mit ihrer unvergleichlichen, aber widerstrebenden Familie zurück nach Wien, von wo sie 1939 vor den Nazis fliehen musste, und öffnet die Türen zu lange gehüteten dunklen Geheimnissen der Vergangenheit. Hartnäckig folgt Mills einer Spur von Dokumenten aus dem Familienbesitz und Archiven und stößt auf ihrer verblüffend humorvollen Abenteuerreise zwischen Wien und Hollywood auf ein erstaunliches Sammelsurium von Kollaborateuren, Opfern, Tätern und unwahrscheinlichen Helden.

1. Da ich in Downtown Manhattan lebe, werde ich von BesucherInnen oft nach dem Weg zum World Trade Center gefragt. Wir haben jetzt 2008, und manchmal brauche ich einen Moment, bevor ich antworte: »Tut mir leid, aber es steht nicht mehr.« Natürlich sind die Gebäude verschwunden, aber die TouristInnen wollen das Nichts sehen, Ground Zero, den leeren Raum, das Loch, wo die Türme waren. Unsere Reise zurück nach Wien fühlt sich ähnlich an. Wer Gemeinschaften zerstört, fängt oft mit dem Niederreißen von Gebäuden an. Die Synagogen sind weg, genauso wie die meisten der Menschen. An ihrer Stelle findet man Gedenktafeln. Wie kann man in eine Vergangenheit zurückkehren, von deren Realität nahezu nichts mehr zu sehen ist?

2. Nichts verschwindet vollkommen. Es gibt Gräber und Denkmäler, Orte und Archive – sogar Gebäude – die noch eine Geschichte haben und ihre Geheimnisse bewahren. Die Familie entkam Wien und den Lagern und begann ein neues Leben in Hollywood. Den Kindern erzählte man optimistische Geschichten. Ihre Flucht war heroisch, ihre Zukunft strahlend und die Vergangenheit zum Großteil vergessen. Bis ein Enkelkind beschließt nachzufragen. Diese nächste Generation unternimmt einige Erkundungsreisen nach Österreich und schafft die Voraussetzungen für eine Geschichte, die vergessen oder noch nie erzählt wurde.

3. Im englischen Rechtswesen bezeichnet ein Archiv, abgeleitet vom lateinischen *arca*, ein verschließbares Behältnis, einen Safe, eine Truhe, einen Keller oder eine Gefängniszelle. Was in den Archiven verwahrt lag, war demzufolge etwas Verstecktes, ein Geheimnis, verborgen und unter Verschluss. Diese Definition passt auch auf die Anlaufstelle und das Archiv der Israelitischen Kultusgemeinde Wien. Es war verschlossen und versteckt, vor aller Augen verborgen, eingesperrt in gewissem Sinne, bis es im Jahr 2000 geöffnet oder wiederentdeckt wurde. Was hielt es geheim? Sein Inhalt barg Geheimnisse: die Dokumentation unzähliger Entscheidungen, die über Exil, Deportation und Tod gefällt wurden. Entscheidungen, die aufgrund der Struktur und Aufgaben des Judenrates nach dem Anschluss nie leicht fielen: Die Judenräte standen direkt zwischen der Nazi-Verwaltung und der jüdischen Bevölkerung. War dies heldenhaft, ein Aufbegehren gegen den Tod, wie viele glauben, oder spielte der Judenrat eine düsterere Rolle, indem er die Information organisierte, zusammentrug und archivierte, die die Nazis verwendeten, um ihre Züge zu füllen?

3.1 Als wäre es nicht schon komplex und verborgen genug, wurde das Archiv aus seinem ursprünglichen Versteck in der Herklotzgasse verlegt. Ein Besuch des Gebäudes, in dem das Archiv, *arcae*, entdeckt wurde, offenbart einen geräumten Ort, der nun als Büro dient. Keine Aufzeichnungen, keine Kartons, keine Indexkarten. Jetzt beheimatet der Raum einige Computer und Papierkram jüngeren Datums, der mit früher nichts zu tun hat. Keine Spuren, Andenken oder Symbole erinnern an die Vergangenheit. Nur Gespenster, Schreibtische, Stühle und ein Teekessel.



Linda Mills und Lothar Hölbling bei ihrem Besuch in der Herklotzgasse 21, wo die umfangreichen Bestände des Archivs der IKG Wien gelagert waren, 2008 (Peter Goodrich, Linda Mills)

4. Viele Fragen und eine gewisse Erregung, nun da die Meisler-Töchter Anni und Rita 70 Jahre danach der Vergangenheit gegenübertreten werden, indem sie in die Stadt und an die Orte zurückkehren, wo sie geschrieben wurde. Während wir unserer Reise zurück entgegenfiebern, stellt sich leises Unbehagen ein. Wird der Umstand, wieder die deutsche Sprache zu hören, Geister wecken? Werden die Stadt und die Kinder der Nazis, die nächsten Generationen, ebenso feindselig sein, nur eben auf passive Weise? Und was wird man in Erfahrung bringen, wie wird die Familiengeschichte den Aufzeichnungen und greifbaren Erinnerungen an die Vergangenheit standhalten: der Fabrik, die geschlossen wurde, aber noch steht, der Wohnung, die man verlassen musste, den Akten, die die Judenräte für Adolf Eichmann anlegten? Wie soll man Verantwortung teilen, Mitschuld bewerten und die vielen und vielfältigen Wunden heilen? – Sie sind die Glücklichen, natürlich, und so werden ihre Urteile ebenso sehr von dem Leben beeinflusst, das sie sich geschaffen haben, wie von den Traumata, die sie dazu nötigten, sich neu zu erfinden.

5. Anni und Rita kennen die Archive und deren Komplexität von unserer vorangegangenen Reise und den ersten Treffen in Wien. Bei aller Aufregung machen sie sich auch ihre Gedanken: Warum helfen Nichtjuden Juden bei der Rekonstruktion einer Vergangenheit, die sie mit zerstört haben? Warum beteiligten sich Juden an der Deportation anderer Juden? Kann man überhaupt jemandem trauen? Wer wird die Wahrheit sagen?

6. Besuche bei der Anlaufstelle ergeben, dass Vater und Mutter Meisler vom Gruppenführer der jüdischen Ordner, Wilhelm Reisz, befragt wurden. Die Archivprotokolle dazu waren ausführlicher als sonst üblich, und als wir Anni und Rita weitergeben, dass Reisz ihren Vater Naftuli Meisler als nicht vertrauenswürdig einstufte (er verdächtigte ihn, Geld zu verstecken), nannten die beiden Schwestern Reisz spontan einen »Quisling«, einen Kollaborateur, einen jüdischen Nazi, einen Feind. Es ist also an der Zeit, dem Archiv einen erneuten Besuch abzustatten und gemeinsam mit der Familie weiter nachzuforschen, um herauszufinden, auf welche anderen Geheimnisse und neuen Interpretationen man noch stoßen wird.

Lothar Hölbling überreicht Linda Mills die ihre Familie betreffende Karte der Auswanderungskartei, Anlaufstelle der IKG Wien, 2008 (Peter Goodrich, Linda Mills)

7. Die Reise nach Wien fällt nicht leicht. Wir machen in London Halt und besichtigen zur Einstimmung Westminster Palace und das House of Lords. Hier ist das alte Europa, die Hauptstadt der Alliierten, ein sicherer Hafen, von dem aus wir uns nach Wien weiterwagen. Wir kommen an. Wir fahren durch die Stadt und besuchen Orte der Kindheit mit glücklichen Erinnerungen an Kuchen und Schlagobers. Als jüdisches Kind in den 1930er-Jahren war es Anni Meisler nicht erlaubt gewesen, sich in einem Fiaker vom Stephansplatz kutschieren zu lassen. Wir überraschen sie mit einer Kutschfahrt, bekommen aber nur Kirchen gezeigt. Die sichtbare christliche Stadt. Teil des Problems und vielleicht auch Teil der Endlösung. Es ist irgendwie unheimlich. Nichts Jüdisches auf dieser Tour. Es sieht aus wie Zuhause, aber es ist nicht Zuhause. Vielleicht kommt es einfach daher, dass die Kindheit mittlerweile sieben Jahrzehnte zurückliegt.

8. Als nächstes besichtigen wir die jüdische Stadt, das verlorene Wien, und landen im Jüdischen Museum. Gezeigt werden Arbeiten jüdischer KünstlerInnen, die aus Wien flohen und anderswo Karriere machten. Es sind ein paar interessante Stücke darunter, doch das meiste ist Kitsch. Keine Meisterwerke. Kein Tribut an jene KünstlerInnen, die starben, die nichts schaffen konnten, denen ein vorzeitiger Tod eine künstlerische oder anders gestaltete Karriere stahl. Es ist eine ernüchternde Erfahrung. Eine wienerisch-jüdische Diaspora, aber auch eine Ausstellung, die etwas zeigt, was nicht da ist. Ein weiteres Loch im Boden, doch zumindest vermittelt es ein Bewusstsein für die Kunst und Kultur, die Lebendigkeit und die Kreativität, die Wien

verloren hat und nun vielleicht zu vermissen beginnt. In dieser Stimmung besuchen wir die Wohnung in der Hollandstraße, in der die Familie 1939 lebte, und werden von den derzeitigen Mietern willkommen geheißen. Aber auch die Wohnung ist enttäuschend, kleiner, schäbiger und eintöniger als in der kindlichen Erinnerung an das erste Zuhause.

9. Wenn die sichtbare Stadt und die noch stehenden Gebäude der Kindheit in gewisser Weise trösten – sie sind noch da – und zugleich enttäuschen, da sie im Großen und Ganzen unverändert und verglichen mit der Erinnerung winzig sind, so verspricht der Weg ins Archiv einen Zugang zum Verborgenen, zum Unsichtbaren. Wir bringen haufenweise Familiendokumente mit. Briefe, Reisepapiere, Marken, Quittungen, Berichte und Instrumente, die seit dem Krieg unbeachtet in Schachteln, den Archiven von Familien, ruhten. Mit Unterstützung eines Historikers und des leitenden Archivars vergleichen wir die Akten über die Auswanderung der Familie mit Erinnerungen und privaten Unterlagen. Warum hielt Wilhelm Reisz fest, dass Naftuli log? Was war zu gewinnen, wenn man seinem Geld nachforschte? Wäre der Bericht an Eichmann weitergeleitet worden, um Naftuli 1940 an der Ausreise aus Wien zu hindern? Gefährliche oder zumindest beunruhigende Fragen. Mit fachkundiger Hilfe und unseren eigenen Unterlagen, die Reisz nie zu Gesicht bekam, reimen wir uns eine Geschichte zusammen.

10. Anscheinend hatte Naftuli sehr vorausschauend die Bestände seiner Fabrik nach Polen verfrachtet, bevor die Nazis das Werk beschlagnahmten und schlossen. Einige dieser Kisten wurden auf dem Transportweg zerstört, wofür er Belege hatte, ebenso für das verbleibende Dutzend Kisten, die wahrscheinlich wertvoll waren. Bei der Befragung durch Reisz leugnete Naftuli, noch Besitztümer zu haben, und legte Beweise für die Beschlagnahmung seiner Fabrik vor. Das war offenkundig unwahr. Wäre die Fabrik samt Inhalt beschlagnahmt worden, gäbe es dafür Unterlagen. Das war Reisz vermutlich klar. Er dachte, dass Naftuli etwas verbarg, und das war fraglos auch der Fall. Naftuli log zweifellos, doch was brachte es, diesen Umstand für Eichmanns Amt zu dokumentieren? Ehrlich gesagt, sagte keiner die Wahrheit. Die Familie ist stolz auf die eingegangenen Risiken und den glücklichen Ausgang, den Widerstand und die Flucht. Aber sie fragt sich auch beklommen: Was, wenn die Lügen Naftuli und seine Frau daran gehindert hätten, Wien im Jänner 1940 zu verlassen – dem letztmöglichen Moment für die Flucht?

11. Vielleicht tat einfach jeder, was er tun musste. Der Familienvater schützte die Ressourcen, mit denen sie sich ein neues Leben in einem neuen Land aufbauen konnten. Die Judenräte sammelten Informationen über die Finanzlage, die es ihnen erlauben würden, das Wenige an diejenigen umzuverteilen, die es am dringendsten benötigten. Anni war sichtlich stolz darauf, dass ihr Vater Risiken eingegangen war, der Autorität getrotzt und überlebt hatte, um wenn schon nicht die Geschichte, so zumindest die Dokumente weiterzureichen. Mit seiner Geschichte bestätigte das Archiv, was alle wussten: Naftuli hatte auf Risiko gesetzt und die Familie gerettet. Es hätte jedoch auch anders ausgehen könne.

12. Das Archiv bewahrt die Geheimnise der Vergangenheit für die nachfolgenden Generationen. Die neuen Archivare ordnen und konservieren die Unterlagen als Teil ihres Erbes und im Bestreben, die Vergangenheit für andere zu rekonstruieren. Die Überlebenden kommen zurück, um zu bestätigen, was geschah, und um an die Quellen der Erinnerung zu gehen. Um zu sehen, zu berühren, das Ganze noch einmal aufleben zu lassen, neu zu interpretieren und abzuschließen. Auch darin erwiesen sich die Archive als hilfreich. In diesem Fall lieferte das jüdische Geburts- und Sterberegister die Information, dass ihre Großmutter bis Februar 1942, und nicht 1940, gelebt hatte. Dass sie mit Transport 24J von der Hollandstraße 8 ins Lager Maly Trostinec in Weißrussland gebracht worden war, wo »sie vermutlich innerhalb der ersten Tage nach ihrer Ankunft erschossen wurde«.

13. In diesem Archiv erfuhren wir auch, wo die letzte Ruhestätte ihres Großvaters lag: am Zentralfriedhof in Simmering, im neuen jüdischen Teil, Gruppe 21, Reihe 34, Nummer 26, Klasse 5. Wir fuhren alle hin. Es war leicht, das Grab zu finden, dort zu stehen und den gut erhaltenen Grabstein, die hebräischen Zeichen, den Name des geliebten Menschen zu betrachten. Anni war dabei gewesen, als er einen Herzinfarkt hatte. Sie war damals 13 und erinnert sich daran, »als wäre es gestern gewesen«. Sie stand am Grab und lächelte. Es war wichtig, da zu sein: »Es werden wahrscheinlich 100 Jahre vergehen, bis es wieder jemand besucht.« Und in 100 Jahren wird es seine Geheimnisse noch immer wahren. Es wird noch immer da sein – wie das Archiv.

Anni Mills (geb. Meisler), ihre Tochter Linda Mills und ihr Enkel Ronnie am Grab von Annis Großvater, Wiener Zentralfriedhof, 2008 (Peter Goodrich, Linda Mills)

Peter Goodrich ist Professor an der Benjamin N. Cardozo School of Law in New York.
Linda Mills ist Professorin für »Social Work, Public Policy and Law« an der New York University.

Literatur und Quellen

Primärliteratur

Ehrlich, Leopold: Der Sohn des Moses Mautner. Ein Wiener Roman, Wien, Leipzig 1927.
Ehrlich-Hichler, Leopold: Geschichten aus Österreich. Wien 1938.
Ehrlich-Hichler, Leopold: Einser- und Zweier-Menschen. Roman für Wiener und Juden. Wien 1949.
Ehrlich-Hichler, Leopold: 1938. Ein Wiener Roman. Wien 1956.
Ehrlich-Hichler, Leopold: Echtes. Ein Roman. Wien 1959.
Ehrlich-Hichler, Leopold: Ein Wiener in Palästina. (Fremde Heimat.) Wien 1964.
Ehrlich-Hichler, Leopold: Kaiser Karl und 1938. Wien 1966.
Festschrift anlässlich des fünfundzwanzigjährigen Bestandes des Israelitischen Humanitätsvereines »Eintracht« (B'nai B'rith). Wien 1903–1928. Wien 1928.
Hahn, Michael: Der Bezirk Sechshaus. Eine Beschreibung der Ortschaften Braunhirschen, Fünfhaus, Gaudenzdorf, Ober- und Untermeidling mit Wilhelmsdorf, dann Reindorf, Rustendorf und Sechshaus. Wien 1853.
Hichler [Ehrlich], Leopold: Heimweh nach Wien. Wien 1933.
Mayer, Sigmund: Die Wiener Juden 1700–1900. Wien, Berlin 1917.
Mayer, Sigmund: Ein jüdischer Kaufmann 1831 bis 1911. Lebenserinnerungen. Berlin, Wien 1926 (Erstausgabe 1911).
Rosenmann, Moses: Isak Noa Mannheimer. Sein Leben und Wirken. Wien, Berlin 1922.
Rowhani-Ennemoser, Inge: Nachricht vom Verlust der Welt. Spuren einer Familie. Wien 2004.
Sanders, Eric: Emigration ins Leben. Wien–London und nicht mehr retour. Hg. von Peter Pirker. Wien 2008.
Schmiedl, Adolf: Gedichte. Wien 1914.
Stern, Leopold: Geschichte der israelitischen Cultusgemeinde 1846–1892. Wien 1892.
Taglicht, Israel: Grab- und Gedenkreden. Frankfurt/M. 1907.
Weyring, Edgar (Hg.): Rudolfsheim und Fünfhaus. Ein Heimatbuch. 3 Bde. Wien 1922.

Bericht der IKG Wien über die Tätigkeit in der Periode 1912–1924. Wien 1924.
Bundesamt für Statistik (Hg.): Ergebnisse der österreichischen Volkszählung vom 31. Januar 1920. Wien 1921.
Bundesamt für Statistik (Hg.): Die Ergebnisse der österreichischen Volkszählung vom 22. März 1934 (Statistik des Bundesstaates Österreich, H. 3). Wien 1935.
Magistrat Wien (Hg.): Ergebnisse der Volkszählung vom 31. Dezember 1910 in der k.k. Reichshaupt- und Residenzstadt Wien. Bericht erstattet im Einvernehmen mit dem Magistratsreferenten von der Volkszählungs-Zentralsektion. Wien 1911.

Periodika

Der Bund. Organ des Bundes werktätiger Juden, Poale Zion Nr. 95 (März 1986/Adar 5746).

Die Stimme, 12.02.1937, S. 3.

Die Wahrheit, 27.01.1911, S. 3f. (Moses Rosenmann).
Die Wahrheit, 14.11.1913, S. 4.
Die Wahrheit, 25.03.1932, S. 6.
Die Wahrheit, 3.12.1937, S. 5.

Dr. Blochs Österreichische Wochenschrift, 25.01.1901, S. 53f.
Dr. Blochs Österreichische Wochenschrift, 23.05.1902, S. 346.
Dr. Blochs Wochenschrift, 14.11.1913, S. 843f.

Freie Jüdische Lehrerstimme, 15.11.1913, S. 1.

Monatsschrift der Österreichisch-Israelitischen Union, H. 11/12 (1913), S. 28.

Neue Freie Presse, 14.03.1938, S. 5.
Neue Freie Presse, 17.03.1938, S. 4.

Neues Wiener Journal, 14.02.1926.

Wiener Morgenzeitung, 27.01.1921, S.5.

Archiv-Quellen
(enthält nur die zitierten, nicht alle ausgewerteten Quellen)

Israelitische Kultusgemeinde Wien (IKG Wien)

Anlaufstelle
A/VIE IKG / I-III / LG / Wien 15, Turnergasse 22 / 1 / 1
A/VIE IKG / I-III / LG / Wien 15, Turnergasse 22 / 1 / 2
A/VIE IKG / I-III / LG / Wien 15, Storchengasse 21 / 1 / 3
A/VIE IKG I-III / VEREI / Zionistische Bezirkssektion XIV, XV / 1
A/VIE IKG I-III / VEREI / Verein zur Ausspeisung fü die Bezirke XII-XV / 1

Matrikenamt
Geburtsmatriken Fünfhaus, 1852–1885
Trauungsbücher Fünfhaus, 1852–1885

Niederösterreichische Landesarchiv

Nö. Reg. H1 Zl. 13098/1846; Karton 3034

Bestände der Vermögensentzugsanmeldeverordnung (VEAV)

VEAV MBA 15 F 420/46
VEAV MBA 15 Z 187/46
VEAV MBA 15 M 549/46
VEAV MBA 9 G 181/47
VEAV MBA 15 P 820/46
VEAV MBA 15 J 79/46
VEAV MBA 15 M 540/46
VEAV MBA 15 L 402/46
VEAV MBA 15 G 144/47
VEAV MBA 15 J 80/46
VEAV MBA 15 R 539/46
VEAV MBA 15 J 55/46
VEAV MBA 15 M 557/46
VEAV MBA 15 J 599/47
VEAV MBA 15 W 645/46
VEAV MBA 15 J 605/47
VEAV MBA 15 N 252/46
VEAV MBA 15 G 196/48
VEAV MBA 15 G 95/47
VEAV MBA 15 G 75/46
VEAV MBA 15 G 4/46
VEAV MBA 15 J 85/46
VEAV MBA 15 J 268/46
VEAV MBA 15 M 548/46
VEAV MBA 15 J 54/46
VEAV MBA 15 J 256/46
VEAV MBA 15 S 551/46
VEAV MBA 15 A 168/46
VEAV MBA 15 J 75/46
VEAV MBA 15 J 242/46
VEAV MBA 15 M 885/46
VEAV MBA 15 Sch 587/46
VEAV MBA 15 M 557/46
VEAV MBA 15 S 588/46

Nationalarchiv, Prag

Jüdische Matriken, Sektion hebräische Matriken (HBMa)

Geburtsbücher
Leipnik, 1794–1827, HBMa 1042
Leipnik, 1827–1846, HBMa 1043
Mährisch-Weißkirchen, 1760–1846, HBMa 526
Misslitz, 1846–1873, HBMa 1253
Nikolsburg, 1850–1873, HBMa 1222
Nikolsburg, 1874–1916, HBMA 1223
Trebitsch, 1784–1830, HBMa 2173

Trauungsbücher
Trebitsch, 1847–1852, HBMa 2166
Trebitsch, 1852–1858, HBMa 2167

Central Archives for the History of the Jewish People (CAHJP)

A/W 69,1 (Protokolle über Vorstandssitzungen 1798–1849)
A/W 178,3
A/W 398, 25 (Verzeichnis der in Wien lebenden Juden nach dem Stand vom 15.09.1939, 15. Bezirk)
A/W 1187,1
A/W 1187,2
A/W 2061

Wiener Stadt- und Landesarchiv

M.Abt. 119, 1.3.2.119.A32 – Gelöschte Vereine/1920–1974 5692/21
M.Abt. 119, 1.3.2.119.A32 – Gelöschte Vereine/1920–1974 260/23
M.Abt. 119, 1.3.2.119.A32 – Gelöschte Vereine /1920-1974 284/26
M.Abt. 119, 1.3.2.119.A32 – Gelöschte Vereine /1920-1974 9942/36

Magistrat der Stadt Wien, MA 37, Baupolizei

15. Bezirk, EZ 174

Grundbücher

Grundbuch für den 15. Bezirk

Deutsche Reichsgesetzblätter

RGBl. I, 1938, S. 414.
RGBl I, 1939, S. 282 (Dritte Anordnung auf Grund der Verordnung über die Anmeldung des Vermögens von Juden)

Gesetzesblätter für das Land Österreich

GBlfdLÖ Nr. 103/1938, Art. I, Par. 1 (v. 27.04.1938)
GBlfdLÖ Nr. 584/1938
GBlfdLÖ Nr. 633/1938
GBlfdLÖ Nr. 193, Art. I (Verordnung zum Reichsbürgergesetz v. 14.06.1938)
GBlfdLÖ Nr. 607/1939

Adunka, Evelyn: Exil in der Heimat. Über die Österreicher in Israel. Innsbruck, Wien 2001.
Anderl, Gabriele/Manoschek, Walter: Gescheiterte Flucht. Der »Kladovo-Transport« auf dem Weg nach Palästina 1939–1942. Wien 2001.
Backman, Marjorie: A Nation's Lost Holocaust History, Now on Display. In: The New York Times, vol. CLVI, Nr. 53.963 [Samstag, 02.06.2007].
Banik-Schweitzer, Renate u. a. (Hg.): Wien im Vormärz. Wien, München 1980 (= Forschungen und Beiträge zur Wiener Stadtgeschichte 8).
Banik-Schweitzer, Renate/Meißl, Gerhard: Industriestadt Wien. Die Durchsetzung der industriellen Marktproduktion in der Habsburgerresidenz. Wien 1983.
Baryli, Andreas: Gewerbepolitik und gewerberechtliche Verhältnisse im vormärzlichen Wien. In: **Banik-Schweitzer, Renate u. a. (Hg.)**: Wien im Vormärz. Wien, München 1980 (= Forschungen und Beiträge zur Wiener Stadtgeschichte 8), S. 9-31.
Beier, Rosmarie (Hg.): Geschichtskultur in der Zweiten Moderne. Frankfurt/M. 2000.
Benz, Wolfgang (Hg.): Dimension des Völkermords. Die Zahl der jüdischen Opfer des Nationalsozialismus. Oldenburg 1991.
Benz, Wolfgang u. a. (Hg.): Enzyklopädie des Nationalsozialismus. 3. Aufl. München 1998.
Bierman, John: Righteous Gentile. The Story of Raoul Wallenberg, Missing Hero of the Holocaust. London 1981.
Botz, Gerhard: »Arisierungen« und nationalsozialistische Mittelstandspolitik in Wien. In: Wiener Geschichtsblätter, hg. v. Verein für die Geschichte der Stadt Wien, Jg. 29/1 (Wien 1974), S. 122-136.
Botz, Gerhard: Soziale »Basis« und Typologie der österreichischen Faschismen im innerösterreichischen und europäischen Vergleich. In: Österreichische Gesellschaft für Zeitgeschichte (Hg.): Faschismus in Österreich und nternational. Wien 1980 (= Jahrbuch für Zeitgeschichte 1980/81), S. 15-56.
Botz, Gerhard: Nationalsozialismus in Wien. Machtübernahme und Herrschaftssicherung 1938/39. Buchloe 1988.
Botz, Gerhard: Nationalsozialismus in Wien. Machtübernahme, Herrschaftssicherung, Radikalisierung 1938/39. Wien 2008.
Botz, Gerhard/Oxaal, Ivar/Pollak, Michael (Hg.): Eine zerstörte Kultur 1848–1938. Jüdische Kultur und Antisemitismus in Wien seit dem 19. Jahrhundert. Buchloe 1990.
Brunner, Walter: Josef Schleich, der Judenretter. Graz 2000.
Czeike, Felix: Die Entwicklung des Bezirks Rudolfsheim-Fünfhaus. Wien 1980.
Derogy, Jacques: Raoul Wallenberg. Le juste de Budapest. Paris 1994.
Dick, Jutta/Sassenberg, Marina (Hg): Jüdische Frauen im 19. und 20. Jahrhundert. Reinbek 1993.
Duizend-Jensen, Angelika Shoshana: Jüdische Gemeinden, Vereine, Stiftungen und Fonds. »Arisierung« und Restitution. Wien 2002.
Ehlers, Heinrich/Segal, Talma/Talmi, Arie (Hg.): Haschomer Hazair. Ein Nest verwundeter Kinderseelen. Wien 2006.
Ehmer, Josef: Produktion und Reproduktion in der Wiener Manufakturperiode. In: Banik-Schweitzer u. a. 1980, S. 119.
Etzersdorfer, Irene: Arisiert. Eine Spurensuche im gesellschaftlichen Untergrund der Republik. Wien 1995.
Fiedler, Jiri: Jewish Sights of Bohemia and Moravia. Sefer, Prag 1991.
Fröhlich, Hannelore: Judenretter – Abenteurer – Lebemann. Mein Vater Josef Schleich. Berlin 2007.
Frühauf, Tina: Orgel und Orgelmusik in deutsch-jüdischer Kultur. Hildesheim u. a. 2005.
Genée, Pierre: Synagogen in Österreich. Wien 1992.
Genée, Pierre/Ronald Grosz: Die »Cultusgemeinde im Bezirke Sechshaus«. In: Die Gemeinde. Offizielles Organ der Israelitischen Kultusgemeinde Wien, Nr. 433, 14.03.1994 (3. Nissan 5754), S. 31f.
Genschel, Helmut: Die Verdrängung der Juden aus der Wirtschaft im Dritten Reich. Berlin 1966 (= Göttinger Bausteine zur Geschichtswissenschaft, Bd. 38).
Gold, Hugo: Die Juden und Judengemeinden Mährens in Vergangenheit und Gegenwart. Brünn 1929.
Gold, Hugo: Gedenkbuch der untergegangenen Judengemeinden Mährens. Tel Aviv 1974.
Grafinger, Hans: Gedenktafel unter Ausschluss der Öffentlichkeit. In: Zwischenwelt 4/2001 (Februar 2002), S. 50f.
Häusler, Wolfgang: Die Revolution von 1848 und die österreichischen Juden. Wien 1973.
Häusler, Wolfgang: Von der Massenarmut zur Arbeiterbewegung. Demokratie und soziale Frage in der Wiener Revolution von 1848. Wien 1979.
Häusler, Wolfgang: Von der Manufaktur zum Maschinensturm. Industrielle Dynamik und sozialer Wandel im Raum von Wien. In: Banik-Schweitzer u. a. 1980, S. 50-55.

»Heilige Gemeinde Wien«. Judentum in Wien. Sammlung Max Berger. Wien 1987.
Heimann-Jelinek, Felicitas (Hg.): Ordnung muss sein. Das Archiv der Israelitischen Kultusgemeinde Wien. Ausstellung des Jüdischen Museums Wien, 4. Juli bis 21. Oktober 2007. Wien 2007.
Heller, Ludwig V./Rauscher, Wilhelm/Baumann, Rudolf St: Verwaltergesetz, Rückgabegesetz, Zweites und Drittes Rückstellungsgesetz mit den Motivenberichten der Regierungsvorlagen und des Nationalrates. Wien 1948.
Hilberg, Raul: Die Vernichtung der europäischen Juden. Berlin 1982.
Hilberg, Raul: Die Vernichtung der europäischen Juden. Bd. 1. Frankfurt/M. 1990.
Hilberg, Raul: Täter, Opfer, Zuschauer. Die Vernichtung der Juden 1933–1945. Frankfurt/M. 1992.
Hölbling, Lothar/Zechner, Ingo: Achtung Baustelle! Die Arbeiten an der Wiedererrichtung des Archivs der Israelitischen Kultusgemeinde Wien. In: Heimann-Jelinek 2007, S. 29-34.
Jabloner, Clemens/Bailer-Galanda, Brigitte u. a.: Schlussbericht der Historikerkommission der Republik Österreich. Vermögensentzug während der NS-Zeit sowie Rückstellungen und Entschädigungen seit 1945 in Österreich. Zusammenfassungen und Einschätzungen. Wien, München 2003.
Jensen, Angelika: Sei stark und mutig! 40 Jahre jüdische Jugend in Österreich am Beispiel der Bewegung »Haschomer Hazair« 1903–1943. Wien 1995.
Johler, Birgit/Fritsche, Maria (Hg.): 1938, Adresse: Servitengasse. Wien 2007.
John, Michael/Lichtblau, Albert: Schmelztiegel Wien – einst und jetzt. Zur Geschichte und Gegenwart von Zuwanderung und Minderheiten. Wien 1990.
Keinrath, Wilhelm/Kubelka-Bondy, Friedl/Kuzmich, Franz: Die alltägliche Stadterneuerung. Drei Jahrhunderte Bauen und Planen in einem Wiener Arbeiterbezirk. München, Wien 1984.
Kisch, Guido (Hg): Das Breslauer Seminar. Tübingen 1963.
Klambauer, Karl: Österreichische Gedenkkultur zu Widerstand und Krieg. Denkmäler und Gedächtnisorte in Wien 1945–1986. Innsbruck, Wien, Bozen 2006.
Klenovsky, Jaroslav: Jewish Sites of Trebic. Brno 1995.
Klenovsky, Jaroslav: Jewish Quarter of Prostejov. Brno-Prostejov 1997.
Klenovsky, Jaroslav: Jewish Sites of Velke Mezirici. Brno-Velke Mezirici 1997.
Klenovsky, Jaroslav: Historic Sites of Jewish Mikulov. Mikulov 2000.
Klenovsky, Jaroslav: Jewish Sites of Lipnik. Votobia, Olomouc 2000.
Knight, Robert (Hg.): »Ich bin dafür, die Sache in die Länge zu ziehen.« Die Wortprotokolle der österreichischen Bundesregierung von 1945 bis 1952 über die Entschädigung der Juden. Wien 2000.
Konrad, Helmut/Neugebauer, Wolfgang (Hg.): Arbeiterbewegung – Faschismus – Nationalbewusstsein. Wien, München, Zürich 1983.
Kratz, Käthe/Gaisbauer, Hubert (Hg.): Verlorene Nachbarschaft. Die Wiener Synagoge in der Neudeggergasse. Ein Mikrokosmos und seine Geschichte. Wien 1999.
Kristan, Markus: Carl König 1841–1915. Ein neubarocker Großstadtarchitekt in Wien. Wien 1999 (= Wiener Persönlichkeiten, hg. v. Jüdischen Museum der Stadt Wien, Bd. 1).
Landesmann, Peter: Rabbiner aus Wien. Wien, Köln, Weimar 1997.
Lewerenz-Weghuber, Christine: Juden in Rudolfsheim-Fünfhaus. Hg. v. Museumsverein Rudolfsheim-Fünfhaus 1993.
Lind, Christoph: »Der letzte Jude hat den Tempel verlassen.« Juden in Niederösterreich 1938–1945. Wien 2004.
Lowenthal, David: Possessed by the Past. The Heritage Crusade and the Spoils of History. New York u. a. 1996.
Lowenthal, David: »History« und »Heritage«. Widerstreitende und konvergente Formen der Vergangenheitsbetrachtung. In: Beier 2000, S. 71-94.
Meißl, Gerhard: Industrie und Gewerbe in Wien 1835 bis 1845. Branchenmäßige und regionale Strukturen und Entwicklungstendenzen im Spiegel der Gewerbeausstellungen von 1835, 1839 und 1845. In: Banik-Schweitzer u. a. 1980, S. 84.
Milchram, Gerhard/Prokisch, Christa: Entropie oder vom vergeblichen Versuch, Ordnung zu schaffen. Ein Überblick über die Geschichte des Archivs der IKG Wien (1796/1816–1978). In: Heimann-Jelinek 2007, S. 24-28.
Moser, Johnny: Das Unwesen der kommissarischen Leiter. Ein Teilaspekt der Arisierungsgeschichte in Wien und im Burgenland. In: Konrad/Neugebauer 1983, S. 89-99.
Moser, Johnny: Demographie der jüdischen Bevölkerung Österreichs 1938–1945. Wien 1999 (= Schriftenr. des DÖW zur Geschichte der NS-Gewaltverbrechen, Bd. 5).
Papritz, Johannes: Archivwissenschaft. 2 Bde. Marburg 1983.
Pelinka, Anton/Weinzierl, Erika (Hg.): Das große Tabu. Österreichs Umgang mit seiner Vergangenheit. Wien 1997.
Pribram, A. F.: Urkunden und Akten zur Geschichte der Juden in Wien. Erste Abteilung: Allgemei-

ner Teil 1526–1847 (1849). 2 Bde. Wien 1918.
Rabinovici, Doron: Instanzen der Ohnmacht. Wien 1938–1945. Der Weg zum Judenrat. Frankfurt/M. 2000.
Rozenblit, Marsha L.: The Jews of Vienna 1867–1914: Assimilation and Identity. Albany 1983.
Schmidtbauer, Peter: Die soziale Situation der Wiener Juden im Jahre 1857. Schubert 1978, S. 57-89.
Schramm, Ingrid: Idol der jüdischen Emanzipation Fanny von Arnstein (1758–1818). In: Kohlbauer-Fritz, Gabriele (Hg.): Beste aller Frauen. Weibliche Dimensionen im Judentum. Ausstellung im Jüdischen Museum Wien, 16. Mai bis 18. November 2007. Wien 2007, S. 42-55.
Schubert, Kurt (Hg.): Der Wiener Stadttempel 1826–1976. Wien 1978 (= Studia Judaica Austriaca 6).
Spiel, Hilde: Fanny von Arnstein oder die Emanzipation. Ein Frauenleben an der Zeitenwende 1758–1818. Frankfurt/M. 1962.
Tálos, Emmerich/Hanisch, Ernst/Neugebauer, Wolfgang (Hg.): NS-Herrschaft in Österreich 1948–1945. Wien 1988.
Tálos, Emmerich/Hanisch, Ernst/Neugebauer, Wolfgang/Sieder, Reinhard (Hg.): NS-Herrschaft in Österreich. Ein Handbuch. Wien 2001.
Uhl, Heidemarie (Hg.): Zivilisationsbruch und Gedächtniskultur. Erinnerung – Identität. Innsbruck, Wien, München, Bozen 2003.
Verein für Geschichte der Stadt Wien (Hg): Rudolfsheim-Fünfhaus. 90 Jahre bei Wien. Wien 1980.
Walzer, Tina: Mährische Juden in Wien. Wirtschaft – Gesellschaft – Kultur. In: Moravští židé v rakousko-uherské monarchii (1780–1918). Mikuloc 2003, S. 65ff.
Wistrich, Robert S.: Die Juden Wiens im Zeitalter Kaiser Franz Josephs. Wien, Köln, Weimar 1999 (englische Erstausgabe 1994).
Witek, Hans/Safrian, Hans (Hg.): Und keiner war dabei. Dokumente des alltäglichen Antisemitismus in Wien 1938. Mit einem Vorwort von Erika Weinzierl. Wien 1988.
Witek, Hans: Arisierungen in Wien. Aspekte nationalsozialistischer Enteignungspolitik. In: Tálos u. a. 2001, S. 795-817.
Wodak, Ruth/Menz, Florian/Mitten, Richard/Stern, Frank: Die Sprachen der Vergangenheiten. Öffentliches Gedenken in österreichischen und deutschen Medien. Frankfurt/M. 1994.
Wojak, Irmtrud/Hayes, Peter (Hg.): »Arisierung« im Nationalsozialismus. Volksgemeinschaft, Raub und Gedächtnis. Frankfurt/M. 2000.
Zechner, Ingo: Von der Macht und Ohnmacht des Archivs. In: Heimann-Jelinek 2007, S. 16-19.

Hand- und Nachschlagebücher

Biographisches Handbuch der Rabbiner. Hg. v. Michael Brocke, Julius Carlebach. Bd. 2. München 2004.
Encyclopedia Judaica
Handbuch österreichischer Autorinnen und Autoren jüdischer Herkunft, 18. bis 20. Jahrhundert. Redaktion: Susanne Blumesberger. Bd. 3. München 2002.
Österreichisches biographisches Lexikon. Bd. 10. Wien 1994.
Statistisches Handbuch für die Republik Österreich. Wien 1983.
Adressverzeichnis »Lehmann«, ab 1859

Unveröffentlichte Arbeiten

Fuchs, Gertraud: Die Vermögensverkehrsstelle als Arisierungsbehörde jüdischer Betriebe. Dipl. Wien 1989.
Leitner, Rudolf: Die Judenpolitik der österreichischen Regierung in den Jahren 1848–1859. Diss. Wien 1924.
Loitfellner, Sabine: Arisierungen während der NS-Zeit und ihre justizielle Ahndung vor dem Volksgericht Wien 1945–1955. Voraussetzungen – Analyse – Auswirkungen. Dipl. Wien 2000.
Löw, Akos: Die soziale Zusammensetzung der Wiener Juden nach den Trauungs- und Geburts-matriken 1784–1848. Diss. Wien 1951.
Teuschl, Angelika: Arisierung im vierten Wiener Gemeindebezirk. Dipl. Wien 1993.

Internet-Quellen

Holzapfel, Josef: Die ersten Fabriken Ober St. Veits. In: www.a1133.at/index.php?menu=geschichte&inc=fakten/fabriken-erste/fabriken.
www.verfassungen.de/de/de33-45/reichsbuerger35-v11.htm (abgerufen am 09.01.2008).
alex.onb.ac.at/cgi-content/anno-plus?apm=0&aid=dra&datum=19310007&zoom=2&seite=00000731&x=0&y=0 (abgerufen am 09.01.2008).

Anhang I
Verzeichnis der 51 Fabrikanten, die vor 1848 in den südwestlichen Vororten angesiedelt waren

Name	Vorname	Diensteigenschaft	Geburtsort	Wohnort	Befugnis
Auspitzer	Abraham	Landesbefugnis für Baumwollwaren; Zwirnspinnerei und Bortenfabrik	Nikolsburg (Mähren)	Gaudenzdorf 202	
Benedict	Koppel	Landesbefugnis für Färberei	Nikolsburg (Mähren)	Fünfhaus/Reindorf 46	1842/1844
Bisenz	Ignaz	k.k. Webfabrik	Wien	Gaudenzdorf 171	1837
Bisenz	Adolph	k.k. Web- und Druckfabrik in Gaudenzdorf	Nikolsburg (Mähren)	Gaudenzdorf 171; Stadt, Wipplingerstraße	
Bondi	Emanuel	Landesbefugnis für Baumwollweberei		Obermeidling	
Boschan	Josef	Landesbefugnis für Baumwollenwaren		Fünfhaus/Sechshaus	
Deutsch	Ignaz	Fabrikant		Hietzing; wohnhaft Leopoldstadt 13	
Eisenberger	Ignaz	Seidenzeug- und Modewarenfabrik	Dürmaul (Böhmen)	Fünfhaus 129	1844
Eppinger (Wolf & Eppinger)	Regine	Spiritus- und Branntweinfabrik			
Feldscharek	Emanuel	Weberwarenfabrik		Penzing 143	1840
Fischl	Joseph Maier	Baumwollwarenfabrikant	Kuttenplan (Böhmen)	Fünfhaus 44	
Freund	Joseph	Privilegiumsinhaber auf Bearbeitung von Baum- und Schafwollleinen und Halbseidenwaren		Sechshaus 162	
Friedmann	Rubin	Essig- und Branntweinfabrik	Althart (Mähren)	Reindorf 44	1840
Fried(e)mann	Wilhelm	Branntweinfabrik in Reindorf und Wien	Raab (Ungarn)	Reindorf 44	
Geiringer	Leopold	Ölfabrikant; Verschleißer aller Gattungen		Sechshaus 145 (163)	1836
Granichstätter	Albert (Witwer)	Landesbefugnis als Kotton-Druckfabrikant	Pesth (Ungarn)	Sechshaus 74/75 (heute Pillerstraße)	1845
Grünholz	Salomon	Baum- und Schafwollwaren-Drucker; Auskocher für die Israeliten in Fünfhaus	Nikolsburg (Mähren)	Fünfhaus 131	
Grünholz	Salomon Moses	Landesbefugnis als Baumwollwaren-Fabrikant		Sechshaus 136 (Fünfhaus 75)	1837
Grünhut	Bernhard	Wollwarenfabrikant		Wien 850 (Fünfhaus 31)	1845
Handel (Handl)	Moritz	Schaf- und Baumwollweber		Fünfhaus 186	
Heller	Heinrich	Befugter Seidenweber	Pesth (Ungarn)	Fünfhaus 15/161 (Eckhaus Neue Gasse/Mittelgasse; heute Eckhaus Robert-Hamerling-Gasse/Turnergasse)	1842
Hirschler	Adolf	Landesbefugnis als Webereifabrikant von Baumwoll-, Schafwoll- und Halbseidenwaren		Fünfhaus/Sechshaus	
Hirschler (Hirschel)	Joseph	Weber- und Druckfabrikant	Pressburg (Ungarn)	Penzing 84/213	1844
Karpeles (= Koppeles)	Aron	Seiden- und Samtbandfabrikant	Nikolsburg (Mähren)	Fünfhaus 187/Wien	1841
Kol(l)isch	Hirsch	Landesbefugnis als Seidenzeugfabrikant	Nikolsburg (Mähren)	Fünfhaus 15/Stadt 177	1836
Mandeles	Moritz	Landesbefugnis als Tuch- und Schafwoll-Fabrikant	Kostelez (Mähren)	Fünfhaus 44/Sechshaus	1836
Pollak	Noe	Landesbefugter Essig- und Liquer-Fabrikant, Ölraffineur und Presser	Prossnitz (Mähren)	Fünfhaus/Wien	1839

Pollak	Michael	Landesbefugnis auf Schafwollfärberei	Nikolsburg (Mähren)	Obermeidling 43	1841
Pollak	Ignaz	Branntweinfabrik	Prossnitz (Mähren)	Fünfhaus 172	
Pollak	Simon	Essig- und Liqueur-Fabrikant	Strilek (Mähren)	Neulengenfeld	1841
Pollitzer	Israel H.	Landesbefugter Seidenzeugfabrikant	Nikolsburg (Mähren)	Fünfhaus 160 (Neue Gasse; heute Robert-Hamerling-Gasse)	1838
Pollitzer	Wilhelm	Baumwoll- und Seidenwaren-Fabrikant	Pesth (Ungarn)	Gaudenzdorf 180; Rustendorf 54	1844
Ratzendorfer (Ratzersdorfer)	Herrmann	Landesbefugnis als Gold- und Silberfabrikant (Rococo-Galanteriewaren)	Pressburg (Ungarn)	Fünfhaus	1842
Rubrom	Moritz	Befugter Fabrikant von Aquavit		Fünfhaus 68	
Schick (Schück)	Leopold	Landesbefugnis als Seidenzeug-Fabrikant		Fünfhaus/Sechshaus	
Schick (Schück)	Joseph	Druckwarenfabrikt	Szenitz (Ungarn)	St. Veit 57/136	1839
Seligmann	Maximilian	Landesbefugnis als Kotton-Druckfabrikant		Obermeidling	
Spitzer	Benjamin	Druckfabrikant	Nikolsburg (Mähren)	Ober St. Veit	1830
Stein	Alois	Schaf- und Baumwollwarenfabrikant		Fünfhaus/Wien	
Steiner	Elias	Fabriksinhaber	Pressburg (Ungarn)	Sechshaus	1833
Stengel	Leopold	Ölfabrikant	Lublin (Polen)	Gaudenzdorf 151/191	
Stengl	Wolf	Erzeuger von Branntwein, Spiritus, Rosoglio, Essig und Liqueur		Sechshaus; Leopoldstadt, Schöllerhof 4	
Stiassny	Leopold	Schaf- und Baumwollwarenfabrikant	St. Georgen (Ungarn)	Fünfhaus 106/Wien 518	1844
Tauber	Josefa (Witwe)	Baumwollwarenfabrikantin	Nikolsburg (Mähren)	Fünfhaus 119/Wien 504	
Teiffer	Leopold	Lederfabrikant	Raab (Ungarn)	Gaudenzdorf 185	1844
Teltscher (Tettscher)	Wilhelm	Landesbefugnis als Schaf- und Baumwolldruckfabrikant	Nikolsburg (Mähren)	Fünfhaus; Leopoldstadt 624	1837
Trebitsch	Salomon	Landesbefugnis als Baumwoll- und Seidenzeugfabrikant	Nikolsburg (Mähren)	Fünfhaus 185	1838
Weiß	Friedrich	Landesbefugter Kottondrucker		Sechhaus 85	
Wertheim(b)er	Joachim Salomon	Landesbefugnis als Seiden- und Schafwollfabrikant	Leipnik (Mähren)	Fünfhaus 175	1839
Wertheimstein	Heinrich von	Landesbefugter Zuckerfabrikant	Wien (?)	Ober St. Veit	1839
Zappert	Carl	Landesbefugnis für chemische Bleich- und Appretour		Sechshaus 95–98	

Anhang II
Verzeichnis von AriseurInnen des 15. Bezirks[28]

AriseurIn	Wohnadresse	Opfer/arisierstes Objekt	Quelle
Andreola, Anna	15., Herklotzgasse 17	Dr. Leo Ehrlich/Haus 15., Herklotzgasse 17	VEAV MBA 15 Z 237/46 Grundbuch
Andreola, Hubert	15., Herklotzgasse 17	Dr. Leo Ehrlich/Haus 15., Herklotzgasse 17	VEAV MBA 15 Z 237/46 Grundbuch
Becka, Johann	15., Haidmannsgasse 2	Rudolf Lindner/Werkstätte 15., Fenzlgasse 8–10	VEAV MBA 15 J 596/47
Birk, Ferdinand	15., Märzstraße 61	Therese Reichsfeld/Geflügelhandlung 15., Märzstraße 61	VEAV MBA 15 J 80/46
Borecky, Franziska	15., Staglgasse 12	Berhard und Hedwig Kurzrock/Haus 15., Staglgasse 12	VEAV MBA 15 J 242/46 Grundbuch
Buttinger, Stefanie	15., Reindorfgasse 32	Franz Deutsch Franziska Heller/Delikatessengeschäft 15., Reindorfgasse 32	VEAV MBA 15 G 151/47 VEAV MBA 15 J 601/47
Breiter, Ernestine	15., Jadengasse 2	Alexander Halpern/Haus 15., Jadengasse 2 (= Wurmsergasse 13)	VEAV MBA 15 G 58/46
Brückner, Josef	15., Ullmannstraße 58	Simon Segel/Kiosk 15., Ullmannstraße 58	VEAV MBA 15 Z 184/46
Daghofer, Grete	16., Liebhartsgasse 58	Irma Fillenz/Haus 15., Rauchfangkehrerstraße 27	VEAV MBA 15 J 85/46 Grundbuch
Dohnal, Marie	15., Kauergasse 2	N. Ebersohn/diverse Einrichtungsgegenstände aus 15., Reindorfgasse 18	VEAV MBA 15 Z 191/46
Dworak, Hermann	Ernstbrunn/NÖ, Hauptplatz 4	Stefan Gerstl/Kleiderhaus Carl Gerstl & Söhne 15., Mariahilfer Straße 136	VEAV MBA 15 J 59/46
Ehrentraut, Antonie	15., Würfelgasse 1b	Klara Deutschberger, Margarete Fantl/Haus Märzstraße 102	VEAV MBA 14/15 Z 179/46 Grundbuch
Ehrentraut, Leopold	15., Würfelgasse 1b	Klara Deutschberger, Margarete Fantl/Haus Märzstraße 102	VEAV MBA 14/15 Z 179/46 Grundbuch
Elster, Johann	15., Felberstraße 80	Arthur Dubsky/Metallwarenfabrik 15., Märzstraße 76–78	VEAV MBA 15 K 1036/46 Grundbuch
Fiala, Franz	23., Waldgasse 7	Fanny Stein/Haus 15., Sechshauserstraße 76	VEAV MBA 15 J 86/46 Grundbuch
Fischer, Karl	Schärding/OÖ, Linzerstraße	Marianne und Dr. Grete Goldschmit/Haus 15., Alberichgasse 3	VEAV MBA 15 Z 192/46 Grundbuch
Fischer, Otto	15., Grimmgasse 5	Leopoldine Gutherz/Wohnung samt Mobiliar (?)	VEAV MBA 15 J 65/46
Dr. Josef Förster Sen.	(?)	Antonie Fischirl/Universum Lichtspiele 15., Kriemhildplatz 7	VEAV MBA 15 M 540/46 Grundbuch
Frank, Josef	15., Kranzgasse 5	Ignaz Kerpner, Dr. Erwin Tritsch/Haus 15., Kranzgasse 5	VEAV MBA 15 Z 193/46 Grundbuch
Frey, Hermine	(?)	Antonie Fischirl/Universum Lichtspiele 15., Kriemhildplatz 7	VEAV MBA 15 M 540/46 Grundbuch
Friedrich, Josef	15., Reichsapfelgasse 24	Steffi Geiger/Mobiliar 15., Anschützgasse 38	VEAV MAB 15 J 61/46
Friedrich, Karl	15., Reichsapfelgasse 16 bzw. 24	Bortcza Herzl/Haus 15., Sechshausergürtel 11; Philipp Engel/Haus und Marmeladenvertrieb Gebr. Engel 15., Anschützgasse 38	VEAV MBA 15 Z 234/46; VEAV MBA 15 J 62/46 Grundbuch
Gall, Rudolf	15., Schwendergasse 61	Hermine Eckler/Bonbongeschäft und Mobiliar (?)	VEAV MBA 15 J 60/46
Gebauer, Alois Kurt	16., Hippgasse 17	Leo Mittler/Maxim-Kino 15., Mariahilfer Straße 139	VEAV MBA 15 J 249/46
Ginnler, Franz	7., Neustiftgasse 133	Osias Steinfeld/Schuhhaus Steinfeld	VEAV MBA 15 G 4/46
Giulio, Anton	17., Hernalser Gürtel 47	Siegfried Holzmann/Kürschnergeschäft 15., Mariahilfer Straße 133	VEAV MBA 15 Z 195/46
Glawatsch, Franz	Wien, zz. in Haft	Lucie Mikusch, Emma Becher, Abraham Schönfeld, Marie Schönfeld/Tivoli-Kino 15., Winckelmannstraße 2	VEAV MBA 15, M 116/47
Glawatsch, Olga	Wien	Lucie Mikusch, Emma Becher, Abraham Schönfeld, Marie Schönfeld/Tivoli-Kino 15., Winckelmannstraße 2	VEAV MBA 15, M 116/47

28 Diese Auflistung enthält lediglich einen Teil der tatsächlichen AriseurInnen, generiert aus den VEAV-Akten; einbezogen wurden nur zweifelsfreie Fälle; wo dies möglich war, wurden die Angaben zusätzlich noch mit Hilfe des Grundbuches überprüft.

Gmaz, Josefine	17., Steinergasse 19	Mathilde Goldberger/Markthütte 15. Meiselmarkt, Stand Nr. 121/122	VEAV MBA 15 Z 194/46
Greisinger, Johann	7., Halbgasse 7	Adolf Hammersfeld/Textilgeschäft 15., Reindorfgasse 35	VEAV MBA 15 Z 190/46
Hafner, Leopoldine	15., Kauerhofgasse 5	Leopold Beinhacker/Unternehmen f. Handpflege 15., Sechshauserstraße 42	VEAV MBA 15 Z 232/51
Hag, Berta	13., Lainzerstraße 16	Salomon Weinstein/Herrenmoden 15., Märzstraße 64	VEAV MBA 15 Z 231/46
Hähnel, Grete (geb. Stromer)	15., Märzstraße 55	Dr. Miljan Weissberg/Wohnung 15., Märzstraße 55	VEAV MBA 15 J 598/48
Hanauska, Alois	10., Donauschingengasse 17	Milo, Senio, Cäsar und Maria Weingast/Haus 15., Geyschlägergasse 20	VEAV MBA 15 Z 87/46 Grundbuch
Hanauska, Marianne	10., Donauschingengasse 17	Milo, Senio, Cäsar und Maria Weingast/Haus 15., Geyschlägergasse 20	VEAV MBA 15 Z 87/46 Grundbuch
Hasenmayer, Wilhelm	9., Porzellangasse 26	Samuel Steinhauser/Drogerie 15., Neubaugürtel 9	VEAV MBA 15 G 102/47
Hawlik, Anton	15., Meiselstraße 9	Max Kohut/Haus 15., Pelzgasse 20	VEAV MBA 15 Z 199/46 Grundbuch
Hochleitner, Hermine	7., Burggasse 122 a	Sidonie Steiner/Parfümerie und Haushaltsgeschäft 15., Schwendergasse 14	VEAV MBA 15 Z 197/46
Hofbauer, Josef	15., Mariahilfer Straße 189	Julius Schick/Café Schwenderhof 15., Mariahilfer Straße 189	VEAV MBA Z 198/46
Hoffmann, Carl	13., Lainzerstraße 162 a	Max Trintscher/Haus 15., Mariahilfer Straße 174	VEAV MBA 15 J 52/46 Grundbuch
Holzweber, Christine (vereh. Paumann)	(?)	Benno Jokl, Paula Jokl, Marianne Jokl, Elisabeth Schur/Schwegler-Lichtspiele (früher: Omnia-Kino), 15., Schweglerstraße 32	VEAV MBA 15 M 548/46
Hölzl, Leopold	15., Gebrüder-Lang-Gasse	IKG/Haus 15., Turnergasse 22	VEAV MBA 15 Z 180/46
Huber, Herbert	15., Hamerlinggasse 24	Malvine Pollak/Geschäftslokal 15., Mariahilfer Straße 140	VEAV MBA 15 J 597/47 VEAV MBA 15 J 603/47
Kaltenbrunner, Anna	20., Kampstraße 11	Clementine Meisel/Haus 15., Markgraf-Rüdiger-Straße 20	VEAV MBA 15 J 56/46 Grundbuch
Kern, Johann	16., Arnethgasse 42	Heinrich Stern/Taxi- u. Speditionslizenz, 2 PKW, Geschäft und Mobiliar 15., Pillergasse 7	VEAV MBA 15 J 607/47 VEAV MBA 15 J 608/47
Kirchhof, Johanna	18., Weimarerstraße 17	Arthur Albers/Furniergroßhandel, Filiale 15., Sechshausergürtel 11	VEAV MBA 15 A 5/46
Klinger, Elisabeth	15, Haidmannsgasse 2	Elsa Julie Hatschek/Haus 15., Schuselkagasse 2 bzw. Haus 15., Wurmsergasse 41	VEAV MBA 15 W 603/46
Kloss, Josef	7., Zieglergasse 54	Paul Handl/Werkstätteneinrichtung 15., Graumanngasse 9	VEAV MBA 15 200/46
Köck, Franz Sen.	15., Stättermayergasse 5	Blandine Bichler/Haus 15., Stättermayergasse 5	VEAV MBA 15 K 1079/46
Köck, Franz Jun.	15., Stättermayergasse 5	Blandine Bichler/Haus 15., Stättermayergasse 5	VEAV MBA 15 K 1079/46
Koreny, Hans	13., Glausauergasse 6	Heinrich Klausner, Max Liner/Herrenkleidergeschäft Klausner & Liner 15., Reindorfgasse 34	VEAV MBA 15 Z 219/46
Kotrc, Wladimir Wilhelm	18., Hofstattgasse 5	Eduard Engel, Bela Weiss, Emanuel Weiss, Malwine Weiss (geb. Engel), Therese Funk (geb. Weiss), Ferdinand Kohn, Blanka Engel (geb. Kohn), Olga Weiss (geb. Kohn)/Parfumerie Wilkot, Filialen 15., Selzergasse 9–11 und Ullmannstraße 61	VEAV MBA 15 W 603/46
Krammer, August	15., Selzergasse 34	David Davidovits/Markthütte 15., Meiselmarkt, Stand Nr. 152/153	VEAV MBA 15 Z 205/46
Krattner, Leopoldine	15., Hanglüssgasse 5	Severin Breier/Spielwarenerzeugung 15., Hanglüssgasse 5	VEAV MBA 15 G 89/47 Grundbuch
Krattner, Markus	15., Hanglüssgasse 5	Severin Breier/Spielwarenerzeugung 15., Hanglüssgasse 5	VEAV MBA 15 G 89/47 Grundbuch
Kraus, Katharina	9., Wasserburgergasse 5	Henriette Sobell (geb. Haas)/Haus 15., Grangasse 8	VEAV MBA 15 J 610/47
Kühner, Juliana	15., Grimmgasse 26	Cilly Löwy/Geschäftslokal, Mobiliar 15., Schwendergasse 35	VEAV MBA 15 Z 201/46
Kühner, Rudolf	15., Grimmgasse 26	Cilly Löwy/Geschäftslokal, Mobiliar 15., Schwendergasse 35	VEAV MBA 15 Z 201/46
Kukula, Gertrude	4., Wiedner Hauptstraße 101	Elisabeth Balner/Haus 15., Penckgasse 9 (= Eduard-Sueß-Gasse)	VEAV MBA 15 Z 177/46 Grundbuch
Korger, Franz	14., Jadengasse 18	Richard Reissmann/Mobiliar 15., Ölweingasse 35	VEAV MBA 15 Z 203/46

Kunze, Gustav	9., Seegasse 5	Engelbert Ziporah,Vita Schächter, Dyna Gross, Blime Betty Wachsmann/Haus 15., Zwölfergasse 6	VEAV MBA 15 G 80/46
Lang, Emilie	15., Reithofferplatz 11	Marianne Kronfeld/Pfandrecht auf 15., Reithofferplatz 11	VEAV MBA 15 Z 207/46
Lazel, Agnes (geb. Jones)	2., Kastelezgasse 21	Käthe Reumüller-Basz/Friseurgeschäft und Einrichtung 15., Märzstraße 71	VEAV MBA 15 G 57/46
Lechner, Franz	St. Johann/Pongau (Sbg.)	Siegmund Mauer/Juweliergeschäft 15., Reindorfgasse 40	VEAV MBA 15 Z 208/46
Lejcek, Marie	14., Sechshauserstraße 46	Sigmund Berisch/Haus 15., Pillergasse 10	VEAV MBA 15 Z 235/46 Grundbuch
Losos, Josef	14., Hütteldorferstraße 24	Alexander und Katharina Singer/Haus 15., Hollergasse 23	VEAV MBA 15 J 84/46
Losos, Stefanie	14., Hütteldorferstraße 24	Alexander und Katharina Singer/Haus 15., Hollergasse 23	VEAV MBA 15 J 84/46
Lüftinger, Josef	4., Lambrechtgasse 3	Berthold Hirsch-Jeserhofski/Haus und Baugrund 15., Meiselstraße 11	VEAV MBA 15 J 605/47 Grundbuch
Madler, Franz	13., Jagdschlossgasse	Josef Gaensler/Hausbesitz und Industrie (Strickwarenfabrik IGSA) 15., Johnstraße 83	VEAV MBA 15 J 79/46
Maiwald, Franz	15., Tannengasse 8–10	Stefan Gerstl/Wohnung samt Mobiliar 15., Hütteldorferstraße 51	VEAV MBA 15 J 599/47
Maiwald, Hedwig	15., Tannengasse 8–10	Stefan Gerstl/Wohnung samt Mobiliar 15., Hütteldorferstraße 51	VEAV MBA 15 J 599/47
Maly, Katharina	Pettendorf 40, Post Hausleiten	Leopold Tepper/Haus 15., Sechshauserstraße 24	VEAV MBA 15 Z 212/46
Maresch, Maria	15., Karmeliterhofgasse (?)	Max Böhm/Bonbongeschäft und Wohnung 15., Mariahilfer Straße 203	VEAV MBA 15 Z 211/46
Margreiter, Josef	15., Grimmgasse 18	Carl Czell/Haus und Raimund-Lichtspiele 15., Sechshauserstraße 3	VEAV MBA 15 G 54/46
Mühlberger, Anna	15., Kriemhildplatz 7	Meschulim, Fanny, Richard, Fritz Gottfried/Haus 15., Krebsengartenstraße 7 (= Tellgasse 23)	VEAV MBA 15 J 83/46 Grundbuch
Niederhafner, Anna	15., Mariahilfer Straße 204	Siegfried Wollner/Haus 15., Reichsapfelgasse 31; Kolonialwarengeschäft 15., Schwendergasse 37	VEAV MBA 15 Z 213/46 Grundbuch
Niederhafner, Franz	15., Mariahilfer Straße 204	Siegfried Wollner/Haus 15., Reichsapfelgasse 31; Kolonialwarengeschäft 15., Schwendergasse 37	VEAV MBA 15 Z 213/46 Grundbuch
Noll, Johann	15., Reindorfgasse 17	Rosa Fränkel/Haus 15., Benedikt Schellinger-Gasse 23	VEAV MBA 15 Z 550/46 Grundbuch
Pauk, Maria	4., Wiedner Hauptstraße 130	Elisabeth Balner/Haus 15., Penckgasse 9 (= Eduard-Sueß-Gasse)	VEAV MBA 15 Z 177/46 Grundbuch
Parkus, Franziska	16., Weyprechtgasse 8	Rebecca de Jong/Haus 15., Kannegasse 16	VEAV MBA 15 P 721/46 Grundbuch
Peisser, Alois	15., Goldschlagstraße 30	Emil Meissner/Haus 15., Ullmannstraße 59	VEAV MBA 15 J 74/76 Grundbuch
Petrzelka, Wilhelm	15., Fuchsgasse 4	Josefine Kraus/Betrieb zur Erzeugung von Buchdruckwalzen 15., Zwölfergasse 23	VEAV MBA 15 Z 206/46
Pipal, Kurt Dr.	5., Giessaufgasse 4	Ernst Mathias Saxl/Mietwohnung 15., Fünfhausgasse 5	VEAV MBA 15 S 587/46
Plechner, Hilde	6., Köstlergasse 5	Jolan Salzer, Paula Trjibits/Haus 15., Meiselstraße 22 (= Johnstraße 57)	VEAV MBA 15 J 257/46 Grundbuch
Pöchhacker, Hans	Mödling, Guntramsdorferstraße 9	Josef Rothenstreich/Haus und Baugrund 15., Wurzbachgasse 19	VEAV MBA 15 R 14/47 Grundbuch
Pölzl, Maria	15., Heringgasse 31	Otto Lustig/Magazin f. Marktstand 15., Schwendermarkt (Dreihausgasse 33)	VEAV MBA 15 J 602/47
Posselt, Heinrich	3., Boerhavegasse 27	Egon Fischer/Kfz-Werkstatt 15., Zwölfergasse 15	VEAV MBA 15 Z 217/46
Puhwein, Ferdinand	15., Mariahilfer Straße 140	Sigmund Donath/Möbelhandel samt Lager und Inventar 15., Mariahilfer Straße 137	VEAV MBA 15 Z 185/46
Ratzenböck, Viktor	Deutsch-Jahrndorf/Bgld. (dort Bauer gewesen)	Johanna Robitschek/Häuser 15., Wurzbachgasse 12, 14 und16	VEAV MBA 15 R 513/46 Grundbuch
Redlich, Karl	15., Alberichgasse 6	Ida Löwenbach/Haus 15., Talgasse 11	VEAV MBA 15 Z 181/46 Grundbuch
Ritschl, Hans	1., Lichtenfelsgasse 5	Stefan Gerstl/Kleiderhaus Carl Gerstl & Söhne 15., Mariahilfer Straße 136	VEAV MBA 15 J 59/46
Ruzek, Christoph	7., Burggasse 124	Edith Heller/Hutgeschäft 15., Hütteldorferstraße 89	VEAV MBA 15 R 501/46

Salcher, Hilde	6., Dreihufeisengasse 9	Marie Lisa Klein, Adele Sturany, Edith, Walter und Trude Friedmann, Elsa Friedmann, Franzi Leeb/Haus 15., Sechshauserstraße (?)	VEAV MBA 15, Z 172/46
Salem, Emanuel	16., Habichergasse 39	Rudolf und Regine Kraus, Emerich Fröhlich/Haus 15., Hütteldorferstraße 71	VEAV MBA 15 J 260/46 Grundbuch
Salem, Giamile	16., Habichergasse 39	Emerich Fröhlich/Haus 15., Hütteldorferstraße 71	VEAV MBA 15 J 260/46 Grundbuch
Sattler, Rudolf	15., Clementinengasse 28	Eduard König/Haus und Geschäft Kleiderkönig 15., Mariahilfer Straße 179/Clementinengasse 28; Futterweit/Geschäftseinrichtungsgegenstände aus Geschäft 15., Reindorfgasse 44	VEAV MBA 15 M 557/46; VEAV MBA 15 J 65/46 Grundbuch
Scheidl, Ludmilla (geb. Köck)	15., Stiegergasse 16	Blandine Bichler/Haus 15., Stättermayergasse 5	VEAV MBA 15 K 1079/46 Grundbuch
Schirxl, Johann	15., Arnsteingasse 35	Elsa Szmatana/Haus 15., Arnsteingasse 35	VEAV MBA 15 G 89/46 Grundbuch
Schnitzler, Rudolf	1., Eschenbachgasse 5	Eugen Somoggyi/Weinhandlung 15., Rustengasse 2	VEAV MBA 15 S 601/46
Schwarz, Antonie	13., Matzingerstraße 19	Gustav Löbisch/Geschäft 15., Schwendergasse 18 (= Mariahilfer Straße 207, s. auch A. Zeilmayr)	VEAV MBA 15 J 253/46 Grundbuch
Simon, Frieda	15., Schweglerstraße 37	Hermine Schmühl/Magazin mit Altwaren 15., Schweglerstraße 12	VEAV MBA 15 J 604/47
Simonitsch, Johann	6., Mariahilfer Straße 99	Oskar Weingraf/Haus 15., Rosinagasse 14	VEAV MBA 15 J 81/46 Grundbuch
Stasek, Franz	12., Vivenotgasse 43	Rosa Lion/Haus 15., Diefenbachgasse 50	VEAV-Akte MBA 15 Z 176/46 Grundbuch
Stalkovsky, Rudolf	17., Hernalser Hauptstraße 57	Rosa Fränkel/Haus 15., Benedikt-Schellinger-Gasse 23	VEAV MBA 15 Z 550/46 Grundbuch
Stastny, August	5. (?), Scheffelgasse 2	Berta Adler/Haus, 15., Wurmsergasse 44	VEAV-Akte MBA 15 J 243/46 Grundbuch
Stastny, Anna	5. (?), Scheffelgasse 2	Berta Adler/Haus, 15., Wurmsergasse 44	Ebenda Grundbuch
Steffl, Franziska (geb. Mayerhofer, verh. Eichelberger)	6., Gumpendorferstraße 40	Malvine Kobler/Haus 15., Braunhirschengasse 41	VEAV MBA 15 St 371/46 Grundbuch
Steindl, Egon	15., Hanglüssgasse 5	Severin Breier/Spielwarenerzeugung 15., Hanglüssgasse 5	VEAV MBA 15 G 89/47
Steiner, Josef	17., Lerchenfelder Gürtel 57	Adolf Reiss/Haus, 15., Beingasse 15	VEAV MBA 15 Z 233/46 Grundbuch
Stetter, Hermine	14., Hadikgasse 138	Bernhard und Frieda Lederer/Haus, 15., Neubergenstraße 3	VEAV MAB 15 Z 98/46
Stiernfalk, Gösta	1., Wildpretmarkt 1	Arthur Albers/Furniergroßhandel, Filiale 15., Sechshausergürtel 11	VEAV MBA 15 A 5/46
Stingl, Josefine	10., Laxenburgerstraße 60	Anna Kantor/Haus 15., Sechshauserstraße 62–64	VEAV MBA 15 J 75/46 Grundbuch
Stummerer, Johann	15., Neuberenstraße 6–8	Gustav Hollitscher/Haus 15., Nobilegasse 9–11	VEAV MBA 15 J 263/46 Grundbuch
Stummerer, Marie	15., Neuberenstraße 6–8	Gustav Hollitscher/Haus 15.,Nobilegasse 9–11	VEAV MBA 15 J 263/46 Grundbuch
Stürmer, Emilie	14., Storchengasse 18	Eugenie Beck/Haus 15., Pillergasse 11	VEAV MBA 15 Z 97/46 Grundbuch
Stursa, Johann	15., Schweglerstraße 49	Karl, Lili und Sidonie Braun, Melanie Lustig/ Haus, Tanzschule 15., Reindorfgasse 42	VEAV MBA 15 J 261/46 VEAV MBA 15 J 262/46 VEAV MBA 15 J 27146 Grundbuch
Stursa, Josefine	15., Schweglerstraße 49	Karl, Lili und Sidonie Braun, Melanie Lustig/ Haus, Tanzschule 15., Reindorfgasse 42	VEAV MBA 15 J 261/46 VEAV MBA 15 J 262/46 VEAV MBA 15 J 271/46 Grundbuch
Stranzl, Hermann	4., Wiedner Hauptstraße 37	Max Löwy/Radiogeschäft 15., Meiselstraße 11	VEAV MBA 15 G 144/47 VEAV MBA 15 J 606/47
Tasch, Hans	16., Sandleitengasse 45	Nathan Wolf/Tischlerei (Parketterzeugung und Verlegung) 15., Diefenbachgasse 41	VEAV MBA 15 J 264/46
Trötzmüller, Johannes	15., Pouthongasse 17	Stefanie Weisnicht/Haus 15., Pouthongasse 13	VEAV MBA 15 J 265/46 Grundbuch
Trötzmüller, Maria	15., Pouthongasse 17	Stefanie Weisnicht/Haus 15., Pouthongasse 13	VEAV MBA 15 J 265/46 Grundbuch

Vanasek, Karl	15., Sechshauserstraße 39	H. Löwy/zahntechnisches Atelier 15., Sechshauserstraße 39	VEAV MBA 15 G 224/50
Vogelmann, Max	19., Iglaseegasse 27	Dr. Hermann Eckler/Haus 15., Rauchfangkehrergasse 40	VEAV MBA 14/15 Z 175/46 Grundbuch
Vogelmann, Paul	19., Iglaseegasse 27	Dr. Hermann Eckler/Haus 15., Rauchfangkehrergasse 40	VEAV MBA 14/15 Z 175/46 Grundbuch
Wachter, Karl	15., Reindorfgasse 39	Richard Ringel/Küchenfachgeschäft und Miet-wohnung 15., Reindorfgasse 39	VEAV MBA 15 J 58/46
Waltl, Julius	13., Hadikgasse 166	Hermine Kalmar/Haus 15., Mariahilfer Straße 152	VEAV MBA 15 J 247/46 Grundbuch
Weber, Franz	Magersdorf	Jakob Frankl/Haus 15., Dreihausgasse 38	VEAV MBA 15 W 653/46 Grundbuch
Weininger, Franz	Stockerau	Leopold Tepper/Haus 15., Sechshausergasse 24	VEAV MBA 15 Z 212/46 Grundbuch
Wenhoda, Johann	15., Schweglerstraße 16	Ilse Kraus, Gerda und Martha Stiassny/unbeb. Grundstück 15., Markgraf-Rüdiger-Straße 8 Leopold, Arnold und Hugo Stiassny/unbeb. Grund-stück 15., Markgraf-Rüdiger-Straße 6 und 10	VEAV MBA 15 J 69/46 VEAV MBA 15 J 383/46 VEAV MBA 15 J 71/46 Grundbuch
Wesely, Josef	1., Fleischmarkt 26	Hermann und Regine Trostler/Möbelgeschäft und Haus 15., Reindorfgasse 27	VEAV MBA 15 J 244/46 VEAV MBA 15 J 248/46 Grundbuch
Wettl, Alfred	3., Erdbergerlände 34	Cäsar und Maria Weingast/Haus 15., Geyschlägergasse 20	VEAV MBA 15 Z 87/46 Grundbuch
Wettl, Elisabeth	3., Erdbergerlände 34	Cäsar und Maria Weingast/Haus 15., Geyschlägergasse 20	VEAV MBA 15 Z 87/46 Grundbuch
Widhalm, Hans	13., Thunhofgasse 11	Karl Ehrlich/Herrenmodengeschäft 15., Kürnbergergasse (?)	VEAV MBA Z 174/46 VEAV MBA 15 G 226/50
Winter, Maria (geb. Mühlberger)	15., Kriemhildplatz 7	Meschulim, Fanny, Richard, Fritz Gottfried/Haus 15., Krebsengartenstraße 7 (= Tellgasse 23)	VEAV MBA 15 J 83/46 Grundbuch
Wittman, Marie	14., Linzerstraße 18	Karl Eckstein/Haus 15., Costagasse 7	VEAV MBA 15 J 245/46 Grundbuch
Wittman, Marie	14., Linzerstraße 18	Karl Eckstein/Haus 15., Costagasse 7	VEAV MBA 15 J 245/46 Grundbuch
Wober, Marie (geb. Riegler)	15., Hütteldorferstraße 56	Jankel Rosenblatt/Lebensmitttelgeschäft samt Mobiliar 15., Hütteldorferstraße 56	VEAV MBA 15 J 595/47
Wöber, Karl	2., Erzherzog-Karl-Platz 23	Berta Kästenbaum; Dr. Helene Fenyö-Kästen-baum/Haus und Bauarreal 15., Neubergenstraße 12 und 15., Wieningerplatz 9	VEAV MBA 15 K 60/47 VEAV MBA 15 G 83/46 Grundbuch
Wöber, Maria	2., Erzherzog-Karl-Platz 23	Berta Kästenbaum; Dr. Helene Fenyö-Kästen-baum/Haus und Bauarreal 15., Neubergergasse 12 und 15., Wieningerplatz 9	VEAV MBA 15 K 60/47 VEAV MBA 15 G 83/46 Grundbuch
Zaunmüller, Bruno	15., Fenzlgasse 8–10	Ernst Mautner/Mobiliar 15., Eduard-Sueß-Gasse 17	VEAV MAB 15 Z 192/47
Zeiler, Maria	Kirchberg an der Wild/NÖ	Ernestine Löwinger/ (?) 15., Stättermayergasse 16	VEAV MBA 15 Z 171/46 Grundbuch
Zeilmayr, Aloisia	Steyr/OÖ, Stadtplatz 37	Emilie, Gustav und Juan Löbisch, Gertrude Thein/Haus 15., Mariahilfer Straße 207 (= Schwendergasse 18)	VEAV MBA 15 Z 92/46 Grundbuch
Zehetmaier, Franziska	5., Zentagasse 6	Feigl, Hermann und Therese/Haus 15., Friedrichsplatz 3 (= Viktoriagasse 1)	VEAV MBA 15 J 51/46 Grundbuch
Zehetmaier, Raimund	5., Zentagasse 6	Feigl, Hermann und Therese/Haus 15., Friedrichsplatz 3 (= Viktoriagasse 1)	VEAV MBA 15 J 51/46 Grundbuch

Anhang III
Verzeichnis von Häusern mit ehemals jüdischen Wohnungsparteien im 15. Bezirk[29]

Alberichgasse 2, 3
Anschützgasse 19, 38
Arnsteingasse 5, 35
Avediktstraße 25, 35

Beckmanngasse 62, 76
Benedikt-Schellinger-Gasse 6, 20, 21, 23
Beingasse 3, 6, 15
Blüchergasse 5, 14, 35
Braunhirschengasse 4, 5, 7, 8, 14, 24, 26-28, 33, 41, 42, 50, 52
Braunschweiggasse 3

Camillo-Sitte-Gasse 9, 12
Chropackgasse 7
Clementinengasse 6, 8, 26, 27, 28
Costagasse 7, 11

Dadlergasse 10,11, 12,14, 22
Denglergasse 2, 6, 7, 8, 9
Diefenbachgasse 9, 14, 38, 41, 44, 50, 53, 58
Dingelstedtgasse 5–7, 11
Dreihausgasse 7, 26, 33, 38

Eduard-Sueß-Gasse (vormals Penckgasse) 9, 17

Felberstraße 2, 64, 100
Fenzlgasse 9, 8–10, 11, 35
Flachgasse 15, 47
Friedrichsplatz 3
Fünfhausgasse 2, 3, 4, 5, 10, 31

Geibelgasse 1, 2–4, 3, 17, 24
Gerstnergasse 1, 3
Geyschlägergasse 18, 20
Gieselherrgasse 6
Goldschlagstraße 10, 15, 19, 21, 23, 36, 45, 84 (Altersheim/Waisenhaus IKG), 93, 125
Grangasse 1, 6, 8
Graumanngasse 1, 6, 9, 37, 39, 42
Grenzgasse 4, 5, 6, 7, 8, 9a, 13, 16, 18
Grimmgasse 5, 8, 11, 25, 26, 29, 39, 43, 44, 45

Hackengasse 10, 20, 21, 28
Hagengasse 5
Haidmanngasse 7
Hanglüssgasse 4,
Henriettenplatz (ehemaliger Braunschweigplatz) 3
Herklotzgasse 3, 9, 12, 17, 18, 21, 24, 26, 33
Hollergasse 11, 17, 23, 33, 40, 47
Hütteldorferstraße 6, 24, 38, 51, 53, 71, 72, 76, 87, 183

Idagasse 7
Iheringgasse 20, 23, 29, 31, 35

29 Die Liste basiert auf der Auswertung des IKG-Zentralkatasters vom September 1939 und gibt dementsprechend nur einen Bruchteil der betreffenden Adressen wieder.

Jadengasse 2
Johnstraße 10, 44, 57, 63
Jurekgasse 8, 15, 17, 20, 32

Kannegasse 16
Kardinal-Rauscher-Platz 7
Karl-Walther-Gasse 8
Karmeliterhofgasse 2, 4, 9, 11
Kauerhof 7, 8, 14
Kellinggasse 1, 4, 8, 9
Kienmayergasse 6
Klementinengasse 6, 24, 26, 27, 28
Kohlenhofgasse 4, 7
Kranzgasse 4, 5, 7, 8, 20, 23, 28
Krebsengartenstraße 7
Kriemhildplatz 2, 6
Künstlergasse 14
Kürnbergergasse 2, 5, 6, 8

Lehnergasse 1
Löhrgasse 4, 16
Löschenkohlgasse 30

Märzstraße 4, 13 26, 31, 42, 55, 80, 102, 104, 108, 109, 111, 118
Mariahilfergürtel 5, 11, 35, 39
Mariahilfer Straße 115, 127, 133, 138, 141, 142, 144, 145, 152, 157, 158, 162, 166, 167, 170, 174, 175, 176, 177, 178, 179, 180, 185, 195, 196, 197, 202, 205, 207, 208, 211, 213, 223
Markgraf-Rüdiger-Straße 6, 15, 20, 26
Meinhardsdorfergasse 1, 7, 10
Meiselstraße 13, 22, 46
Möringgasse 12, 16

Neubaugürtel 7, 17, 21, 23, 23 a
Neubergenstraße 3, 12, 15
Nobilegasse 9–11, 24, 50

Ölweingasse 2, 14, 16, 22, 25, 26, 32, 32a, 35
Österleingasse 4, 5
Onno-Klopp-Gasse 9
Ortnergasse 3, 6, 7

Palmgasse 3
Passettistraße 10
Pater-Schwartz-Gasse 7
Pelzgasse 1, 5, 20
Pfeffergasse 6
Pilgrimgasse 4–6
Pillergasse 5, 9, 10, 11, 16–18,
Pouthongasse 3, 7, 9, 13
Preiysinggasse 4, 16, 20a, 30

Rauchfangkehrergasse 8, 11, 27, 40
Reichsapfelgasse 8, 15, 22, 26,
Reindorfgasse 8, 10, 12, 13, 17, 18, 30, 33, 34, 35, 37, 39, 44
Reinhartgasse 8
Reithoferplatz 1, 11
Robert-Hammerling-Gasse 4, 12, 17, 22, 24, 25 (?)
Rosinagasse 1–3, 7, 9, 14
Schanzstraße 32, 52
Scharnhorstgasse 7

Schweglerstraße 5, 10, 11, 12, 14, 26, 32, 37, 38, 40, 42, 46
Schwendergasse 1a, 1d, 3, 11, 13, 15, 16, 18, 19, 21, 25, 29, 35, 37, 40, 61
Sechshausergürtel 9
Sechshauserstraße 1, 3, 5, 8–10, 11, 13, 20, 24, 26, 37, 39, 42, 43, 45, 49, 57, 59, 60, 62, 64, 68, 70, 76, 82, 91, 97, 98a, 120, 124
Seibelgasse 1
Selzergasse 9–11, 12, 17, 40
Siebeneichengasse 16
Sperrgasse 2, 3, 4, 6, 9, 12, 13, 23
Sparkassaplatz 6
Staglgasse 6, 10, 12
Stättermayergasse 2, 5, 16, 31
Stiegergasse 2, 3, 4, 5, 5a, 16
Stordhengasse 4, 23
Sturzgasse 1c, 4b, 45, 46
Stutterheimstraße 8

Tellgasse 23
Talgasse 1, 8, 9, 11
Tannengasse 4, 5, 7, 22
Tossgasse 2, 2a
Turnergasse 3, 8, 22, 27, 29, 30, 31

Ullmannstraße 5, 29, 38, 41, 42, 43, 47, 48, 58, 59, 59a, 61

Viktoriagasse 1, 8, 14
Vogelweidplatz 2
Volkergasse 3

Weiglgasse 14, 21
Wieningerplatz 9
Winckelmannstraße 2, 6, 8, 10, 34, 36
Würfelgasse 2, 4, 6
Wurmsergasse 13, 26, 41, 43, 44, 45
Wurzbachgasse 2, 12, 14, 16, 19, 21

Zinkgasse 4, 13, 20, 22
Zwölfergasse 1, 3, 6, 19, 23